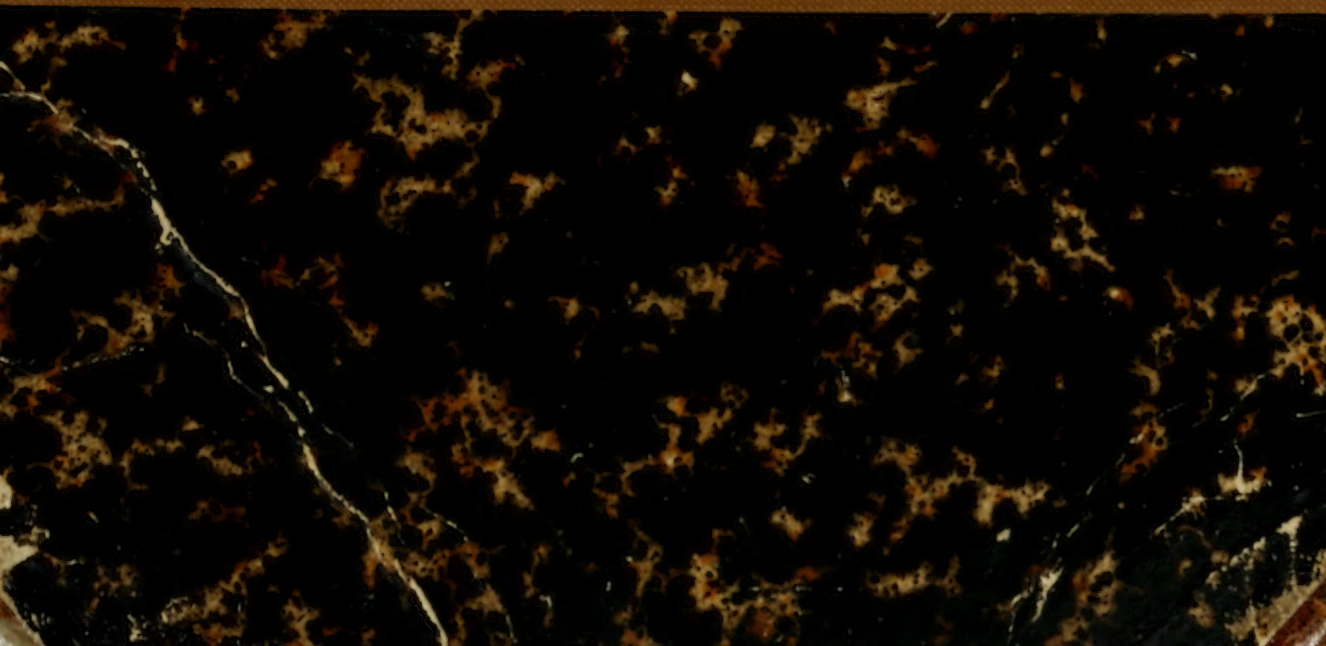
3 1761 07165023 8



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/fliegendesalbumf00saph

Moritz Gottlieb Saphir

Fliegendes Album

für

Ernst, Scherz, Humor

und

lebensfrohe Laune.

Von

M. G. Saphir.

Erster Band:

Declamations-Saal

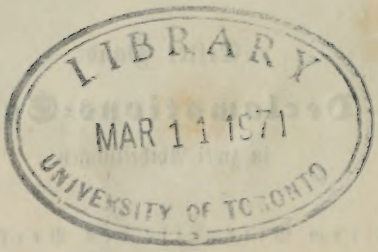
in zwei Abtheilungen.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Leipzig, 1846.

Verlag von Ignaz Jackowitz.

PT
2461
S6F5
Bd.1



Declamations-Saal.

Von

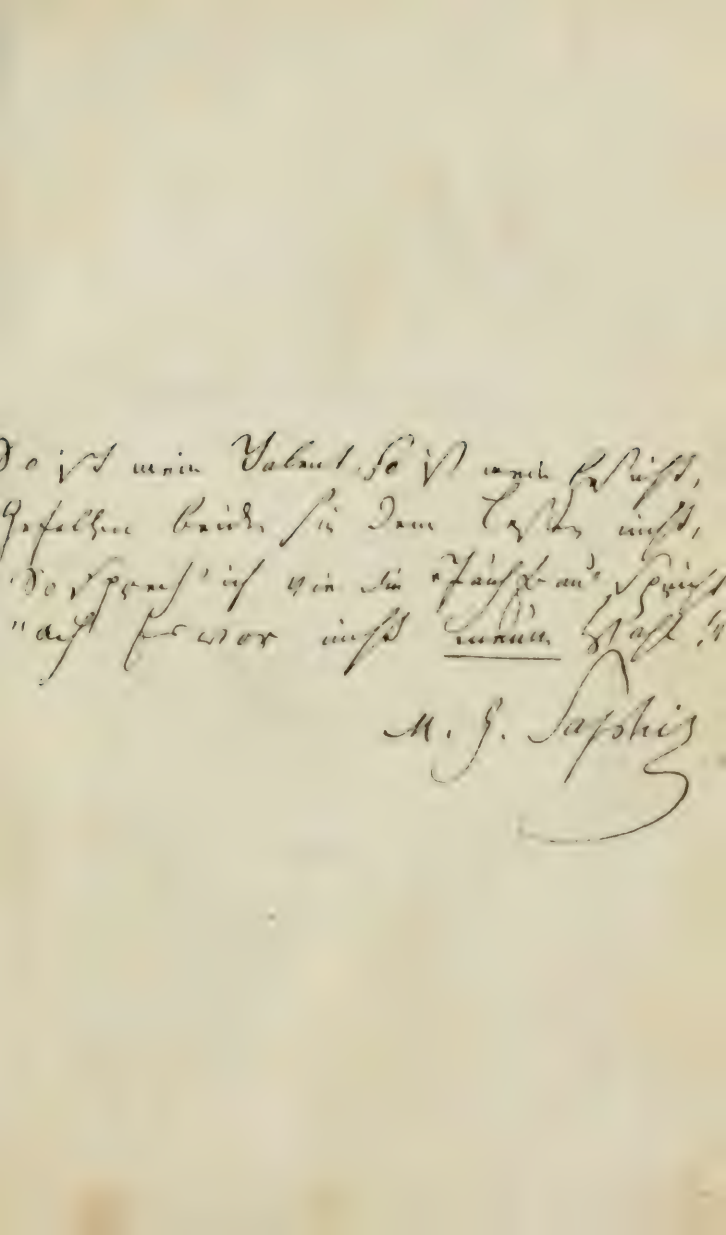
M. G. Saphir.

In zwei Abtheilungen.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Leipzig, 1846.

Verlag von Ignaz Jackowitz.



Inhalt des ersten Bandes.

Seite

1. Abtheilung. Ernste Declamationen.

Das Gewand der Erde 1
Die Schöpfung des Traumes 6
Das Lied vom Menschenleben 15
Der schönste Edelstein 33
Der Priester und der Graf 37
Das Gnadenbildniß 41
Maria in der Grün 45
Das Liedlein von der Rose 49
Das innere Auge 55
Der Liebe und des Ruhmes Kranz 59
Der stille Gang 68
Das Lied vom Frauenherzen 72
Der Erde und des Herzens Quellen 88
Die Rose vom Grabe 91
Des Invaliden Rundgang 100
Der verkaufte Schlaf 109
Perle und Demant 120
Des Kindes Zuversicht 127

Seite
Das Wettrennen des Lebens. 132
Die beiden Sänger. 135
Stimmengewalt. 141
Erdenfluch und Himmelssegen. 145
Das Weihnachtsfest der Todten. 152
Der alte Jüngling. 158
Die Sage vom Helenenthale. 163
Blumentod. 171
Der Liebe Macht und ihre Gränzen. 181
Der Besuch. 185
Das Wort der Elemente. 188
Das jüngste Gericht. 197
Der Gang ins Blindenhaus. 202
Der Himmelsrath und die Lebensengel. 207
Prolog. 212

---

2. Abtheilung. Heitere und scherzhafte Declamationen.

Selbststudien und Declamationsprobe. Eine scenische Drolerie. 219
Nur Hochdeutsch oder der G'nackstreich. 238
Sanftes Ehestands-Duettino. Für Trommel und Contrabaß gesetzt. 241
Conjugations-Examen des Zeitwortes „Lieben". Ein grammatikalischer Schwank. 247
Man trägt's jetzt so; man macht's jetzt so; man will's jetzt so; so lassen wir's auch so. Eine Zeitbagatelle. 252
Die langen und die kurzen A und O. Eine declamatorische Etude. 256

Seite

Silhouette einiger Unterscheidungszeichen. 260
1) Die Pause. . . . . —
2) Das Empfindungszeichen. . . . . —
Die grauen und die heitern Schwestern. Proleg. . . 261
Die Tonleiter eines Männernamens. Ein kontrapunktistischer Liebesschmerz. 264
Das Sololustspiel. 268
Die gute Wirthin und die sanfte Gattin. Variationen auf das beliebte Thema: „Eheglück.“ 276
Etymologische Menuet der Wörtchen „Kommen“ und „Gehen.“ 281
Männlich und Weiblich. 284
Die Maus, die Ratte und des Nachbars Frau. . . 288
Die guten und die schlechten Freier. 290
Ehe-Whist und Liebe-Böston. 295
Nehmen und Geben. 299
„Na“. Ein einsilbiger Roman. 303
Der Tod und ein Weib. Ein Schwank. 306
Der Frauen-Senat und das Schlußprotokoll. Ein Schwank. 310
Ei! Ein Sylbenspiel. Seitenstück zu dem Gedichte „Na!“ 317
Frauenherz und Eisenbahn. 320
Splitter und Balken. Gelegenheitsspaß zur Declamation im halblokalen Dialekt. 324
„Singe wem Gesang gegeben.“ Eine declamatorische Gesangs-Etude. 327
Schwimmlectionen auf dem Trocknen. 330
Etuden. 333
Tres faciunt Collegium oder das Consilium der kranken Liebe. Ein humoral-pathologischer Scherz. 337
Kein Malheur, jedoch fatal. 341

Seite

Das ist da gewesen, und das ist noch nicht da gewesen. Launiges Duo. 346

Das alte Liedlein von der neuen Zeit. Eine Bagatelle. 351

Gehorsamer Diener, das ist ein Wiener! Eine häusliche Naturbeschreibung. 354

Kalenderweisheit und Aprilnarren. 359

Weinen und Lachen. 363

O, o! Ho, ho! So, so! Rococo! Eine zwanglose Drolerie. 367

Declamations-Saal.

Erste Abtheilung:

Ernste Declamationen.

Das Gewand der Erde.

Paramythe.

Zum dritten Male aus dem Morgenthore
Zog mit dem goldbehuften Lichtgespann
Die junge Königin des Tags, Aurore,
Die Fäden dunkler Dämmerungen spann
Ihr geld'ner Finger ein zum Rosen-Flore,
Der Strom der feuchten Strahlenlocken rann
Zur Erd' herab, die, wie ein dunkler Kloben,
Von keinem Kleid bedeckt war und umwoben.

Da sprach die Göttin mit der Strahlenkrone:
„Ihr Schöpfungsgeister alle, kommt herbei!
Die Erde ist bestimmt dem Erdensohne,
Daß sie sein Reich und seine Wohnung sei,
Doch, daß er nicht auf nacktem Boden throne,
Gebt ihr ein Kleid um ihre Glieder neu,
Gebt ihr ein Kleid, auf daß sie nicht erröthe,
Daß schnell der Tag vor ihre Augen trete."

Da trat hervor in seiner Strahlenbinde
Der Geist des „Demants" mit dem Feuerschein,
Berührt' mit seinem Fuß die Erdenrinde
Und sprach: „So soll das Kleid der Erde sein,
Ihr Feuer und ihr Wasserstrahl verkünde,
Daß ihr Gewand der erste Edelstein,
Ein Strahlenstrom entspringe ihrem Kleide,
Daß Tag und Nacht in seinem Glanz sich weide!"

Da bat der Erde Schutzgeist schüchtern, leise:
„Aus „Demant" webe nimmer ihr Gewand,
Die Erd' wird nicht bewohnt vom Götterkreise,
Der in dem Lichte hat sein Vaterland.
Des Menschen Aug' ist schwach, des Lichtes Gleise
Sie fließen blendend ihm zum Wimperrand,
Aus Demant schaffe nicht das Kleid der Erde,
Auf daß der Mensch nicht blind im Glanze werde!"

Da trat heran, vom Morgenlicht umgossen,
Der Geist nun des „Rubin's," im rothen Kleid,
Und spricht: „So sei die Erd' denn eingeschlossen
In Roth, in dem sich jeder Tag erneut,
Wenn er, vom reinen, hellen Licht umflossen,
Erscheint in Morgenrothes Herrlichkeit,
Im Kleide von Rubinen soll sie prangen,
Das Licht des Morgens geben und empfangen!"

Allein der Erde Schutzgeist hat nun wieder:
„Nicht aus Rubinen sei ihr Kleid voll Pracht,
Das Licht den Menschen strahl' von oben nieder,
Und nicht vom Staub, aus dem er selbst gemacht,
Ihn grüße nur des Morgenlichts Gefieder,
Wenn er des Morgens aus dem Schlaf erwacht,
Damit ihn jeder Tag mag unterweisen,
Den Quell des Lichtes dankend lobzupreisen."

Da trat heran im Kleid, dem ätherglei chen,
Der Geist des „Saphir's," blau und weich und mild,
Und sprach: „Ich will ein Kleid der Erde reichen
Nach meines Azurstrahles Ebenbild,
Mit jenem Glanz, dem freundlich sanften, weichen,
Wie er vom Himmel lieblich niederquillt,
Damit ein zweiter Himmel sie, im Kleinen,
Im blauen Kleide strahlend mag erscheinen!"

Und wieder trat heran, mit leisem Zagen,
Der Erde Schutzgeist dann: „Nicht Aetherblau
Will ein Gewand der jungen Erd' behagen,
Nicht Azurgleich sei Feld und Wald und Au',
Nicht gleiches Kleid soll Erd' und Himmel tragen,
Der Aether glänze nur in Himmelsblau,
Damit empor man seinen Blick entfalte
Und nicht die Erde für den Himmel halte!"

Darauf verfinstern sich Aurorens Wangen,
Das Roth entflieht aus ihrem Angesicht,
Und finst're Ungewitterwolken hangen
In Tag hinein mit ihrer schwarzen Schicht,
Die Schatten dichter Finsternisse fangen
Den Strahl aus dem zerriss'nen Netz von Licht,
Und aus dem Bett vom Lichte und vom Dunkeln
Sprang der „Smaragd" heraus im grünen Funkeln.

Und also sprach Smaragd: „Aus Licht und Schatten
Entspringt das Grün im bunten Farbenbund.
So wie sich Licht und Finsterniß auch gatten
In dem Geschöpf auf jenem Erdenrund,
So web' ich zum Gewand von Flur und Matten
Ein Kleid, das Licht und Schatten hat zum Grund,
Ein grünes Kleid, ganz feenhaft gewoben
Aus Erdendunkel und aus Licht von oben!"

Darauf berührt' mit seinem Strahlenkusse
Smaragd der Erde farbenlosen Saum,
Und plötzlich stand im grünen Feuerguss
Gebüsch und Strauch und Feld und Flur und Baum,
Es spiegelt sich der Schmelz im Wiesenflusse,
Es spiegelt sich der Schmelz im Meeresschaum,
Es spiegeln sich des Schmelzes grüne Wellen
In Gras und Halmen, die zum Teppich schwellen.

Und all' die Edelsteine dann zusammen,
Sie wirkten Blumen in das grüne Kleid,
Der Demant stickte reine Lilienflammen,
Rubin stickt' Rosen ein zur Blütenzeit,
Und Veilchen, die dem zarten Blau entflammen,
Hat Saphir an des Kleides Saum gestreut,
Und für den Herbst auch stickten tiefre Tinten
Opal, Topas, Granat und Hyacinthen.

Und lächelnd sah der Erde Schutzgeist nieder,
Und segnete die Erd' im neuen Kleid,
Und sprach: „Es walle stolz um deine Glieder,
Doch daur' es immer nur auf kurze Zeit,
Es welke jährlich in dem Herbste wieder,
Und werd' im Frühling jugendlich erneut,
Auf daß Du denkst bei jedem neuen Kleide
Der Macht, die es gestickt zum Festgeschmeide,

Und daß der Mensch den Frühling soll empfangen,
Wie einen Boten aus dem Himmelsland,
Auf Gottes Segenswort hervorgegangen,
An die verzagte Menschheit ausgesandt,
Daß sie nicht zitt're, wenn des Lebens Spangen
Nicht halten mehr am irdischen Gewand,
Denn wenn der Erd' ihr Kleid zurück wir geben,
Wird ew'ger Frühling neues Kleid uns weben!"

Die Schöpfung des Traumes.

Wie entstand das Feenreich der Träume?
Wer erschuf die schöne Fabelwelt?
Wer ergriff die Aetherschäume,
Hat zu Bildern sie dann festgestellt?
Wer ersann die klingenden Gedichte,
Die der Schlaf improvisirt?
Wer bemalt die lieblichen Gesichte,
Die der Schlummer mit sich führt?
Woher rauschen diese Wogen,
Wo Delphinen lauschen d'rein?
Wer erbaute diesen Bogen,
Von der Erd' in Himmel 'nein?
Wohin ziehen diese Bilder,
Himmelhoch im Traumballon?
Wessen sind die bunten Schilder,
Wie entwandt vom Sternenthron?
Wer kredenzt die Zauberschale,
Die so süßen Wahnsinn beut?
Wer durchsticht mit gold'nem Strahle,
So des Schlummers schwarzes Kleid? — —
— Ich will's Euch erzählen. Hört mich freundlich an!
Gut erzählen? Nun, so gut, als ich es eben kann.
Gut was zu erzählen, dazu braucht man Zwei:
Den, der gut erzählt, und den, der gut zuhören kann dabei. —

Prometheus, der von Göttern Hochgeehrte,
Des Ozean's gepries'ner Tochtersohn,
Titanenkind und Jupiters Gefährte,
Ein Günstling an des Blitzeschleud'rers Thron,
Prometheus, dem schwillt im Uebermuth die Seele,
Er dünkt sich Göttern gleich in diesen Reih'n,
Und daß zum Gotte ihm auch gar nichts fehle,
Will er, geschaffen, nun auch Schöpfer sein.
Aus weichem Thon ein Bildniß er gestaltet,
Den Göttern gleich an Bau und Angesicht.
Doch liegt das Bildniß da, zum Stein erkaltet,
Gefühl hat es und auch Gedanken nicht.
Da stahl er kühn vom Himmel einen Funken,
Und flößt ihn ätherglеich dem Bildniß ein,
Und als dies Bild die Glut getrunken,
Wird es durchzuckt vom lebensvollen Sein.
Gesprungen ist die regungslose Schranke,
Das Bildniß lebt, es sieht, es spricht, es geht,
Das große Götterzeichen, der Gedanke,
Am Thron der Stirne majestätisch steht!
Prometheus jauchzt. O, jauchze nicht, Verbrecher!
Die Götter gehen schrecklich zu Gericht,
Zum Nektar laden sie den ird'schen Zecher,
Zu ihrem Feuertrunke wahrlich nicht.
Wohl glücklich ist das hochbegabte Leben,
Das in der Brust den Himmelsfunken trug,
Wenn ihn der Himmel als Geschenk gegeben,
Doch wer ihn stiehlt, dem wird er nur zum Fluch.
Und also rief aus Flammenblitzen,

Im Götterrathe Vater Zeus:
„Auf! Schmiedet ihn an Felsenspitzen,
Entfernt ihn weit aus unserm Kreis!
An heißen Ringen sei er angekettet,
Und preisgegeben unserm Sonnenbrand,
Auf ewig auf den Glutenfels gebettet,
Und von dem Glutenstrahle wund gebrannt!
Und weil er dachte g'ring, verächtlich
Von unserm tiefverhüllten Schöpferlauf,
D'rum zehr' ein wilder Adler nächtlich
Mit Hungergier das Eingeweid' ihm auf.
Denn nur dem Aar ist Reue zu vergleichen,
Die nächtlich ihren Fittig näher trägt,
Und in des Sünders Herz und Brust und Weichen
Die blutgeschärften, wilden Klauen schlägt;
Denn Reue ist die Tochter vom Gewissen,
Und das Gewissen hält Gerichtstag nur bei Nacht,
Wenn des Verbrechers angstzerknülltes Kissen,
Von Thränen feucht, den stummen Zeugen macht.
So soll die Reue an Dir nagen
Dem Adler gleich, der nimmer satt,
Der in dem Ton von Deinen Jammerklagen
Nur neuen Reiz zum wilden Hunger hat!
Doch das Geschöpf, das Du geschaffen
Durch Deinen Frevel sündenhaft,
Ein Mittelding von Gott und Affen,
Sei nicht so hart, wie Du, bestraft.
Denn dieses kleine Fünkchen Himmelsfeuer,
Das Du für ihn gestohlen hast, so klein,

Bedecke ich mit einem dichten Schleier,
Auf daß es werd' zum Zweifelsdämmerschein!
Und nur am Tage, wenn am Himmelsbogen
Die Sonne flammt, aus der sein Funke kam,
Sei auch der Mensch vom Geist durchzogen,
Den aus dem Lebenslicht er nahm;
Allein des Nachts dann, wenn der Sonne Funkeln
Wird von der Dämm'rungs-Wimper eingehüllt,
Soll auch der Funke sich verdunkeln,
Der Deinen Menschen licht erfüllt. —
Er hab' Empfindung nicht, und nicht Gedanken,
Selbst seine Sinne leg' er kraftlos ab!
So setz' der Schlaf ihm nächtlich seine Schranken,
Und jede Nacht sei ihm ein off'nes Grab!" —
So sprach Zeus. Und als die Dämm'rung ihre Hülle
Faltenreich, in weiter Liebesfülle,
Um die strahlentrunk'ne Erde wand,
Sank der Mensch, der kaum belebte,
Dem sein Denken und sein Geist entschwebte,
Wie ein Steinbild hin an Baches Rand.
Wo ihn dann im Gras', im feuchten,
Bei des Glühwurms mildem Leuchten,
Bald der Chor der Grazien fand.
Froh erstaunt sah'n sie am Boden,
Ohne Leben, doch mit Odem,
Die Gestalt, die schlafgebannte,
Seltsam neue, unbekannte,
Zartgeformte, gottverwandte;
Auf den Wangen Jugendblüte,

Und der Mund wie Pfirsichblüte,
Auf dem Stirnenschild, dem blanken,
Geister abgeschiedener Gedanken;
Auf den hochgewölbten Augenbogen
Ruhten Pfeile, hoch verwogen,
Und des Herzens leises Schlagen
Schien im Schlafe selbst zu sagen:
„Menschenherz, in Lust und Kummer,
Menschenherz hat niemals Schlummer!
Menschenherz, in Tag und Nächten,
Menschenherz hat stets zu rechten!
Menschenherz, wenn auch gebrochen,
Menschenherz muß dennoch pochen!
Menschenherz ist nie im Hafen!
Menschenherz kann niemals schlafen!
Menschenherz, zu Lust und Schmerz,
Menschenherz sucht — Menschenherz!" —

Und die Grazien knieen wieder
Zu dem stillen Steinbild nieder,
Und mit leisem Wohlgefallen
Sehen Sie des Herzens Wallen,
Und das Antlitz, wo die Blüte
Süßen Schlummers dunkel glühte;
Und sie fühlen voller Mildniß
Mitleid mit dem stillen Bildniß,
Und beschlossen, in den Schlaf, vom Zeus gegeben,
Ein schön'res Leben einzuweben,

Eine Welt voll wunderſamer Märchen,
Eine Welt voll wunderſamer Dramen,
Voll von Elfenprinzen, Nixendamen,
Voll von ſchönen Sylphen-Pärchen,
Voll von Duft, wie Lindenblütenbäume,
Voll von Glanz, wie Abendwolkenſäume,
Kurz: die Welt der wunderſamen Träume! —
Und die Eine neigt ſich, wie zuvor,
Flüſtert leiſ' dem Schläfer in das Ohr:
„Melodien,
Die aus dunklen Hainen ſchwellen,
Sollen, wie ein Bad von Wellen,
Deinen Schlaf umziehen!
Lerchenklänge, Liebesſänge,
Sollen Dich umrauſchen!
Nachtigallen-Sehnſuchtsklänge
Soll Dein off'nes Ohr belauſchen!
Hören ſollſt Du, wenn die Roſe
Zu dem Dörnlein ſpricht: Halt' Wacht
Heute Nacht!
Daß der Schmetterling, der loſe,
Weg den Thau nicht ſchlürft,
Den mein Herzblatt ſelbſt bedürft'!"
Hören ſollſt Du, wenn dem Veilchen, thauverjüngt,
Das Vergißmeinnicht ſein Ständchen bringt,
Vor dem Gräſergitter ſingt:
„Wer da liebt, kann der vergeſſen?
Wer vergißt, hat der geliebt?
Lieben heißt ja: Nie vergeſſen!

Und Vergessen: Nie geliebt!
Wer da liebt, und kann vergessen,
Hat vergessen, wie man liebt!
Hat geliebt, es zu vergessen:
„Wer vergißt, hat nie geliebt!"
Lieben heißt: Sich selbst vergessen.
Und vergessen heißt: Sich selbst geliebt!
Wer geliebt hat und vergessen,
Hat vergessen, wie man liebt!
Der beleidigt wahre Lieb', der spricht:
„Liebe Lieb', vergiß mein nicht!" —
D'rauf neigt sich die Zweite nieder,
Küßt des Schläfers Augenlieder:
„Eine Welt soll Dir sich zeigen
Dem Gesetz des Irdischen nicht eigen;
Wo nichts wird, nichts keimt und nichts entstehet,
Nichts zerfällt und nichts verblüht und nichts vergehet,
Wo die Frucht sitzt schon im Blätterschooße,
Und die Knospe schon ist Rose,
Wo ein Thau wird Meereswogen,
Und ein Strahl zum Regenbogen,
Wo ein Laut wird zum Chorale,
Wo ein Blatt wird Opferschale,
Wo dem Worte folgt Erhörung,
Wo dem Blicke folgt Gewährung,
Wo der Sehnsucht folgt die Stillung,
Wo dem Hoffen folgt Erfüllung,
Wo die Thäler und die Gipfel,
Und die Wurzeln und die Wipfel,

Und die Klüfte, weit zerrissen,
Sich umarmen und sich küssen,
Wo nicht Krankheit, nicht Genesung,
Und nicht Tod und nicht Verwesung!" —
Und die Jüngste, wie mit leisem Nippen,
Küßt des Schläfers Scharlachlippen:
„Deine Phantasie entfesseln
Soll des Todes Bruder, Schlaf,
Der Dich auf des Lebens Nesseln,
Auf des Daseins Dornen traf.
Soll tausend Welten Dir enthüllen
Gar fabelhaft und wunderbar,
Soll mit Gebilden sie erfüllen,
Mit einer zaubervollen Bilderschaar!
Bald sind's Elfen, die im Reigen
Aus den Lilienkelchen steigen:
Bald sind's Nixen, die aus Quellen
Reichgeschmückt sich Dir gesellen;
Bald sind's Sylphen, die mit Flügeln
Tanzen auf den Frührothhügeln;
Bald sind's Mädchen, die mit Rosen
Dich umflechten, Dich umkosen;
Bald sind's Maler, die mit Bildern
Dir des Himmels Reize schildern;
Bald sind's Dichter, die mit Liedern
Deine Seufzer Dir erwiedern;
Bald sind's Tänzer, die in Gruppen,
Sich verkleiden und entpuppen;
Bald sind's Kinder, die mit Lächeln

Und mit Küssen Dich umfächeln!
Bald sind's Schmetterlinge, Blumenschaukler,
Kolibri und Sonnengaukler,
Märchenseelen, Wagenspringer,
Räthselgeister, Tyrsusschwinger,
Bildermänner, Zitherschläger,
Schattenspieler, Falkenjäger!
Und noch and're Bilder tausend,
Die im Reich der Geister hausend,
Lachend, neckend, flüsternd, sausend,
Dir den Schlaf, den bleiern schweren,
In ein Götterreich verkehren!" —
Und als die Grazien schwiegen,
Da malt auf des Schläfers Zügen
Ein Lächeln sich voll Herzvergnügen,
Und auf den zarten Lilienwangen
War ein erhöhtes Roth ihm aufgegangen,
Es schwebt ein Kuß um seiner Lippen Saum,
Und so entstand des Menschen erster Traum! — —
— Wenn Ihr mich nun fragt, wie so der Dichter dies erfahren?
Wer's ihm gesagt, ob's die Grazien selber waren?
Ob er in müßig stillen Morgenstunden,
Das Ding so in der Luft gefunden?
Ob er's in einem alten Buch gelesen?
Ob er gar selbst ein Zauberwesen?
Ich weiß es nicht! — Er hat das Ding nun einmal so gereimt;
D'rum seid so gütig und denkt — er hat das Ding geträumt! —

Das Lied vom Menschenleben.

In dem Göttersaal, dem wunderbaren,
Blumenduft'gen, sternenklaren,
Wo im Kreis die Götterſitze funkeln,
Steht ein Spinnrad nur im Dunkeln,
In der Nische tiefem Bogen,
Der vom Lichte nicht durchzogen.
— Sieben Schickſalsſchweſtern ſitzen
Unter Donnern, unter Blitzen
Um das Spinnrad, finſterſinnend,
An dem Lebensfaden ſpinnend.

(Muſik.)

Sechs der Schweſtern, grämlich, tückiſch und verdroſſen,
Menſchenfeindlich, menſchenhaſſend, ſind entſchloſſen,
Mit der Hand, der knöcheldürren,
Dieſen Faden zu verwirren;
Kummer, Jammer, Zittern, Beben,
In den Faden einzuweben,
Ihn durch Knoten zu verwirren,
Die der Tod nur kann entwirren! —
— Doch die Jüngſte von den Spinnerinnen
Jung und lieblich, wie des Tag's Beginnen,
Blühend, wie auf Unſchuldswangen
Zartes Roth iſt aufgegangen,
Reizend, wie ein Kuß im Traum,
Der ſich wiegt auf Purpurſaum,

Sitzt in milder Denkungsweise,
In der Schwestern engem Kreise,
Ihren Dienst da zu verrichten,
Und den Faden, den schon dichten,
Wenn er kommt zu ihren Händen,
Ab ihn schließend zu vollenden. —
Und wo die Schwestern in den Faden
Allen ihren Grimm entladen,
Wo sie eingewoben Weh und Schmerzen,
In das zarteste Geflecht vom Herzen,
Läßt die jüngste Schwester, still, bei Seiten,
Dann den Faden, den gefehten,
Langsam durch die Finger gleiten,
Neigt das holde Haupt hernieder,
Webt hinein dann hin und wieder
Eine Schenkung, eine Gabe,
Die, als Trost und Herzenslabe,
Fähig sei, den Erdenkindern
Ihres Lebens Leid zu lindern! —

(Musik.)

Also singen sie, die Schicksalsschwestern:
„Schnurre, Spinnrad, schnurre!
Surre, Rädchen, surre!
Heut, wie morgen, heut, wie gestern!
Rocken stehe! Rocken halte!
Daß sich das Gespenst gestalte.
Wetterhexen, Koboldmündel!
Nebelgeister! Sumpfgesindel!

Bringt herbei die schwarze Spindel,
Nehmt als Hanf dann aus dem Bündel,
Gebt als Hanf dann auf die Spindel:
Nebelwolken, Wolkenwolle,
Dürres Gras aus Kirchhofsscholle,
Welkes Laub von Grab-Cypressen,
Seufzerschilf, am Sumpf gesessen,
Einen Zweig der Trauerweide,
Schierlingswurzel von der Haide,
Eine abgelegte Haut der Schlange,
Etwas Werk vom Henkerstrange,
Distelköpf' und Stachelbeere,
Igelhaar und Krebsenscheere,
Nesselkraut mit spitzen Enden,
Feuchtes Moos von Kerkerwänden,
Haar vom Haupt, auf nächt'gem Kissen
Voll Verzweiflung ausgerissen,
Alles dieses bringt vom Brocken,
Zerrt es aus, zu langen Flocken,
Gebt's hinauf auf unsern Rocken,
Daß daraus, nach unsern Sinnen,
Jenen Faden wir gewinnen,
Menschenleben d'raus zu spinnen!" —

(Musik.)

Doch die jüngste Schwester harrte,
Bis das Spinnrad lauter knarrte,
Nahm sodann des Fadens Ende
In die weichen Blumenhände;

Als das Rad die andern treten,
Fängt sie leise an zu beten:
„Weltenschöpfer, Weltenmeister!
Der Du schufst die guten Geister,
Der Du sagst den Engeln allen,
Daß sie mögen niederwallen
In die tausend kleinen Welten,
Fern von Deinen Lichtgezelten,
Deinen Segen auszugießen,
Deine Gnade zu erschließen!
Weltenherrscher, Weltenmeister!
Sende Deine guten Geister,
Auf den kleinen Erdenkloben,
Der da ist aus dunklem, grobem
Lichtversagtem Stoff gewoben,
Der da hängt im niedern Raume,
Tief an Deines Strahlenmantels Saume,
Der fiel in die finstere Szene,
Von dem großen Bauriß Deiner Pläne,
Wie von der Wimper fällt die Thräne,
Sende sie dem Staubgebornen,
Sende sie den Lichtverlornen,
Sende sie den Schmerzerkornen,
Die mit Zittern und mit Beben
In dem kleinen Tropfen leben,
Der dem Welten-Eimer ist entronnen,
Als Du zogst aus Deinem Schöpfungsbronnen,
Himmel, Sterne, Mond und Sonnen! —
Laß mich allhier Mittel finden,

In ihr Dasein einzuwinden:
Stillen Zauber, der entkräftet
All' die Flüche d'ran geheftet;
Lehr' mich süßen Balsam kennen,
Lehr' mich Zauberformel nennen,
Lehr' die Gaben mich, die rechten,
Diesem Faden einzuflechten
Was da kann dem Schmerze wehren,
Was da kann das Dunkel klären,
Was versüßt die bittern Zähren,
Was da stillt das Herzverlangen,
Was da kühlt die Glutenwangen,
Was beschwichtigt in den Adern
Wilder Wünsche wildes Hadern;
Was beschwichtigt im Gedanken
Wilden Wähnens irres Schwanken;
Was beschwichtigt in den Sinnen
Wilder Frevel wild' Beginnen;
Was beschwichtigt in den Nerven
Wilder Widerhaken Schärfen;
Was beschwichtigt das Gewissen,
Das von blut'gen Natterbissen
Zu den schwarzen Höllenflüssen
Der Verzweiflung wird gerissen!" —

(Musik.)

Aber jene sangen wieder: „Schnurre, Rädchen, schnurre!
Surre, Rädchen, surre!

Heldenleben! Heldensein zusammen!
Laßt's uns spinnen und verdammen!
Heldenruhm, wie sehr er glänze,
Heldenruhm und Siegestänze,
Heldenruhm und Strahlenkränze,
Kühle nie des Helden Herzbegehren!
Sätt'ge nie die Sucht nach Ehren,
Lösche nie die Glut, mit Heeren
Gegen Völkerruh' sich zu empören!
Ehrgeiz, dieser Drache, winde
Wild sich um des Ruhmes Binde;
Und mit tausend Riesenlungen,
Und mit tausend Natterzungen,
Spei' er Wuth von Flammenrachen,
Um den Blutdurst anzufachen!
Daß die Welt in Blut sich tauche,
Daß sein Stahl vom Blute rauche
Bis der Held und Triumphator,
Wird ein Tiger, Usurpator,
Bis in vollen Ungewittern,
Seine Kränze all' zerknittern,
Seine Säulen all' verwittern,
Seine Kronen all' zersplittern,
Und sein Bischen Asche gibt die Lehre,
Von des Heldenruhm's Chimäre,
Daß er ist, wenn Wuth und Ehrgeiz bei ihm wohnen,
Fluch der Welt und Henker von Nationen!"

(Musik.)

Doch die jüngste Schwester wieder,
Neigt sich lächelnd flüsternd nieder:
„Soll man fliehen denn das Licht der Sonnen,
Weil sie ihre keuschen Strahlen,
Zündend für das Brennglas stahlen?
Soll man fluchen Mond und Sterne,
Weil sie mißbraucht oft zur Diebslaterne?
Heldenleben, das für Gott und Ehre,
Und für Vaterlands Altäre,
Und für Unschuld, Schutz und Wehre,
Und für Glaubens heil'ge Lehre,
Aufschlitzt seines Herzens Quelle,
Mit des Blutes Purpurwelle
Zu begießen große Thaten,
Daß sie hoch, in üpp'gen Saaten
Mögen goldgekrönt gerathen!
Heldenmuth und Heldenleben,
Löwenblut sei Dir gegeben,
Löwenmuth, Gefahrverachten,
Löwenkraft in Kampf und Schlachten
Löwensinn im edlen Trachten
Löwenherz und Sinn vom Leuen,
Um dem Feinde zu verzeihen!
Heldenmuth und Heldenleben!
Deinem Haupte sei ein Kranz gegeben,
Dessen Reis nur Den betheiligt,
Der dem Nachruhm ist gbeiligt!
Lorbeerreis, des Ruhms Gefährte,
Lorbeerreis, das lichtverklärte,

Lorbeerreis, von Sängerzungen
Durch Jahrtausende besungen,
Sei mit lauten Huldigungen
Um das Heldenhaupt geschlungen!"

(Musik.)

Wieder singen sie die bösen Schwestern:
„Surre, Rädchen, heut', wie gestern,
Heisa! Faden! läuf'st so rasch!
Heisa! Faden! Welch' Mischmasch!
Heisa! Dichterleben fein und bunt!
Dichterleben kömmt jetzund!
Dichterleben, dünn und zart,
Fluch sei Dir nur aufbewahrt!
Mondesstrahlen sollst Du schälen
Sonnenstäubchen sollst Du zählen,
Mit dem Traume Dich vermählen,
Und das Lebensglück verfehlen!
Lieder, die im Herzen sitzen,
Sollen mit den schärfsten Ritzen
Deine eig'ne Brust zerschlitzen!
Gelten sollst Du als Verräther,
Müssiggänger, Missethäter,
Weil Du wandeln willst im Aether,
Nicht im Schlamm, wie Deine Väter!
Was Du Edles je wirst leisten,
Sei zermürbt von rauhen Fäusten!
In den Knospen von Gefühlen,
Die an dornenvollen Stielen,

Selbstgetäuscht Du willst erzielen,
Sollen freche Finger wühlen!
Selbst wenn Du ihr farblos Leben,
Mit dem Lichtnetz willst umweben,
Das die Götter Dir gegeben,
Sollen sie's von Dir empfangen,
Nur geräuchert und auf Zangen,
Als ob Du wärst pestbefangen!
Selbst der Kreis von Elfen, Feen,
Den Du Dir zur Welt ersehen,
Sei verkleinert von der Kleinheit,
Und verdächtigt von Gemeinheit!
In den Kranz, den blüthenlosen,
Sollen Schlangen ziſchend tosen,
Bis Du selbst ihn wirst entblättern,
Bis Du fluchend selbst und bitter,
Deine gold'ne Himmelszither,
Dies Geschenk von hohen Göttern,
Unter Jubelruf von Spöttern,
An dem Felsen wirst zerschmettern!"

(Musik.)

Doch die jüngste Schwester flicht dagegen,
In das Dichterleben ein den Segen:
„Schaffe selbst Dir die Gestalten,
Wie sie in der Brust Dir walten;
Wo Dein Sinnen hin Dich leitet,
Wird das Weltall zart besaitet;
Blumenlenz und Nachtigallen,

Werden Deine Reichs-Vasallen!
Und der Klang aus Deinen Saiten,
Bleibt Dein Freund für alle Zeiten,
Und das Lied, das Du gesungen,
Hält als Liebste Dich umschlungen,
Und die Märchen, die Du hast erfunden,
Nennen Vater Dich in stillen Stunden,
Und Gefühle, die Du hast in fremden Herzen
Aufgeregt in Wonne und in Schmerzen,
Kehren, wenn Du einsam bist, zur Stelle,
Zu Dir heim, wie Bienen in die Zelle!
Dichterleben, süßbetheiligt,
Bist der edlen Brust geheiligt,
Denn es wird an schönen Seelen,
Auf der Erde niemals fehlen,
Und es lebt im Menschen-Busen
Süße Lust am Spiel der Musen,
Und Du find'st in trüben Stunden,
Herzen, die wie Du empfunden!
Wie Dich auch das Leben höhne,
Bleibt Dir die Gewalt der Töne,
Und des Menschen Liebe für das Schöne,
Frauengunst und das Geschenk der Thräne!"

(Musik.)

— Wieder singen die bösen Schwestern:
„Schnurre, Spinnrad, schnurre,
Surre, Rädchen, surre,
Heut wie morgen, heut wie gestern!

Rocken stehe, Rocken halte!
Daß sich das Gespinnst gestalte;
Denn des Lebens dünnstes Fädchen,
Denn des Lebens zartstes Fädchen
Windet jetzt sich auf das Rädchen.
Dreh' Dich, dreh' Dich ohne Gnaden!
Spinne fest den Liebesfaden,
Spinn' den feinsten Herzensfaden!
Rädchen, Rädchen sei recht thätig,
Liebesfaden, doppeldräthig!
Herzen zwei sind dazu nöthig.
Liebe wird wie Flachs gewonnen,
Liebe wird wie Flachs gesponnen:
Erst gesä't in weiche Stelle,
Daß sie wachse bald und schnelle; —
Dann vom Boden ausgerissen,
Wenn die Blüthe nah' wir wissen;
Dann geweicht in Thränenwasser
Daß sie werde blaß und blasser;
Durch des Schicksals Hechel dann gezogen,
Dann geknickt, zusamm'gebogen;
Dann gezerrt zu bleichen Flocken;
Dann gefesselt an den Rocken;
Dann durch mitleidslose Hände
Ausgesponnen ohne Ende,
Und zuletzt zusamm'gebunden
Als ein Knäu'l von Schmerz und Wunden.
D'rum den Lebensfaden d'raus zu spinnen,
Nehmt Geweb' von Winkelspinnen,

Nehmt den Schaum vom Meeresstrande,
Den der Sturm gepeitscht zu Lande,
Nehmt die Glut der Irrwischflamme,
Nehmt den Zorn vom Hahnenkamme,
Nehmt den Druck von Ungewittern,
Nehmt vom Espenlaub das Zittern,
Nehmt von einem Erdschatz-Drachen,
Dieses ew'ge Nachtdurchwachen.
Nehmt von Eifersucht die tausend Wehen,
All' ihr Lauschen, Horchen, Lügen, Spähen,
Nehmt den Zahn der Zweifelsschlange,
Nehmt des Argwohns heiße Zange,
Nehmt des Scheidens böse Stunde,
Und der Trennung off'ne Wunde,
Nehmt Verrath und falsche Schwüre,
Und der Untreu Herz-Vampyre,
Und des Treubruchs Pestgeschwüre,
Und der Falschheit Doppellippe,
Und des Meineids Fluchgerippe,
Des Betrog'nen Schmerzerwachen,
Des Verrath'nen gräßlich Lachen,
Des Verlass'nen stilles Brüten,
Des Verzweiflers Insichwüthen,
Des Verzweiflers höllisch Lästern
Alles das, ihr Schicksalsschwestern,
Sei dem Rocken aufgeladen
Zum Gespinnst vom Lebensfaden."

(Musik.)

Und die jüngste Schwester harrte
Wieder, bis das Spinnrad knarrte,
Nahm des Liebesfadens Ende
In die lilienweißen Hände,
Um für alles Liebesleben
Glück und Wonne einzuweben,
Ja selbst für den Schmerz der Minnen
Trost und Labe einzuspinnen,
Und begann nun, leis' und lose,
All die gold'nen Liebeslose
In den Faden einzuspinnen:
Liebeswort und Liebgekose
Ausgetauscht in Sommernächten,
Das Geheimniß dann der Rose
Sich durch Dornen durchzufechten.
Flicht dazu die Seligkeiten,
Die aus tausend Winzigkeiten
Sich die Liebe kann bereiten;
Wie sie glücklich ist im Sehnen,
Wie sie selig ist in Thränen,
Wie der Blick ist ihr Gesandter,
Wie der Seufzer ihr Verwandter,
Wie die Träume ihr Gebäude,
Wie die Blumen ihre Eide,
Wie die Thränen ihre Festtagsgäste,
Wie die Sehnsucht ihre Sieste,
Und wie selbst so Leid als Qualen
Sie stets trägt als Klärungsstrahlen.
Und die holde Spinnerin singt leise

Eine kleine, tändelnd leise Weise,
Wie die Lieb' sie sendet auf die Reise:
„Liebe Lieb', du holdes Wesen,
Liebe Lieb', bist auserlesen,
Menschenleben zu beglücken,
Menschenleben zu erquicken!
Liebe Lieb', nun sollst Dich schmücken!
Bade Dich in Balsamdüften,
Trockne Dich an Maienlüften,
Auf die Wängelein, mein Kleinod,
Leg' Dir etwas Morgenroth,
In die Aeuglein, licht und klar,
Pflanz' von Augentrost ein Paar,
Um die Stirne, silberweiß,
Frauenhaar und Myrthenreis,
In die holden Ohren, klein,
Hänge Maienglöckchen ein,
Um den Hals die schönste Schnur
Von dem Thau der Blumenflur,
Und ein Kleidchen, zart und weiß,
Aus Gespinnst vom Ehrenpreis,
Und ein Gürtelchen sodann
Aus Schau! aber rühre mich nicht an!
Und an einen Schlüsselbund
Himmelschlüßlein auch zur Stund',
Auch ein Schürzchen binde um
Aus dem Blatt der Sonnenblum',
Dann die Strümpfchen, transparent,
Stricke Dir aus Lilien-End,

Und das Füßchen schütz' vor Dorn
Frauenschuh und Ritterſporn,
Dann als Fächer in die Hand,
Ein Geflecht von Himmelbrand.
Schmetterling im vollen Trab
Führt im Venuswagen Dich hinab;
Biſt Du bei dem Menſchen dann,
Herzchen wird gleich aufgethan,
Klopfeſt Du zuerſt von d'raus,
Klopfſt Du dann von d'rinn heraus.
Alſo geh', lieb' Liebe mein,
Kehre lieb beim Menſchen ein,
Daß ihm Leben lieb und Lieb' ſoll Leben ſein!"

(Muſik.)

Wieder ſingen die Schickſalsſchweſtern:
„Schnurre, Spinnrad, ſchnurre,
Surre, Mädchen, ſurre,
Heut' wie morgen, heut' wie geſtern!
Faden, Faden, voll von Leiden,
Sollſt von unſern Händen ſcheiden,
Parze kommt, Dich abzuſchneiden!
Nun, ihr Schweſtern, webt behende
An des Lebensfadens Ende,
Einen Fluch noch in die Ecken:
Todesfurcht und Todesſchrecken,
Todesangſt und Todesſchrecken,
Todesangſt und Todesgrauen,
Daß der Menſch den Tod ſoll ſchauen,

Wie die Höllenlarve häßlich,
Zähnefletschend, ekel, gräßlich,
Daß die letzte Stund' im Leben,
Sei voll Schaudern, sei voll Beben;
Daß in dieser Schauerstunde,
Er noch mache seine Runde
In sein Leben, das vergangen,
Und mit Schaudern, und mit Bangen,
Bleib' er an den Stunden hangen,
Wo er Frevel hat begangen,
Wo die Sünde ihn umfangen!
Und in seines Bettes Decken,
Und in seines Bettes Falten,
Malen sich zu seinen Schrecken
Alle seine Seelenflecken
Gräßlich ab in Blutgestalten!
Und an seines Hauptes Kissen,
Zerr' in steten Finsternissen,
Tückisch grausam sein Gewissen!
All' sein Leben sei gerochen,
In den Gluten, die da kochen
In Gebein und Mark und Knochen!
Und sein Auge sei gebrochen!
Und verklungen sei'n die Worte
An der blassen Lippenpforte!
Und sein Denken und sein Sinnen,
Soll verwirrt zusammen rinnen,
Soll mit Irrsinn ihn umspinnen,
Daß er seines Geist's nicht Meister

Und ein Spiel der Zweifelgeister,
Ohne Tröstung zu verspüren,
Jene Brücke soll passiren,
Die von diesem Uferstrande
Führt zum finstern Schattenstrande!"

(Musik.)

Doch die jüngste Schwester nimmt behende,
Schmerzlich lächelnd in die Hände
Dann des Lebensfadens Ende,
Wo er soll dem Tod verfallen,
Läßt darauf die Thräne fallen,
Neigt sich segnend auf den Faden:
„Herr des Lebens, Herr der Gnaden,
Laß mich bei des Fadens Enden
Jenen Fluch in Segen wenden!
Lehr' mich jene Milderung finden,
Diesem Ende einzuwinden,
Was der Tod kann umgestalten,
In ein höchstes Liebeswalten,
In ein sanftes Heimwärtsleiten,
In ein Land voll Seligkeiten!
Gib ihm Hoffnung an die Seite,
Gib ihm Glauben zum Geleite,
Daß der Tod nicht komm' als Strafe,
Wie ein Bruder nur vom Schlafe,
Der anstatt der hohlen Träume,
Mit sich bringt, wie Purpursäume,
All' die ew'gen Lebensbäume!

Laß ihn an das Bett der Frommen,
Wie ein Vaterlächeln kommen!
Lasse seinen Ruf erklingen,
Wie ein einst gekanntes Singen
Lasse seinen Kuß empfinden,
Wie ein Kuß beim Wiederfinden;
Lasse seinen Athem wehen,
Wie ein Hauch beim Auferstehen!
Laß aus des Auges dunklem Flore,
Leuchten Deine Gnadenthore;
Laß den reuigen Gedanken
Gleich Gebet vor Deine Schranken!
Kömmt er dann auf dunklen Wogen,
In Dein lichtes Reich gezogen,
Laß an jenen Wolken-Auen,
Ihn den Regenbogen schauen,
Diesen Eid, den Deine Milde,
Hinschrieb an des Himmels Schilde;
Bau' ihn auf als Siegespforte,
Wenn durch Deine Himmelspforte
Einst der Mensch, vom Tod geleitet,
Wenn die Glocke mahnend läutet,
Die des Herrn Ruf bedeutet,
In das Land der Heimat schreitet!

Der schönste Edelstein.

Vergebt, daß ich vor eines Possenspiels Gestalten
Vor Euch erscheine mit ernstbeschwingtem Wort;
Doch vor der Laune buntbewegtem Walten,
Ist manchmal ernste Regung am rechten Ort;
Und gerade, wenn das Herz die Flügelthüren
Weit geöffnet hat für frohen Scherz,
Da schlüpft ein Wort, geschaffen um zu rühren,
Dem Bettler gleich sich unbemerkt in's Herz,
Und schleicht wie mit dem Scherze in Verbindung
Sich glücklich durch, bis zu dem Winkel der Empfindung.
— Und so sei auch dies Wort zu Euch gekommen,
Und also gönnt ihm auch ein Plätzchen klein! —
Noch steht es an der Thür, — ein Bischen ist's beklommen,
Doch sieht es offenes Herz — und — husch! da ist's herein.
— Im gold'nen Saale sitzen sie, die Fürstensöhne,
Umgeben von des Purpurs blendenreicher Pracht,
Geschmückt mit Allem, was das Leben kröne,
Mit Allem, was das Dasein herrlich macht,
Und bei der Krone, die im Marmorsaale
Aus tausend Edelsteinen ihre Strahlen blitzt,
Entspinnt ein Wettstreit sich mit einem Male,
„Welch' ein Juwel den höchsten Werth besitzt."
In welchem Edelstein der schönste aller Kerne,
In welchem Edelstein die reinste Flamme ruht,
Welch' ein Juwel am nächsten steht dem Sterne,
In welchem Stein die schimmervollste Glut? —

Und Einer von den Fürsten sagt im stolzen Tone:
„Der Demant ist der König im Juwelenreich,
Ihm gleicht kein anderer Stein der Fürstenkrone,
Und kein Juwel kömmt ihm an Glanz und Klarheit gleich,
Ist nur der Diamant in Glut und Fluth zu schauen."

— Der Zweite spricht: „Ich aber geb' dem Feuer
Den Vorrang, das da wohnet im Rubin;
Er gleicht dem zartgewebten Rosenschleier,
Den Phöbus Finger durch das Frühroth ziehn.
Rubinenglanz, er gleichet dem Erröthen,
Der aus dem Schnee von Mädchenantlitz dringt,
Und ein Gedank' an Falschheit kann ihn tödten,
Daß an der Hand er blaß wird und zerspringt,
Und weil Gedanke nur von Schuld ihn macht erbleichen,
D'rum kann kein and'rer Edelstein an Werth ihm gleichen."

— Der Dritte spricht: „Smaragd allein ist meine Wonne,
Im Strahle von Smaragd liegt Wunderkraft,
Weil er dem Aug', das wund vom Licht der Sonne,
Durch seines Schmelzes Milde süße Labung schafft;
Wie nach dem großen Schöpfungswort: „Es werde!"
Das Feld, die Flur, der Plan, die Au', der Hag,
Der Berg, das Thal, die ganze junge Erde
Im grünen Jägerkleide vor uns lag,
So kann nur aus Smaragdes grünen Flammen,
Ein grünes Heer von Frühlingsstrahlen stammen!" —

Es kömmt dann an die Andern auch die Reihe,
Granat, Saphir, Opal erhalten auch ihr Lob,
Als sich mit einem Lächeln stiller Herzensweihe
Der Jüngste von den Fürsten mild erhob:
„Ihr habt den Edelsteinen allen hier gehuldigt,
Und schwer ist unter ihnen der Vergleich,
Ich aber zeige, wenn Ihr mich entschuldigt,
Den allerschönsten Edelstein doch Euch.
Und wollt Ihr ein paar Schritte mit mir gehen,
So sollt Ihr meinen Edelstein gleich sehen!" —

Und gerne folgen alsogleich die Andern,
Er führt vom Thore in die Vorstadt sie hinaus,
Wo sie erwartend stille mit ihm wandern,
Bis an ein kaum vollendet, groß geräumig Haus.
Noch hat's kein Dach, es stehen kahl die Mauern,
Die Thüren und die Fenster sind der Flügel frei,
Doch wird's, man sieht's, nicht gar so lang mehr dauern,
Bis das Gebäude gänzlich fertig sei.
Und an des Hauses annoch unbeschritt'ner Schwelle
Liegt rohgemeißelt und viereckig da ein Stein,
Daneben liegt ein Hammer, gleich dabei die Kelle,
Und Mörtel bringt man in dem Trog herein.
Der Fürst bleibt stehen, bückt sich milde nieder,
Und spricht: „Dies Haus da, vielgeliebte Brüder,
Nächst Gott ist's meinem Schutze anvertraut,
Für Sieche und für Kranke ist's erbaut.
Hier soll der Arme die Genesung finden,
Wenn ihm die Lebenskräfte langsam schwinden,

Hier soll den Lechzenden man laben,
Hier soll am Bett des Schlummerlosen, Schwachen
Ein freundlich Auge mitternächtlich wachen,
Hier soll, der so allein steht und verlassen
Mit neuer Zuversicht die Retterhand erfassen,
Hier soll der müde Wand'rer in der letzten Stunde
Ein Friedenswort vernehmen aus geweihtem Munde,
Und diesen Quader leg' ich jetzt als Grundstein ein.
Und sag' Euch frei: Das ist mein schönster Edelstein!"

— Da bückten sich gerührt, und ohn' Bedenken
Die Fürsten all', den Grundstein einzusenken,
Und gaben still dann Erde auch hinauf,
Und manches Frauen-Thränlein tropft darauf,
Und manche fromme Zähre auf den Grundstein rann
Als sie das Kreuz auch schlugen mit dem Hammer dann,
Und still fortmauerten und beteten dabei,
Daß es in Gottes Huld befohlen sei.
Da schien es, als ob aus dem frommen Hammerschlag
Ein Echo des Gebets zum edlen Fürsten drang:
„Was Du versenkst in stiller Erdennacht,
Das schaut das Aug', das in dem Himmel wacht,
Weil Du gemauert hast am Gottes-Stein,
Wird eine feste Mauer Gott Dir sein,
Und mit dem Hause, das Du hier der Erd' vertraut,
Hast auf den Himmel Du gar fromm gebaut.
Und trittst Du einstens in den Himmel ein,
Sei dieser einfach schlichter Mauerstein
Dir eine Stufe mehr zur ew'gen Gnade!" —

Der Priester und der Graf.

Ein Graf von Poitiers, der Jägersmann,
Zieht täglich hinaus auf die Jagd,
Die Doggen trieb er d'rauf und dran,
Und sprengt hinaus, bevor es noch tagt.
Am Sonntag selbst, mit lautem Hörnerklang
Ritt er der Kirche vorbei, dem Dorf entlang,
Und als die Glocke ertönt zum Morgengebet,
Der Priester des Ortes in der Kirchthür' steht,
Und als der Graf heransprengt, auf wildem Roß,
Und unter ihn hersauf't der Jäger Troß,
Der fromme Mann mit mildem Angesicht
Also zum Grafen, dem wilden Jäger, spricht:
„Dich ladet der Herr in sein offenes Haus,
Geh' an dem Sonntag nicht auf Waidwerk aus.
Der Herr, er ruft, er ladet Dich ein,
Tritt zum Gebet in's Heiligthum ein!"
Da lacht der Graf und ruft: „Hopp, hopp!"
Und jagt vorbei im wilden Gallop,
Er letzt sich mehr am Hörnerklang,
Als an Gebet und Meß' und Orgelsang.
Doch nicht ermüdet des Priesters Geduld.
Am nächsten Sonntag steht der Priester wieder da,
Und spricht, als er den Grafen vorbeiziehen sah:
„Dich ruft der Herr in Gnade und Huld,
Vergeben ist Dir von letzthin die Schuld,
Dich ladet der Herr in sein offenes Haus,
Geh' an dem Sonntag nicht auf Waidwerk aus!"

Da lacht der Graf und wirft den Kopf empor,
„Laß ab von mir, Du beschwerlicher Thor!
Mich reizt nicht Glocken- und nicht Orgelschall,
Mich reizt der Rüden Gebell und der Peitschen Knall."
Der Priester bekreuzt sich und schaut zum Himmel hinauf,
Doch gibt der fromme Mann den Grafen nicht auf,
Und wiederum steht er an der Kirchenthür',
Und wartet auf den Grafen mit Wehmuth schier.
Und das Glocklein tönt, welches die fromme Gemein'
Ruft in die Kirche zur Andacht hinein,
Zum Gotteshaus, zur heiligen Stell'!
Da tönt's d'rein von Jägerhörnern hell,
Der Graf ist's, der von wilder Lust entbrannt,
Den Wurfspieß wiegt in mächt'ger Hand,
Und als er vorbeikömmt auf bäumendem Thier,
Da ruft der Priester wiederum von der Kirchthür':
„Dich ladet der Herr in sein offenes Haus,
Geh' nicht am Sonntag auf Waidwerk aus!
Ich lade im Namen des Herrn Dich ein,
Du sollst an seinem Tische willkommen ihm sein."
Der Graf jedoch lacht laut und trotzt ihn an:
„Laß' das nur gut sein, Du heiliger Mann!
Der Wald da draußen, das ist mein Tisch,
Mit grünem Tuch und Wildpret frisch,
So komm' Du mit mir, ich lade Dich ein,
Du sollst mir im Walde d'raus willkommen sein."
Und spricht's, und höhnt's, und spornt das Roß,
Und saus't fort mit seinem Jägergeschoß.
Der Diener Gottes seufzt und also zu sich selber spricht:

„Der Herr verläßt, die ihn verlassen, nicht,
Und kömmt der Frevler nicht zum Kirchenaufenthalt,
So sucht er selbst ihn auf in Wüst' und Wald!"
Drauf eilt' er zum Altar, und nimmt mit frommer Hand
Das Allerheiligste von der Wand,
Und schreitet still und betend aus dem Kirchlein fort,
Und schreitet still und betend durch den Ort,
Und schreitet still und betend durch Au und Flur
Zum Wald hinaus nach des wilden Grafen Spur.
Und wie er immer betend schreitet, und blickt empor,
Da schlägt ein heller Hilfruf an sein Ohr,
Der fromme Mann erschrickt, doch zagt er nicht,
Er schreitet vorwärts, indem im Gebet er spricht,
Und wiederum schlägt ein jammernd Hilfgeschrei
Heraus aus tiefem Wald; und ohne Furcht und Scheu
Verdoppelt der Priester Gebet und Schritt,
Und als er in das tiefste Dickicht tritt,
Da liegt der Graf am Boden, unbewehrt,
Zwei Mörder schwingen über ihn das Räuberschwert.
Der Graf windet sich und ruft mit Angstgeschrei:
„Mein Gott, mein Heiland steh' mir bei!"
Da tritt der Priester plötzlich aus dem dichten Wald:
„Im Namen des Drei-Einen, sag' ich, Mörder! Halt!"
Und streckt weit vor sich hin die heilige Monstranz,
Die wunderbar erglüht im lichten Sonnenglanz.
Und als der fromme Mann so vor ihnen stand,
Das Venerabile in hoch erhab'ner Hand,
Da faßt's die Mörder an, sie steh'n erstarrt,
Sie fühlen in der Brust des Höchsten Gegenwart,

Sie sinken in den Staub und fangen zu beten an,
Und strecken ihre Hand zum frommen Gottesmann,
Und bieten selber sich, in tiefer Sünderreu,
Der Gnade und dem Recht der frommen Clerisei.
Den Grafen aber hat es mächtig übermannt,
Er stürzt auf die Knie und küßt des Priesters Hand,
Benetzt mit Thränen sie und senkt sein Haupt zur Erd',
Doch sprechen kann er nicht, sein Herz ist ihm beschwert.
Der heilige Mann legt ihm die Hand auf's Haupt:
„Mein Sohn, so glaube jetzt, wenn Du nicht längst geglaubt,
Der Herr, er lud Dich ein, Du kamest zum Herrn nicht,
So kam der Herr zu Dir und sucht Dein Gesicht,
Und sieht Dich wieder an mit mildem Vaterblick,
Und spricht wie vor zu Dir: Ich lad' Dich ein, komm' mit mir zurück,
Geh fürbaß ferner nicht an Deines Heilands Haus,
Du schüttest fürder erst Dein Herz darinnen aus!"
Der Priester schweigt und kehrt zurück mit mildem Angesicht,
Der wilde Graf fehlt ferner in der Kirche nicht!

Das Gnadenbildniß.

Am Bette des Kindes, das nach Krankheitsleiden
Genas und kaum entrissen der Gefahr,
Sitzt seine Mutter mit dem Aug' voll Freuden,
Das schon so viele Nächte schlaflos war;
Es sinkt ihr schönes Haupt ermüdet nieder
Zu ihrem Kinde, kaum dem Tod entrafft;
Es nimmt der Schlummer ihre Augenlieder
Nach lang entbehrtem Schlaf in seine Haft.
So Kind als Mutter sind vom Schlaf umfangen,
Der zu lang' ihnen war geraubt,
Es ruhet an der Mutter schlaferglühten Wangen
Des süßen Kindes kleines blasses Haupt.
Da tönt es durch die Straßen: „Feuer! Feuer!"
Und ach ein dumpf Geschrei durcheilt die Stadt,
Die schon der Brand, dies fressend Ungeheuer,
Mit tausend Armen angezündet hat;
Der Wind spielt mit den freien Flammenlocken,
Daß wild und schnell sie flattern hin und her;
Es tönt hernieder von den Feuerglocken
Wie von dem Leuchtthurm ob der Glutbenmeer.
Von Dach zu Dach in wild erglühten Flammen
Tanzt wüthend hin die wilde Feuersbraut,
Vor ihren Feuerküssen stürzt zusammen
Was jahrelange Menschenkraft erbaut.

Verspottend alle ird'schen Rettungskräfte
Umspannt ihr Gluthennetz ein jedes Haus,
Sie gießet wie zum gräßlichen Geschäfte
Das Füllhorn ihrer Feuerrosen aus,
Und Hab und Gut und Menschen sind verloren,
In Trümmern liegen tausend Häuser schon,
Da dringt auch an der Mutter off'ne Ohren
Der wild verworr'ne dumpfe Jammerton,
Sie springt empor und greller Feuerschimmer,
Der durch die Straßen lüfteglühend quillt,
Hat schon des Kindes kleines Krankenzimmer
Mit seinem krassen Lichte rings erfüllt.
Ergriffen von dem tödtlich bangen Schrecken
Ermannt zuerst sich doch das Mutterherz,
Die angstgelähmten Mutterarme strecken
Nach ihrem Kinde sich, mit Angst und Schmerz;
Sie reißt das Kind im gräßlichen Erbleichen
An ihre Brust, und stürzet fort im wilden Lauf.
Und eilt mit ihrer Last den Ausweg zu erreichen,
Und reißt die Thüre wüthig kräftig auf;
Da wälzt sich schon des Feuers Purpurschleppe
Wie eine Gluthendecke von Rubin,
Auf alle Stufen von des Hauses Treppe
Mit ihrer fürchterlichen Lohe hin.
Entsetzt von diesem Anblick flieht geschwinde
Zurück die Mutter mit der theuern Last,
Und eilet mit dem kaum gene's'nen Kinde
Dem Fenster zu mit Angst und Rettungshast, —

Da ist das Glas geschmolzen und gesprungen,
Erglüht ist ringsum Mauer und Gestein,
Es züngeln lüstern rothe Flammenzungen
Durch's Fenster in das Zimmer schon herein.
Es klettern auch des Brandes Riesenschlangen
Herauf schon an des Zimmers dünner Wand,
Und ohne Rettung sieht sie sich umfangen,
Ihr einzig Kind geweih't dem Todesbrand!
Kein Ausweg aus den Gluthen steht ihr offen,
Verzweiflung wüthet ihr durch Brust und Herz,
Auf Erden ist nicht Rettung mehr zu hoffen,
Ihr einzig Hoffen geht nun himmelwärts.
Und vor ein Gnadenbildniß eingemauert
In dieses kleinen Zimmers Scheidewand,
Wirft sie sich hin, von Schmerz und Weh durchschauert,
Und streckt empor die fromme Beterhand:
„Du heil'ge Mutter auf dem Gnadenbrone,
Die selber Du in gotterfüllter Brust,
Empfunden hast mit Deinem Himmelssohne,
Der Mutter Schmerzen und der Mutter Lust;
Die Du verklärt in diesem süßen Bildniß,
Das Götterkindlein wiegst auf Deinem Schooß;
O schau hernieder jetzt voll Gnad' und Mildniß,
Auf Deine Magd, die aller Hilfe blos,
O holde Mutter Du des Benedeien,
Dir zünd' ich diese tausend Flammen an,
Als heil'ge Lichter, als die Dir geweih'ten
Entbrennen sie auf dieses Hauses Plan;

O rette mir das Kind, das süße, kleine,
Das ich mit tausend Schmerzen einst gebar —
O schütze es, das unschuldsvolle, reine,
O rette, rette, rett' es von Gefahr!" —
So fleht sie heiß und voll von Angst und Jammer,
Ringt zu dem Gnadenbilde sie die Hand,
Und tödtlich ängstlich, voll Verzweiflung klammern
Sich ihre Hände an des Bildes gold'nen Rand,
Da scheint das Gnadenbild ihr nachzugeben,
Und plötzlich sinkt es aus der Wand heraus,
Und sie erblickt, mit freudigem Erbeben,
Nun durch die Wand den off'nen Weg durch's Haus.
Dieselbe heil'ge Wölbung, die so lange
Die Himmelsmutter mit dem Kind umfaßt,
Sie dienet nun zum sichern Rettungsgange
Der ird'schen Mutter mit des Kindes Last,
Und von den hellen Flammen in dem Zimmer
Ist nun das Gnadenbildniß angestrahlt,
Es ist, als ob sich nun ein heil'ger Schimmer
Um der Gebenedeiten Antlitz malt,
Und ihr verklärter Blick, er scheint zu sagen:
„Wer sich in Noth zum Himmel hat gewandt,
Den rettet, wenn die Menschen auch verzagen,
Aus höchster Erdennoth doch Gotteshand."

„Maria in der Grün."

Den Pilgerstab in frommer Hand
Ein Wand'rer kömmt in's Steierland,
Sein Aug' wird hell, sein Herz wird weit,
Als er erblickt die Herrlichkeit,
Und all' sein Sinn wird freudensatt,
Als er erblickt die Grätzer Stadt,
Die thalwärts liegt im schönen Land,
Der Perle gleich in hohler Hand!
Von Grätz geht er auf grüner Stieg'
Zum Kirchlein 'naus in grüner Wieg',
Zum Kirchlein, wo rings Bäume blüh'n,
Genannt: „Maria in der Grün."
Und wie er fragt im ganzen Land',
Warum es also ist genannt,
Und wie er fragt' auf jeder Seit',
Weiß Niemand ihm darauf Bescheid.
Und wie er sinnt so her und hin,
Warum: „Maria in der Grün?"
Entschlummert er am nächsten Baum,
Allwo ihm dann ein heller Traum
Die wundersame Ursach' weis't,
Warum „Maria Grün" es heißt. — —
— — Jetzunder sind's gar viele Jahr',
Daß große Noth im Lande war,

Im ganzen Lande Steiermark
War Noth und Mißwachs gar so arg,
Daß Menschen, Pflanzen und auch Thier'
Vergangen sind vor Dürrniß schier;
Denn Regen nicht und selbst kein Thau
Benetzt seit Monden Flur und Au!
Da lugt ein frommer Gottesmann
Vom Kirchthurm in das Land hinan,
Und wie sein Blick so trostlos schweift,
Ein Wunderanblick ihn ergreift,
Denn mitten in dem fahlen Land',
Wo Alles ist verdorrt, verbrannt,
Da steht ein einz'ger grüner Baum,
Und um ihn her ein grüner Saum
Von frischem Gras, die Handspann' weit,
Als wär' allhier herabgeschneit
Inmitten dürren Wüstensand
Ein sammetgrünes Inselland! —
Der fromme Mann steigt rasch herab,
Ergreift behend den Wanderstab,
Und eilt hinaus zum Wunderplatz,
Allwo er sah den Zauberschatz.
Er geht durch heißen Sand und Kies,
Daß bald ihn seine Kraft verließ,
Und kömmt zum Baum, der ist ganz grün,
Und Zweig' und Aeste üppig blüh'n,
Und rings herum ein grüner Kreis,
Ein Wiesenfleck, mit Blümchen weiß.
Und wie dem Baum' er schnell sich naht,

Da ward ihm klar der Quell der Gnad',
Denn an dem Baum' hängt, einfach mild,
Ein benedeit Marienbild!
Da geht ihm auf das fromme Herz,
Er blickt in Demuth himmelwärts,
Und spricht ganz leis' im Niederknien:
„Gelobt Maria in der Grün!" —
— Und alsbald ward im ganzen Rund
Das Wunder von dem Bildniß kund,
Da kam alsbald in Prozession
Der Priester unterm Himmelsthron,
Und viele fromme Christenheit
Schaart sich daran von nah und weit!
Mit frommen Sang es betend geht,
Bis wo der Baum im Grünen steht,
Der Baum, in dessen Blätterschrein
Hängt das Marienbildniß klein,
Da beten sie in Demuth lang,
Und nehmen's dann bei frommem Sang
Vom Baum herab, und hoch empor,
Hoch tragen sie's dem Volke vor,
Und zieh' in Prozession damit
Durch's weite Land, im Wallfahrtsschritt,
Und wie's so geht durch Flur und Au,
Da gibt das Wunder sich zur Schau,
Denn wo sich zeigt das Gnadenbild,
Ein frischer Regen niederquillt,
Und plötzlich wird der dürre Sand
Zum frischen, grünen Teppichland;

Und wo der Zug sich hinbewegt,
Der vor sich her das Bildniß trägt,
Da kleidet sich die Erde weit
In ihr smaragden grünes Kleid,
Die Flur wird grün und grün der Wald,
Und grün die Aecker alsobald,
Und grün wird jeder Steg und Pfad,
Wo das Marienbild sich naht,
Vom Thau und Regen schnell erquickt,
Das ganze Land man grün erblickt.
— Und wie der Zug zu Ende ist,
So tragen sie, zur selben Frist,
Zurück zu seinem ersten Platz
Den segensreichen Gnadenschatz,
Und auf demselben grünen Grund
Legt eine fromme Hand zur Stund',
Den Grund zum Kirchlein, klein und schlicht,
Und sein Erbauer also spricht:
„Hier, wo man in dem dürren Sand
Im grünen Schrein dies Bildniß fand,
Da sei ein Kirchlein aufgeführt,
Das mit dem Bildniß sei geziert,
Und stehen soll's im grünen Thal,
Und grüne Bäume rings zumal,
D'rin höre man zu jeder Zeit
Von frommen Pilgern weit und breit,
Von Allen, die vorüber zieh'n:
„Gelobt Maria in der Grün!"

Das Liedlein von der Rose.

Von Allem, was die Erd' im süßen Triebe
Für den erwachten Frühling aus dem Herzen treibt,
Ist nur die Ros' allein das Bild der Liebe,
Und Amor mit des Liebespfeiles Spitze schreibt
Ihr auf die Blätter: „Mädchenblume, Schönheitsblume,
Empfindungsblume, bleibst der Lieb' zum Eigenthume!"

Und wißt Ihr von der Blume ohne Mängel,
Die wie ein kleiner Blätterkolibri
Sich wiegt und flattert auf dem Blumenstengel,
Wo her sie ward, und wo sie ward und wie?
Und wie entstand die Mädchenblume, Liebesblume,
Empfindungsblume, die der Lieb' zum Eigenthume? —

Als aus des Meeres silberhellem Schaum
Die junge Liebesgöttin ward gewoben,
Und aus der Wellen zartem Silbersaum
In einer Muschel in das Land gehoben,
Da rang sie aus das lange, gold'ne Haar,
An dem des Meeres Silbertropfen hingen,
Und in die Muschel fiel ein Tropfen sternenklar,
Ward Perle da zur Zier von allen Dingen,
Ein Tropfen aber fiel auf's Ufer schon,
Wo sie den Fuß gesetzt zuerst in's Grüne,
In diesen Tropfen fiel vom Himmelsthron'
Der erste Strahl aus Eos gold'ner Bühne.

Und wo der grüne Strand mit heißem Kuß
Den Silbertropfen durstig hat getrunken,
Trieb aus dem Boden auf in vollem Schuß
Die weiße Ros', gestickt mit Silberfunken,
Und weiß und schlank des Stengels zarter Bau,
Als hätt' ihn Cypris selber zeichnen wollen;
Die Blätterkrone trägt er d'rauf zur Schau,
Wie zarte Brust von Seufzern angeschwollen;
Und als nun Venus sieht die Ros' mit Lust,
Im weißen Glanze rein emporgeschossen,
Wie Silberspang an frischer Erdenbrust,
Aus Meer und Erdenkuß und Licht entsprossen,
Da sprach sie: „Mädchenblume, Lichtesblume,
Empfindungsblume, bleib' dem Herz zum Eigenthume!"

Und wie die weiße Rose selbst, so ruht
Der Gleichmuth Farb' ihr auf den weißen Wangen,
Sie kennt noch „Liebe" nicht, die Herzensglut
War noch im Antlitz ihr nicht aufgegangen;
Da tritt entgegen ihr von Waldes Rand
Der erste Jüngling, den sie je gesehen,
Sie hebt den Blick, und fühlt ihn fest gebannt,
Sie hebt den Fuß und kann nicht fürder gehen,
Sie hebt die Hand, doch winken kann sie nicht,
Sie regt den Mund, doch kann sie nimmer sprechen;
Da senkt zur Rose sie das Angesicht,
Aus dem der Liebe erste Flammen brechen,
Und wie ihr glühend' Angesicht die Ros' berührt,
Die nur mit Weiß bedacht die Blumengötter,

Ihr weißes Hermelin zum Scharlach wird,
Der Wangen Glut schlägt sich in ihre Blätter
Und wie die Göttin selbst, von Glut erfüllt,
Das Antlitz wieder hebt vom Kelchesschooße,
Da stand im Blut der Liebe eingehüllt
Errötbend da die — erste rothe Rose.

Sie neigt sich ihr und ihm dem Winke gleich,
Sie ladet stumm ihn ein zum Herzerauße,
Und wie er nahet, bücken beide sich zugleich
Zur Ros', und finden sich im ersten Kusse,
Und Amor sprach: „Die Mädchenblume, Herzensblume,
Empfindungsblume, bleib' der Lieb' zum Eigenthume!"

Und also ward die Rose eingeweiht
Vom Liebesgott zum Wappenbild der Liebe,
Er gab aus grünen Blättern ihr ein Kleid,
Daß sie im Werden keusch verhüllt noch bliebe;
Und daß sie Waffe habe, Schild' und Wehr,
Wenn sie ein kecker Ritter je beleidigt,
Pflanzt er viel spitze Dörnlein um sie her,
Mit welchen sie die Blätterkron' vertheidigt;
Den Busen füllt er ihr mit würz'gem Hauch,
Auf daß ihr Seufzen mag als Duft erscheinen,
Mit Thau begießet er die Rose auch,
Denn Rose muß nicht lachen nur, auch weinen,
Und ewig blühend bleib der Rose Blatt,
Wie es dem Schooß' der Knospe sich entwunden,
Ihr Wangenroth werd' niemals blaß und matt.

Sie bleib' von steter Jugendglut entzunden.
Doch eines Tag's irrt Venus durch die Flur,
Sie sucht den Jüngling auf, der lange weilet,
Der Argwohn führt sie leicht auf seine Spur,
Sie sieht — daß er sein Herz getheilet —
Und plötzlich fühlt sie jene Höllenpein,
Und jene Bitterniß und jene Qualen,
Die Eifersucht in Herz und Mark und Bein
Der Menschen gießt aus vollen Schalen;
Ihr Auge bricht, ihr Angesicht wird fahl,
Sie theilt, betäubt von ihrem Schmerzensloose,
Die Eifersucht der Rose mit, die allzumal
Verwandelt ward zur — ersten gelben Rose.

Und als die Liebe, ungeliebt, allein,
Mit sich allein durch Feld und Fluren schreitet,
Als sie nur Thränen hat zum Labewein,
Und wilder Schmerz in Wildniß sie begleitet,
Da suchet sie an Zaun und Hecken nur
Das Röslein auf, das niemals dornenlose,
Und ätzt es durch der bittern Thränen Spur,
Und so entstand die erste — wilde Rose.

Und weil der Mensch die erste Lieb' und Treu'
Im Angesicht der Rose hat gebrochen,
D'rum fühlt die Rose selber tiefe Reu',
Daß seiner Liebe sie das Wort gesprochen.
Sie senkt das Haupt mit einem leisen „Ach!"
Sie schrumpft zusamm', dem Blatt gleich der Mimose,

So, als der erste Mann die Treue brach,
Entstand aus Scham die — erste welke Rose.
Und selbst die todte Ros', und selbst die todte Liebe,
Sie werden sorgsam eingelegt in's Herzensbuch,
Damit doch rosenroth Erinn'rung bliebe,
Wenn man, im Herzen blätternd, einst sie such'.
Selbst welke Rosen sind noch Lieb'svasallen;
Und sterbend spricht es noch der Liebe Wort.
Ein Rosenblatt, das seiner Kron' entfallen,
Man schickt es als ein Liebesbriefchen fort.
Denn jedem Herz, dem in Lieb' und Sehnen
Die Sprache fehlt, zu sagen, was es litt,
Gibt Amor nur ein Rosenblatt und Thränen,
Und sagt: „Du Herz, Du stummes, sprich damit!"
Und wenn man preßt die Rosen, die vergangen,
Und wenn gepreßt sich fühlt ein liebend Herz,
Wird man von Beiden edles Naß erlangen,
Dort duftend Oel, hier Thränen für den Schmerz.
Und weil die Rose also sich bewährte,
Und also theilt des Herzens Sympathie,
Weil sie des Menschen treuester Gefährte,
Der sich in Schmerz und Lust ihm selbst verlieh,
Weil sie bei ihm schon war beim Fest der Wiege,
Weil sie mit ihm auch geht zur Taufe am Altar,
Und weil sie mit ihm singt die ersten Siege,
Die er erringt im Feld der Lieb'sgefahr,
Und weil sie mit ihm geht zum Hochzeitsfeste,
Beim frohen Lied und lautem Becherklang,
Und mit ihm ist, wenn seine Ueberreste

Man senkt in's Grab bei dumpfem Grabsgesang,
Und weil dem Menschen immerdar gewogen
Die Rose bleibt, ob weiß, ob gelb, ob roth,
Weil sie zu ihm mit Sehnsucht kömmt gezogen,
In Lust und Leid, ja selbst im bittern Tod,
D'rum ist sie Lebensblume, Todtenblume,
Empfindungsblume, und der Lieb' zum Eigenthume!

Das innere Auge.

Der Schöpfer sprach: „Es werde Licht!" Da schossen
Gestirn' und Mond und Sonn' aus dunklen Tiefen,
Entriegelt ward und plötzlich aufgeschlossen
Das Reich der Strahlen, die im Chaos schliefen,
Die bunten Farben wurden ausgegossen,
Der Welt des Lichtes Dasein zu verbriefen,
Bis in den Mittelpunkt vom Erdendunkel
Zog ein das Licht als Demant und Karfunkel.
Und zu dem Quell des Lichtes kam gezogen,
Was Alles sich bewegt auf diesem Runde,
Um einen Tropfen nur aus diesen Wogen
Zu schöpfen für die kurze Daseinsstunde.
Und Gott der Herr, der Jeglichem gewogen,
Der sprach aus ewig liebevollem Munde:
„Ihr Menschen, Steine, Wolken, Lüfte, Pflanzen,
Nehmt hin das Licht, in Theilen, und im Ganzen! —
Den ersten Tropfen aus des Lichtes Eimer
Nahm jubelnd hin für sich die Morgenröthe,

Daß sie das luft'ge Reich der Morgenträumer,
Der Dichter, mit dem Farbenstab betrete.
Der Abend kam sodann, der Bergumsäumer,
Und holte Gold für seine Bergtapete.
Dann kam der Mond und schöpft' aus Licht-Cysterne
Das matte Licht für seine Blendlaterne.
Der Frühling kömmt und schöpft sich grünes Feuer
Für seinen Erdenteppich schnell, und tausend Farben.
Der Sommer kömmt um Licht wie Gold, zur Steuer
Für's unermeß'ne Reich der vollen Garben.
Der Herbst auch holet sich, als Kraftverleiher,
Den Balsam in der Trauben off'nen Narben.
Der Winter selbst, er schöpft sich Silberblicke,
Daß er der Erde Sterb'kleid damit sticke.
Die Pflanzen holen Licht in ihren Düten,
Die Blumen Licht in ihrem Atlaskleide;
In ihren Kelchen holen Licht die Blüthen,
Sein Becherchen füllt Röslein auf der Haide,
Ein Tröpflein Licht holt sich in kleinen Hüten
So Fingerhut als Eisenhut, voll Freude,
Das Veilchen selbst, bescheidentlich im Grase,
Füllt sich mit blauem Licht die kleine Vase.
Dann kömmt das Reich der Edelstein' gegangen,
Und holen Licht in felsenfesten Schalen.
Die Wolken eilen, Licht auch zu empfangen,
Damit sie rund den Regenbogen malen.
Dann nahen sich die schönen Feuerwangen,
Und wählten aus des Lichtes zart'ste Strahlen,
Zu Weihefarben zweier edlen Triebe:

Zum Roth der Schaam und zu dem Roth der Liebe.
Zuletzt naht sich ein kleines zartes Wesen,
Ein wundersam' Geweb' der Zauberschätze,
Das Aug', für das, zum Guten und zum Bösen,
Des Menschen Sinn gestrickt hat seine Netze;
Das kleine Ding, es soll das Reich verwesen
Des Licht's, und alle seine Reichsgesetze,
Daß es verwahre unter festem Siegel
Des Lichtreich's Apfel und sein gold'nes Siegel.
Des Lichtes Reichsstab auch, zum Ring gebogen,
Ist aufbewahrt in seiner kleinen Zelle,
Das ganze Weltall und des Himmels Bogen,
Zieh'n ein demüthig über seine Schwelle;
Der Strahl, den er als Tropfen eingesogen,
Er strömt als Meer zurück in Sturmes Schnelle,
Das Licht, das ihm die Sonne schickt hernieder,
Vergelten seine Sterne zehnfach wieder!

(Musik.)

D'rum preise vor Allen
Das Licht und die Sonne,
Wem immer gefallen
Das Loos und die Wonne:
Daß ihm das göttliche „Werde!"
Das Auge gelichtet,
Daß froh er kann schauen
Den Himmel, den blauen,
Die blumige Erde,
Die bräutliche Erde,

Wenn sich der Bräutigam Frühling ihr nahet,
Und sie mit Liebe umfahet,
An Busen sie drücket,
Mit Blumen sie schmücket,
Mit Strahlen umgürtet,
Mit Früchten bewirthet!
Drum preise vor Allen,
Das Licht und die Sonne,
Wem immer gefallen
Das Loos und die Wonne,
Daß froh er kann sehen
Die Tiefen, die Höhen,
Voll Schatten, voll Dunkel,
Voll Licht und Gefunkel,
Die Wolken, die eilenden,
Den Blitz, den zertheilenden,
Und all' das Farbengewimmel
Auf Erden, in Lüften, am Himmel!

(Musik.)

Doch nimmer auch soll murren und klagen
Der dem die Götter versagen
Das Licht des Auges, das Sehen,
Den Quell der Sünde, den Quell der Wehen,
Nicht soll er bangen, nicht soll er zagen,
Nicht soll er zweifeln, nicht frevelnd fragen:
„Warum mir g'rade verriegelt die Pforte, die prächtige?
Warum mir g'rade versiegelt der Brief, der allmächtige,
Mit seinen Bilderblättern, mit seinen Farbenlettern?

Warum mir g'rade die Binde,
Die ſtarre, die nächtige,
Die eiſerne Binde,
Aus Nacht, um den Bronnen
Des Lichts und der Sonnen?"
Denn es iſt eine gefährliche Gabe, die Gabe des Sehens,
Sie iſt der ſprudelnde Born des Uebelgeſchehens,
Der Quell der Verführung, die Amme der Sünde,
Der Wolluſt Gefährte, Erwecker der Sinne,
Erzieher der Habſucht, Vergifter der Minne,
Der Lehrer des Neids, der Begierden Verfechter,
Der Anwalt des Scheins, und des Kernes Verächter.
Wem da iſt das Licht genommen,
Wem da iſt der Blick geblendet,
An das inn're Aug' ſich wendet;
Denn das innere Auge malt
Eine Welt, die reiner ſtrahlt.
Blumen, die bei ſtillem Lieben
Innen ſtill das Herz getrieben,
Hat kein Strahl je aufgerieben.
Blüthen, die im Herzen hangen,
An dem Hauch der Seele aufgegangen,
Wird kein Sturm vom Zweige ſtreifen
Eh zu gold'ner Frucht ſie reifen.
Farben, Bilder, die inwendig
An den dunklen Wänden malt lebendig
Phantaſie, ſie ganz allein nur ſind beſtändig.
Nur das Bild, das wir entwerfen,
Wenn das innere Aug' wir ſchärfen,

Von den Wesen, die uns theuer,
Steht in Idealesschleier,
Wie's kein sterblich Aug' je sah,
In dem Schmelz und in dem Feuer
Makelloser Schönheit da!
Und ein anderes Reich wird ausgegossen,
Von den Augen, die dem Licht verschlossen,
Eine Welt voll Blumen und Gestalten,
Die nicht welken, nicht veralten,
Diese Welt, sie heißt: Musik,
Und ihre Geister,
Sind des inn'ren Auges Sprach- und Zeichenmeister! —
D'rum soll Musik dem Worte sich verbinden,
Euch vorzuführen aus der lichtversagten Schaar,
Ein Paar, die es gerne selber Euch entzünden
Des Dankes Opfer, auf der Milde Hochaltar.
Es wird das innere Auge dieser Blinden
In Euren Herzen einen reichen Schatz gewahr.
Es kann den Schatz mit Dankes Blick nicht heben,
Und wünscht den Blick im Ton Euch kund zu geben

Der Liebe und des Ruhmes Kranz.

Vergebt, Ihr Herr'n, der Dichter selbst, aus dessen Händen
Ich diese kleine Dichtung hier erhielt,
Rieth mir, mich an die Frauenwelt zu wenden
Mit seinem schlichten Phantasie-Gebild.

Er meint, das Frauenherz nur kann entscheiden,
Ob er erfaßt, wie dieses wundersame Ding
Empfindet, schlägt und pocht im Suchen und im Meiden;
Und wann und wie es Lieb' am liebsten je empfing;
Wie Lieb' muß nahen, und wie Lieb' muß kommen,
Wie Lieb' muß sprechen, und wie Lieb' muß fleh'n,
Wann sie als Lieb' im Herzen sei willkommen,
Wann Gegenlieb' soll Lieb' entgegen geh'n! —
Ihr werdet mit uns Beiden doch nicht rechten,
Am Ende schlägt es doch in Euer Reich,
Denn wenn die Frauen Kränz' und Körbe flechten,
So flechten beide sie ja nur — für Euch —!
D'rum lausch't und schaut die Frauen an zuweilen,
Mit Eurem Kenneraug', so sehr geübt;
Und scheinen sie der Dichtung Sinn zu theilen,
Dann applaudirt nur, wenn es Euch beliebt.

Am Rhein, da wo die Welle an des Ufers Saum
Sich bricht und murmelt wie im Morgentraum,
Da lebt' ein Mädchen, wundersamlich hold,
Von Elfenhand das blonde Haar gerollt,
Das Aug' gefüllt mit Abendhimmels Blau,
Ein Zauberschloß des Mädchens Gliederbau;
Des Mädchens Blick, so klar, so lieb, so traut,
Dem Sterne gleich, der sich im Rhein beschaut;
Des Mädchens Wort, so süß, so fromm, so hell,
Gleich Glockenton aus stiller Priesterzell';
Des Mädchens Gang, so flink, so leicht bewegt,

Der Blüthe gleich, die sich im Weste regt,
Des Mädchens Herz, ein unbeschrieben Blatt,
Auf das noch Lieb' kein Wort gezeichnet hat,
Das wie im stillen Thal ein stiller See
Bewacht nicht wird vom tiefen Liebesweh.
Im selben Ort lebt auch ein Brüdervaar,
Die liebten Beide sie, so tief als wahr,
Doch ihre Liebe nicht, und nicht ihr Schmerz
Erregten ihr das ruhig stille Herz.
Und als sie jahrelang geworben vergebens in Lieb,
Und kalt und fühllos stets die Jungfrau blieb,
Da litt es Beide nicht länger im Heimathshaus,
Es trieb sie fort, und es trieb sie hinaus.
Mit Qual und Thränen, und mit Weh und Ach,
Verlassen Heerd sie, Haus und Heimathdach,
Und zu versüßen, was das Leben Bitt'res bot,
Erwählten sie die Kunst zum Herzkleinod.
Denn Kunst ist ja das süße Himmelsbrot,
Das Gott bei Leid und Weh dem Leben bot.
Es ist die Kunst der klare Götterthau,
Der küßt die Blumen wach am Dornenstrauch,
Es ist die Kunst ein süßer Trostes Thau,
Der niederfällt vom nächt'gen Himmelsblau,
Der in des Herzens kranke Muschel fällt,
Und da zur Perle wird für alle Welt.
Es ist die Kunst ein Auferstehungsruf,
Der niedertönt von dem, der uns erschuf,
Der aus dem Herzensgrab' erstehen heißt
Zum ew'gen Leben den verklärten Geist.

Und wer der Kunst sich wirft in off'nen Arm,
Genes't von Lebensleid und Liebesharm;
Wer Kunst geliebt, wer treu ihr immer blieb,
Dem schenkt die Kunst auch sicher Gegenlieb.
Die Brüder widmen sich der Kunst, die lang' verkannt,
Der Kunst, die einst geirrt von Land zu Land,
Der Kunst, die Herzen rührt und süß belebt,
Die Ideale in das kahle Leben webt,
Die oft durch Thränen schweres Herz macht leicht,
Die oft dem Gram den Kelch der Tröstung reicht,
Die auf der leichtbewegten Linnenwand
Die Menschen und die Welt hat festgebannt,
Die auf der flücht'gen Welt des Augenblicks
Heraufbeschwört die Stürme des Geschicks,
Die in der Hand des Lebens Spiegel trägt,
Die Herzen läutert, Herzen süß bewegt,
Die mit dem Dolch von Rauschgold und Papier
Tyrannen stürzt und schwingt das Siegspanier,
Der Kunst, die ihre Bilder schreibt in Sand,
Der Kunst, die kein Examen je bestand,
Der Kunst, die das Katheder nicht erfand,
Der Kunst, die, weil sie nie ein Lai' verstand,
In jedem Lehrling ihren Meister fand,
Der Kunst, die, wie der Busch im Wüstenland
Im ew'gen Feuer steht, von selbst entbrannt,
Der Kunst, die von der Stunde ödem Strand
Hinaus Euch schifft in ein ergötzlich Insel-Land,
Für welche Nachwelt keine Kränze wand,
Die man belohnet mit dem Schall der Hand,

Der vielvereinten Kunst, — die Schauspielkunst genannt'
In einer großen Stadt im deutschen Land,
Erwählten beide Brüder diesen Künstlerstand,
Berufen durch Genie, durch hohe Lust,
Wie durch den Götterfunken in der Brust.
Und ihnen ward der Musen und der Menschen Gunst,
Durch alle Gauen hin flog der Tragöden Ruhm,
Der Bühnenkunst ein glänzendes Palladium:
Von fern' und nahe kam der Fremden Schaar,
Bewund'rung zollend diesem Künstlerpaar;
Und auch vom fernen Rhein, von ihrem Heimathsort
Zog es das Mädchen, das sie liebten, fort.
War's Neugier, war es mehr? Sie war sich's kaum bewußt.
Es drängte sie ein namenlos Gefühl der Brust,
Daß sie an Vaters Hand bald ankam an dem Ziel,
Und g'rad' an diesem Tag war Trauerspiel,
In welchem sich das weltberühmte Brüderpaar
Den höchsten Lorbeer kränzte um das Haar.
Und Abends bei des Hauses hellem Schein,
Voran auf allerersten Bank der Reih'n,
Da saß erglüht in holder Lieblichkeit,
Das Mädchen harrend an des Vaters Seit'.
Das Stück beginnt, der Vorhang geht empor,
Das Mädchen lauscht da, ganz Aug' und Ohr,
Der Dichtung Sinn bestrickt ihr Gemüth,
Zu hohem Roth ihr Antlitz ist erglüht,
Und ein Gefühl, gemischt aus Schaam und Lust,
Beschleicht mit Wehmuthsfühlung ihre Brust,
Da tritt der eine Bruder auf die Bühn',

Ein lauter Jubelruf begrüßet ihn,
Und mit Begeisterung beginnt sein Spiel,
Sobald sein Auge auf die Sitze fiel,
Und er erblickt die Theu'rste auf der Welt,
Die er als heilig stets im Herzen hält;
Da schießt's wie Feuerstrom ihm durch das Blut,
Sein Wesen hoch auflammt in Himmelsglut,
Begeist'rung zuckt ihn durch wie Blitzesstrahl,
Es fühlt die Götternähe allzumal,
Und angespornt von ihrer Gegenwart
Sein Spiel zur höchsten Künstlerblume ward,
Es reißet seine Red' und sein beflügelt Wort
Unwiderstehlich die entzückte Menge fort,
Der höchste Geist belebt sein Kunstgebild
Von Götterahnung ist sein Herz erfüllt,
Zu Thränen reißt er hin, zu süßem Schmerz,
Mit Wehmuthsschauer füllt sich jedes Herz,
Und wie er malt der Liebe Lust und Qual,
Erdröhnt vom Jubelschall der ganze Saal;
Und wie darauf die Bühne er verläßt,
Da schallt ihm nach ein jauchzend Jubelfest,
Von allen Seiten sind ihm nachgesandt
Der Blumen viel aus schöner Frauenhand,
Und einen glutenvollen Siegesblick
Wirft er im Abgeh'n lächelnd noch zurück
Auf die Geliebte, die da saß und sann und sann,
Kaum wissend, daß die Thrän' vom Auge rann.
Da tritt der zweite Bruder auf die Bühn' heraus,
Und ihn empfängt des Hauses jauchzender Applaus,

Und er beginnt sein Spiel mit Meisterschaft,
Die Rede strömt vom Mund' mit Weih' und Kraft;
Da fällt in das Parterre hinab sein Blick,
Er sieht die Theure da — er fährt zurück,
Er wirft den Blick hinunter noch ein Mal,
Da zuckt's ihm durch das Herz wie Blitzesstrahl,
Es schießt ihm plötzlich heiß durch Mark und Blut,
Es faßt ihn an wie wilde Fieberglut,
Vor seinem Aug' es blendend schwirrt und girrt,
Die Rede stockt, er scheint verzagt, verwirrt,
Vergessen hat er, was er sagen muß,
Zerrissen ist der Rede stolzer Fluß,
Er stockt, er lallt, er weiß nicht, was er spricht,
Die Menge horcht und stutzt, versteht ihn nicht,
Er bebt und zittert, steht dann starr und stumpf,
Ein Murmeln gehet durch die Menge dumpf,
Und unter lautem Pochen wankt er bebend ab,
Ein matter Blick nur fällt auf sie herab.
Nicht weiter wird gespielt, das Stück ist aus,
Im lauten Unwill' geht das Volk nach Haus.
Das Mädchen doch verläßt das Haus noch nicht,
Sie gehet auf die Bühn' mit blassem Angesicht,
Und als gefunden sie das Brüderpaar,
Nimmt sie der Kränze zwei aus ihrem Haar,
Und zu dem Einen spricht sie züchtiglich:
„Der eine Kranz allhier, der ist für Dich!
Du zeigtest heut' Dich mir im Künstlerglanz,
Dir ziemt mit Recht dafür des Ruhmes Kranz!

Denn glücklich, wem in seines Lebens Tagen
Die Stirne schmückt des Ruhmes grüner Preis;
Vom Himmel wird in einem gold'nen Wagen
Des Lorbeers ewig unverwelklich Reis,
Auf Westwindwolken endwärts hingetragen,
Auf hoher Götter Rathschluß und Geheiß,
Auf wessen Haupt der Lorbeer fällt hernieder,
Dem küßten Götter wach die Augenlieder.

Dem küßten Götter wach die Augenlieder,
Dem küßten Götter wach das taube Ohr,
Daß er vernimmt die unvernomm'nen Lieder
Der Nachwelt laut, die sich sein Lob erkor;
Daß er erblickt das glänzende Gefieder
Der Ewigkeit am lichten Himmelsthor;
Daß aus der Zukunft dicht verhüllter Ferne
Ihm leuchten seines Ruhmes gold'ne Sterne!

Ihm leuchten seines Ruhmes gold'ne Sterne,
Er wird zum Licht sich selbst auf seinem Pfad;
Zum Lebensbaum pflanzt er sich selbst die Kerne,
Die Blüten schon genießet er als Saat;
Auf irdisch' Glück verzichtet er hier gerne,
Und Lieb' lebt nicht in seinem Herzensrath,
So soll der Kranz des Ruhmes Dich beglücken,
Wer Lorbeer sucht, will keine Rose pflücken!

Darauf nimmt sie den zweiten Kranz und spricht
Zum Andern mit erglühtem Angesicht:

„Es ist die Lieb' ein sonderbar' und eigensinnig' Ding,
Ist heute Löw' und morgen Schmetterling;
Wenn man sie ruft, so tritt sie sicher ein,
Ruft man sie nicht, kömmt sie, man weiß nicht wie;
Wo sie das Herz beglückt, davon sie schnell enteilt,
Wo sie die Herzen bricht, sie treu und fest verweilt;
Wer ihr entläuft, dem jagt sie nach mit Hast,
Wer auf sie sucht, bei dem hat sie nicht Rast;
Sie ist ein Kind, doch nimmt man's auf den Schooß,
Und liebkos't es, so wird es riesengroß,
Sie ist auch blind, doch sündigt man ein Bischen d'rauf,
So schließt sie plötzlich tausend Augen auf,
Von was lebt Lieb'? Von wunderbarer Kost!
Die Thrän' ist ihr des Augenapfels süßer Most;
Ein Schwur, ein Seufzer, ein beschrieben Blatt,
Ein Bischen Haargewind, das macht sie satt.
Und woran stirbt die Lieb'? Sie stirbt an Hungersnoth,
Wenn Treue fehlt, denn Treue ist der Liebe Brot;
Sie stirbt gerad' wie Mimosenblatt,
Man faßt sie unzart an, sie welkt dahin, wird matt;
Sie stirbt so wie die Eisblum', die am Fenster sprießt,
Ein bloßer Hauch, ein rauher Wind und sie zerfließt.
Und mit was spricht die Lieb'? Mit Liebes-ABC,
Beginnt mit Ach, und schließt mit einem Weh'!
Wen aber liebt die Liebe allzumeist?
Der ihr zermeist das zarte Herz zerreißt,
Der für die Wunden, die sie schlägt,
Kein Wunder-Mittel bei sich trägt,
Der nicht mit einem dürren Lorbeerblatt,

Geheilt das Weh' der Liebe hat,
Dem Liebe selbst so Alles ist,
Daß er darob auf Ruhm und Kunst vergißt!
Denn Ruhm will in Gesellschaft sein,
Doch Liebe geht für sich allein,
Denn Ruhm lebt nur in Red' und Wort,
Doch Liebe lebt nur schweigsam fort,
Denn Ruhm der Nachwelt nur entgegen harrt,
Doch Liebes-Welt heißt: Gegenwart!
Und weil Dir Lieb' war mehr als Ruhm und Glanz,
So reich' ich liebend Dir den Liebes-Kranz!"

Der stille Gang.

Empfangen wird ein jeder Mensch in diesem Erdenthal
Zum mindesten von einem einz'gen Freudenstrahl,
Und eine Thräne mindestens doch rinnt
Vom Aug' der Mutter auf das holde Kind.
So arm ist doch nicht eine Mutterbrust,
Daß sie das Kind begrüße nicht mit süßer Lust,
Und so beschränkt ist wohl kein Vaterherz,
Daß es das Kind begrüße nicht mit Freud' im Schmerz,
Daß ihm zwei Hände nicht doch Liebe weih'n?
Allein wie Viele gehen aus dem Leben fort,
Ohn' Thräne, ohne Lieb', ohn' Trost, ohn' süßes Wort!
Wie viele schlafen in der Kammer ein
Im Finstern, seufzend, schmachtend ganz allein!

Wie Viele kehren sterbend sich noch an die Wand,
Weil gar kein Mensch an ihrem Sterbebette stand,
Weil Mutter nicht, nicht Gattin, Kind und Freund
Im Endgebet sich still mit ihm vereint!
Wie viele wandern, in dem kleinen Reisesarg,
Zur letzten Reise, unbegleitet, ganz allein! —
Wer solchem Sarg begegnet je, dem hinterher
Nicht folgt ein Herz, von Schmerz und Thränen schwer,
Kein Aug', den Blick gerichtet hoch empor,
Kein Haupt, gehüllt in schwarzen Trauerflor,
Kein Mund, der ein Gebet dem Todten spricht,
Kein Arm, der ihm den Kranz zum Sarge flicht,
Nicht eine Hand, die trüb' hinab in's Grab
Ein Bischen Erde wirft, als letzte Liebesgab',
Wer solchem Sarg' begegnet, denke fromm und still
An einen „stillen Gang," den ich erzählen will. —
Ein's Tages geht der Kaiser aus, und ihm zur Seit',
Ein einz'ger Mann nur, als sein ganz Geleit',
Den Kaiser schmücken Orden nicht, nicht Stern und Band,
Ganz einfach und ganz schlicht ist sein Gewand,
Und kenntlich nur ist er dem ganzen Volk', allein
Am frommen Antlitz, an des Auges mildem Schein.
Sein Haupthaar ist ganz weiß, die Wange bleich,
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihn zugleich;
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihm das Herz,
Und fanden edel es, in Freude wie in Schmerz;
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihm das Haupt,
Er hat in Beiden an den Göttlichen geglaubt;
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihm sein Land,

Es hielt in Lieb' und Treu' in beiden Stand;
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihm sein Haus,
Es ging wie Gold nur aus der Glut heraus;
Drum war sein Haupt voll Silber, sein Herz voll Gold,
Weil läuternd das Schicksal darüber gerollt;
D'rum, wenn er ging durch seine Kinder, sanft und schlicht,
Neigt jeder das Haupt, und „Gott erhalte!" spricht. —
Und als er einst ging in dem Städtchen zumal,
Als sich hernieder senkte g'rad der Abendstrahl,
Da kömmt entgegen ihm ein Sarg, ganz ohn' Geleit',
Ein Bretlein oben, ein Bretlein zur Seit',
Und mit dem Sarge geht gar Niemand mit,
Der ihm erwiese doch den letzten Liebesschritt.
Und da ergreift es den Kaiser tief im Gemüth,
Daß eines seiner Kinder ganz so einsam zieht,
Auf seinem letzten, allerletzten Erdengang,
Und eine Thräne rollt auf seine blasse Wang',
Und Wehmuth spielt um seinen frommen Mund,
Er zieht den Hut ab zu derselben Stund',
Und zum Geleitsmann milden Tons er spricht:
„Laßt uns erfüllen nun die frömmste Pflicht
Weil Niemand gehet nach dem Todten hinterher,
Erzeig' ihm sein Kaiser nun die letzte Ehr'!"
Und wie der Kaiser, fromm und mild, so wie er war,
Die Gasse entlang schreitet nach der Bahr',
Und wie das Volk dann seinen Kaiser sieht,
Der mit des armen Mannes Leiche zieht,
Entblößt es das Haupt, und faltet die Händ',
Und segnet seinen Kaiser ohn End',

Und schließet sich in frommer Wehmuth dann
Zu zwei und zwei dem Leichenzuge an!
Und Männer, Frauen, Kinder, Jung und Alt
Nun mit hinaus zum fernen Kirchhof wallt;
Und angelangt auf dem Kirchhof, ist's ein Leichenzug,
Als ob ein Fürst es wär', den man zu Grabe trug!
Der Kaiser harrt, bis man die schwarze Truh'
Hinabgesenkt zur allerletzten Ruh',
Und spricht ein still Gebet noch eine Weil',
Für des Entschlafenen Seelenheil,
Und schreitet dann, der schönen That bewußt,
Zurück, bewegt in seiner tiefsten Brust.
Da fließt das Abendroth g'rad durch des Himmels Raum,
Legt um die Berge sich wie ein Purpursaum,
Und streuet in des Aethers blauem Meer
Die Flammen-Rosen spielend hin und her,
Und kämmt herab das lange Flatterhaar
Mit gold'nem Kamm, um's Haupt so klar,
Und leget dann sein gülden Tagsgewand
Im Walde ab, der an dem Berge stand;
An Blumen und an Sträuchern hing Geschmeide
Und Perlen und Demant von seinem Kleide.
Und aus dem dunklen, tiefen Himmelsschooß,
Rang sich der Abendstern lieblich los,
Dem Bräutigam gleich, der von Lieb' umhellt,
Erröthend tritt in's Brautgezelt;
Dem Auge gleich, das mit Liebesmacht
Den Strahl ergießt aus schwarzer Wimper-Nacht.
Und von dem Stern ergießt ein magisch Licht

Sich um des Kindes frommes Angesicht.
Als wie verklärt erscheint sein heilig Haupt,
Mit Strahlen-Kronen scheint sein Haar umlaubt,
In seines sanften Auges mildem Blau
Erglänzt der höchsten Gnade reinster Thau.
Und um das Haar des Greises, silberrein,
Da bildet sich ein lichter Kreis und Schein,
Und von den Sphären tönt es hell und laut:
„Den stillen Gang" hat Gott, der Herr, geschaut,
Dafür sei auch Dein ganzer Lebensgang
Umbaut von Engelgruß und Sphärensang,
D'rum sei der Gang von Deinem ganzen Haus,
Ein Segengang mit ew'gem Blumenstrauß,
D'rum sei Dein letzter Gang auf Erden auch
Ein Engelsgruß, ein Seraphruf, ein Friedenshauch;
D'rum sei Dein Gang zu Gottes Thron,
Ein Siegeszug nach Palmenkron';
D'rum jedem Gang erblühe Heil und Recht,
Den fürder geht Dein Glanzgeschlecht. —

Das Lied vom Frauenherzen.

Singt ein Lied, ihr hohen Musen,
Singt ein Lied vom Frauenherzen,
Wie es lebt im Frauenbusen,
Voll von Wonne, voll von Schmerzen

Wie es kam aus Gottes Händen,
Um die Schöpfung zu vollenden,
Wie so tief in seinen Quellen,
Wie so hoch in seinen Wellen,
Wie so klein in seinem Raume,
Wie so groß in seinem Traume,
Wie so eng im Lebenskreise,
Wie so weit in Denkungsweise,
Wie so heiß in seiner Fülle,
Wie so kalt in seiner Hülle,
Wie so immer, täglich, stündlich,
Ewig neu und unergründlich;
Singt ein Lied, ihr hohen Musen,
Von dem Herz im Frauenbusen!

— Fertig lag, im Feierkleide
Als der Schöpfer niedersah,
In dem jungen Brautgeschmeide,
Reich geschmückt, die Erde da;
Um die üppig vollen Glieder
Schloß sich weich das grüne Mieder,
Und von Blumen ein Talar
Floß, vom blüthenreichen Haar
Bis zum Rand des Meers hernieder.
In der Bäume Locken brannten
Feierlich die Thau-Demanten,
Fest-Juwelen hingen
In den offnen Blumenringen,

Und die Opferflammen blitzten
Auf den Bergen, den gespitzten;
Laute Festtagslieder quollen
Aus dem Wald, dem sängervollen,
Und die Weihrauch-Düfte zogen,
Aus der Blumen Kelch gesogen,
Auf der Lüfte klaren Wogen
Hoch empor zum Himmelsbogen!
Und im ersten Schlafe
Lag, auf einem Beet von Rosen,
Damals noch die dornenlosen,
Sanft das Weib, das Erste, da,
Wie sie vor der ersten Sünd' und Strafe
Lächelnd noch den Chor der Engel sah.
Blumen wurden zum Gemache
Um die schöne Schläferin,
Gern zum schattenreichen Dache
Neigt der Baum die Zweige hin,
Und zum Kleid für dieses Wunder
Flechten Flieder und Hollunder
Ihre Blüthen, weich und mild,
Um das keusche Frauenbild;
Auch ein Heer von Schmetterlingen
Bringt als Fächer seine Schwingen,
Und ein Schlummerlied, mit süßem Schall,
Singt, ihr huldigend, die Nachtigall. —

— Und ein Schlummerlied mit süßem Schall
Singt, ihr huldigend, die Nachtigall.

Nachtigall, was hast du denn gesungen,
Ihr, der schönen Schläferinn,
Als ihr Traum noch nicht durchdrungen
Von der Menschen Thun und ihrem Sinn?
Nachtigall, so sag', was Du gesungen,
Eh' das erste Weib erwacht;
Welches Lied ist Dir erklungen
Aus des Lebens Dämmernacht? —

— Also sang die Nachtigall,
Mit dem allerschönsten Schall,
Mit der schönsten Liederweis',
Von der Schönheit Ruhm und Preis.
„Wunderbar ist Schönheitswirken,
Wunderbar ist Schönheitswalten,
Mag in tausend Glanzgestalten
In den ewigen Bezirken
Sie dem Auge sich entfalten,
Mag sie im Geflecht der Moose
Als ein buntes Netz sich schlingen,
Mag sie aus dem Schaft der Rose
Als ein schlanker Kelch sich ringen,
Mag sie aus Colibri-Schwingen
Farbenreich in's Auge dringen,
Mag sie aus den Edelsteinen
Wie ein Strahl in's Leben springen,
Mag sie in dem Bau der Säule
Stolz sich in den Aether schwingen,

Wo die Schönheit sich uns zeiget,
Wo sie uns ihr Antlitz neiget,
Von dem Kies am Meeressaume,
Von den Muscheln in den Tiefen,
Wo die schönsten Perlen schliefen,
Bis zum großen Sternenbaume,
Der im Schleier
Dunkler Nacht,
Seine Feuer
Voller Pracht
Zu der Feier
Stiller Herzen angefacht,
Kann die Schönheit stets das Leben
Mit dem Zauberstab erhellen,
Kann sie an die lichten, hellen,
Paradiesisch gold'nen Stellen,
Unser Dasein immer stellen;
Doch zur Wonne uns erheben,
Und den Gram vom Herzen lösen,
Und das Sein uns zu vergolden
Mit dem Strahl des Göttlichholden,
Daß der sanfte Klang der Saiten,
Und des Sanges Wechselstreiten,
Und des Tanzes munt're Welle,
Und der Sterne gold'ne Helle,
Und des Sehnens süße Wehmuth,
Und der Liebe Dienst und Demuth,
Und das Netz der Schmeichelrede,
Und des Witzes Zauberfehde

Uns ergötzen und erquicken,
Unser Herz uns sanft umstricken,
Daß wir aus dem Kranz der Stunden
Von dem Einerlei gewunden,
Frische Blüthen, frische Blume
Pflücken uns zum Eigenthume,
Das vermag der Schönheit Licht
Nur im Schöpfungspreisgedicht,
Nur im Frauenangesicht!" —

— Also sang die Nachtigall
Mit dem allerschönsten Schall,
Mit der schönsten Liederweis'
Von der Schönheit Ruhm und Preis'
Und die Schläferin, die holde,
Eingewiegt auf Blum' und Dolde,
Hörte sie das Lied, das süße?
Hörte sie die Schmeichlergrüße?
Regte sie die Schlummerglieder?
Regte sie die Augenlieder?
Fühlt' im Auge sie den Tropfen?
Fühlt' im Busen sie ein Klopfen?
Fühlte sie in dunkler Zelle
Nicht des Herzens rothe Quelle
Leis' erwachen, pochen, schlagen,
Flüstern, lauschen, rauschen, fragen,
Mit den Blumen sich besprechen,
Aus dem Kerker auszubrechen?

— Also gibt die Rose Kunde
Von dem ersten Frauenherzen,
Wie es so zu Lust und Schmerzen
Ward gefügt in heil'ger Stunde;
Um das Haupt, vom Schlaf umflossen,
Stand ein Engelkreis geschlossen,
Und berieth sich leis' und mild,
Wie man diesem Frauenbild
Könnt' ein Herz in'n Busen legen,
Reich an Weh und reich an Segen,
Stets dasselbe, anders täglich,
Felsenfest und leicht beweglich,
Immer froh und stets in Thränen,
Schwer im Sinn und leicht im Wähnen,
Wie zu einen in dem Herzen,
Tag des Glücks und Nacht der Schmerzen,
Lieben, hassen
Heiß erfassen,
Kalt es lassen,
Opfer fordern, Opfer bringen,
Erdwärts streben, auf sich schwingen,
Trotzen, wagen,
Zittern, zagen,
Lachen und weinen,
Haschen und beben,
Glauben, verneinen,
Zürnen, vergeben.
Und sie nahmen einen Tropfen Thau,
Der gefallen von dem Himmelsblau,

Und ein Veilchen aus dem Thal,
Und vom Morgenroth den ersten Strahl,
Und Vergißmeinnicht, so klein,
Abgepflückt in Luna's Schein,
Gaben Alles dann hinein
In den Kelch der Lilie, rein,
Stellten's dann mit frohem Muth
An der Liebe sanfte Gluth,
Und die Schmetterlinge mußten wachen,
Um die Gluth mit den Flügeln anzufachen;
Als Gewürz noch kamen Zitterpappelblätter,
Maiensonne und Aprillenwetter,
Darauf gossen sie hinein das Seufzen und das Sehnen,
Einen Wunsch, 'ne halbe Hoffnung und zwei Thränen,
Deckten es zu mit Geduld, mit Demuth,
Ließen es bewachen von Milde und von Wehmuth,
Von Gemüth im Glück, von Frömmigkeit im Schmerz;
Und aus diesem Ganzen ward das Frauenherz.

— Und also ward das Frauenherz.
Schlaf und Traum floh himmelwärts;
Als die Schläferinn erwacht,
Stand in Licht, in voller Pracht,
Welt und Schöpfung rings umher,
Schwimmend in dem Farbenmeer,
Eingetaucht im Sonnenlichte,
Baum und Blüthe, Blatt und Früchte;
Und des Haines Jubellieder,
Und der Vögel bunt Gefieder

Schifften
In den Lüften,
Und die blauen Ströme lachten,
Und zur Seit' der kaum Erwachten
Stand der Mann, der Lichtgebor'ne,
Der zum Herrschen Auserkohr'ne,
Und sie sieht ihr eig'nes Leben,
Aber höher, in dem Manne wieder,
Und sie fühlt ein süßes Beben,
Und sie schlägt die Augen nieder,
Und die erste Röthe blühte
Auf der Wange, die erglühte;
Und die erste Thräne tropfte
Auf das Herz, das leise klopfte,
Und das erste, süße „Ach!"
Ward auf rother Lippe wach,
Und der ersten Liebe Lust und Schmerz
Zogen ein in's Frauenherz! —

— Und der ersten Liebe Lust und Schmerz
Zogen ein in's Frauenherz.
Frauenherz ist wie die See,
Wie die See ist Frauenbrust,
In den Tiefen Freud' und Weh,
In den Tiefen Schmerz und Lust.
Nur der Taucher, der hinab sich wagt,
Unverzagt,
Dem allein nur wird es kund,
Daß die Perle wohnt im Grund.

Aber wer die Wellen bloß, die blauen,
Oberflächlich will befahren,
Wenn den leichten Gaukelnachen
Gold'ne Wellen bloß umlachen,
Und der Weste lindes Säuseln
Kaum die Fluthen kräuseln
Bei dem steten Sonnenlicht,
Kennt das Herz der Frauen nicht!
Wenn der Liebe Lust und Wonne
Wird bestrahlt von Glückessonne,
Und der Lüfte sanftes Kosen
Gaukelt um der Minne Rosen,
Ist ihr Herz so sanft, so eben,
Hingegeben
Jeder Windung
Der Empfindung,
Wie die See,
Die am Abend,
Still und labend,
Jedes Sternlein wiederstrahlt,
Das der hohe Himmel auf ihr malt.
— Süß ist Liebe und beglückend,
Herzerquicklich und entzückend,
Wenn der Gegenliebe Lust
Waltet in der Frauenbrust;
Doch auch furchtbar wie die See,
Ist die Lieb', wenn Schmerz und Weh,
Wenn der Liebe Leid und Qual
Schwarz verhüllt den Sonnenstrahl

Wenn von naher Bucht
Aus der wilden Schlucht
Sturm seinen Fittig tragt.
Wehe, wenn der Liebe Flucht,
Frauenherz hat angenagt,
Wehe, wenn die Eifersucht
Frauenherz hat aufgejagt!
Eifersucht, die wilde Hyder,
Erst getödtet, lebend wieder,
Eifersucht, die ihre rauhen,
Wilden, scharfen, spitzen Klauen
Höhnend in das Herz der Frauen,
Wo es sich am Zart'sten regt,
In die tiefsten Saiten schlägt!
Eifersucht, die unruhvolle,
Eifersucht, die argwohnstolle;
Eifersucht, die ewig wache,
Eifersucht, voll Gift und Rache;
Eifersucht, die nimmer fastet,
Eifersucht, die niemals rastet,
Eifersucht, die scheintodt eben
Stets erwacht zu neuem Leben,
Eifersucht, die Zwiespaltstift'rin,
Eifersucht, die Schlafvergift'rin,
Eifersucht, den Traum verpestend,
Eifersucht, den Wahnsinn mästend,
Eifersucht, mit allen Grauen,
Eifersucht, mit allen Schrecken,

Ist allein im Herz der Frauen
Schrecklich, gräßlich anzuschauen.

— Ist allein im Herz der Frauen
Eifersucht so anzuschauen,
Weil mit ihrer reinsten Macht
Liebe es hat angefacht,
Weil der Liebe höchste Wellen
Bis zum Himmel hoch es schwellen,
Leuchten doch im Frauenherzen
Alle andern Himmelskerzen,
Und in ihrem Herzenskerne
Scheinen tausend Liebessterne,
Werfen ihren Götterschein
In dies Leben hell hinein! —

— Sterne, die in's Leben ganz allein
Werfen ihren Zauberschein,
Stehen mit den Himmelsflammen
Eingescharrt in Frauenbrust zusammen
Denn von der Liebe gold'nem Baum
Bauen sich viel Blüthenäste
Blühend auf zum Lebensfeste,
Die des Lebens kurzen Raum
Wandeln um zum Göttertraum.
Liebe ist der große Sonnenball,
Und aus ihrem Feuerschwall
Sprühen Sterne namenlos
In des Lebens dunklen Schooß.

Gattenliebe
Aller Triebe
Reinste Krone,
Keusch entflammt,
Die vom Throne
Gottes stammt;
Gattenliebe, vielgestalt'ge,
Demuthsreiche, kraftgewalt'ge,
Gattenliebe, Tempelblume
In des Herzens Heiligthume,
Heilig Band, vom Himmel oben
In das Dasein eingewoben,
Um im keuschen Bund der Seelen
Das Verwandte zu vermählen,
Um das Zepter milder Sitte
Auf dem Thron und in der Hütte
In dem Leben zu begründen,
Um der Keuschheit Priesterfeuer
In dem Dasein anzuzünden,
Um der Tugend Sternenschleier
In der Liebe Bild zu winden;
Um die Scham, die tieferglühte,
Diese reine Himmelsblüthe,
Aus der Sinne Frucht zu binden,
Um den Mann, den ewig schwanken,
Und den Mann, den ewig wirren,
An dem Band, dem frommen, milden,
Aus dem Kampfe der Gedanken,
Mit dem frommen Taubengirren

In die zärtlich engen Schranken,
In die Gleise
Stiller Weise
Rückzuführen,
Wo in freundlichen Bezirken,
Häuslich Lieben, Sinnen, Schaffen, Wirken,
Und der zarten Treue Thun und Lassen
Mit den tausend Armen ihn umfassen.

Mutterliebe dann, die einzig wahre,
Felsenfeste, demantklare.
Was das Herz an Fühlen kennt,
Was der Mensch Empfindung nennt,
Jeder Schmerz und jede Wonne,
Unter dieser Weltensonne,
Reichen nicht in Schmerz und Lust
An Gefühl in Mutterbrust.
Mutterthränen, Mutterſorgen
Wachen an des Kindes Morgen,
Mutterthränen, Mutterbrust
Tränkt das Kind in erſter Luſt,
Mutterliebe, Mutterharm
Wiegt das Kind auf weichem Arm.
Mutterthräne, Mutterhand
Führt das Kind am Gängelband,
Mutterthräne, Mutterſchooß,
Zieht das Kind allmählig groß,
Mutterthräne, Mutter-Ach
Iſt des Nachts beim Kinde wach,

Mutterthräne, Mutterpein,
Sitzt beim kranken Kind allein.
Schwergestützt auf ihrer Rechten,
Sitzt sie in den Kummernächten,
Alles Schlummers dann beraubt,
Bei des kranken Kindes Haupt;
Neigt sich auf das kleine Köpfchen
Wischt hinweg des Schweißes Tröpfchen,
Legt ihr Haupt an seine Wangen,
Um die Gluten aufzufangen,
Lauscht auf seinen Odem wieder,
Kniet in heißen Thränen nieder
An des kleinen Bettleins Ende,
Faltet betend ihre Hände:
„Mutter du der höchsten Gnaden,
Laß mich meinen Schmerz entladen.
Laß die Thräne dir gefallen,
Die aus heißem Auge mir entfallen.
Laß mein Beten dir gefallen,
Nimm es für des Kindes Lallen,
Laß zu meines Kindes Frommen
All mein Flehen zu dir kommen,
Selber kann es noch nicht beten,
Kann nicht selber vor dich treten,
Kann nicht selbst die Händchen falten.
Darum lasse Gnade walten,
Schaue mild vom Himmel nieder,
Gib das Kind der Mutter wieder.
Gib das Kind, das holde, kleine,

Unschuldvolle, sündenreine,
Gib mein Kind, das unentweihte,
Gib es mir, Gebenedeite!
Hat doch selbst der Himmel oben,
Den die Engels-Chöre loben,
Hat der Himmel doch, der große,
Größ'res nicht im Gnadenschooße,
Höh'res nicht, was er verkünde,
Um zu tilgen Buß' und Sünde,
Als die Mutter mit dem Kinde!" —

Aber Frömmigkeit und Glaubensfrieden
Ist dem Frauenherz beschieden.
Wenn nach unerforschtem Willen,
Wunsch, Gebet sich nicht erfüllen,
Zieht des Glaubens Trosterhebung
Und die Wehmuth der Ergebung
In des Himmels ew'ge Macht,
Wie ein Morgenroth nach finst'rer Nacht,
Wie der neuerwachten Sonne Thau
Wieder ein in's Herz der Frau! —

— Und ihr Herz, erst wild erschüttert,
Demuthsvoll und leise zittert,
Weil's, in Lust und Schmerz erregt,
Stets den Himmel in sich trägt,
Weil es ist im Leben rein
Wie der Strahl im Demantschein:
Weil es ist im Lieben wahr,

Wie Gebet am Hochaltar;
Weil es ist in Treu erkannt,
Wie im Meer die Felsenwand;
Weil es ist an Sittigkeit
Wie der Saum am Lilienkleid;
Weil es ist an Mitleid reich,
Wie an Sternen Gottes Reich;
Weil es ist im Glück so mild,
Wie ein sonnig Heil'genbild;
Weil es ist im Leid so sanft,
Wie das Moos am Quellenrankt;
Weil es ist im Hoffen stark,
Wie Priesterwort am Todtensarg;
Weil es ist im Glauben klar,
Wie im Sonnenlicht der Aar;
Darum bleibt in jeder Sänger-Weis',
Auf dem ganzen Erdenkreis,
Nur dem Frauenherzen Ruhm und Preis!

Der Erde und des Herzens Quellen.

Die zärtlichste der Mütter hier im Leben
Ist Muttererde, der der Mensch entsproß,
Nicht einer Amme hat sie ihn gegeben,
Sie säugt an ihrer Brust ihn zärtlich groß,
Sie bettet ihn in grünen Wiegenstäben,
Sie wiegt ihn selbst auf ihrem weichen Schooß,
Und seine Kleider all', von Seid' und Linnen,
Sieht man sie Tag und Nacht nur selber spinnen.

Und all' das Spielzeug ihrem lieben Kinde
Schnitzt früher sie mit kunstgeübter Hand,
Und Morgenlied, Blätterfang und Abendreime
Erzählen Märchen ihm, die sie erfand;
Und daß sein Aug' am Lichte nicht erblinde,
Zum grünen Schirme sie das Laubdach wand;
Und wenn das Kind erkrankte, ersann geschäftig
Sie all' die Medizin selbst, die wundertätig.

Dem Kind mit ihrem Herzblut dann zu nützen,
Reißt sie des Herzens Thron mächtig auf;
Sie eilt, die Brust sich liebend aufzuritzen,
Beschwört den heißen Wunderquell herauf,
Und aus den tiefsten Herzensgrund ertrinken
Die heißen Quellen segenreich hinauf,
Denn höher springt kein Quell aus heißem Grund,
Als Segensquell aus heißem Mutterherzen.

Und wie die Mutter Gott tausend Quellen
Im tiefen Busen still verborgen hegt,
Wie sie auf heißen und auf kalten Wellen
Gesundheit in das Reich der Menschen trägt,
Wie sie in ihren dunklen Herzenszellen
Die Segensfluth mit Wunderkraft belegt,
So springen aus dem Menschenherzen eben
Viel tausend Quellen gläubend in das Leben

Der Quell der Andacht, der den Strahl, den reinen,
Aus tiefer Brust zum hohen Himmel schickt,
Der Quell der Liebe, der im süßen Weinen
Mit seinen reinsten Tropfen uns erquickt,
Der Quell der Tugend, der des Jenseits Scheinen
Mit Hoffnungslicht auf seine Wellen stickt,
Der Quell der Unschuld, der die zartsten Fluthen
Dem Frauenantlitz schenkt in milden Gluthen.

Jedoch ein Quell entspringt dem Herzensgrunde,
Wie Gluth so heiß und wie der Thau so mild,
Derselbe ist's zu jeder Lebensstunde,
Wenn auch die Fluth verschwenderisch stets quillt,
Er spendet Balsam jeder Schicksalswunde,
Mit Götterkraft ist seine Fluth gefüllt,
Der Mitleidsquell, der Ursprung aller Quellen,
Die segensreich sich seinem Lauf gesellen.

Aus diesem Ursprung quillt die heiße Zähre,
Die hellste Perle jeder düstern Welt,
Die salz'ge Thräne, die aus eig'ner Schwere
Früh in den Kelch des Brunnentrinkers fällt;
Aus diesem Ursprung tropft die reinste Klähre,
Der Salzkrystall, der Trost in sich enthält,
Und dieser Ursprung aller bittern Thränen
Soll mit dem Glück das Unglück stets versöhnen.

Zu dieses Ursprungs sonnenhellem Strahle
Kömmt heut' die Muse als ein Badegast,
Für Kranke kömmt sie mit dem Bittpokale,
Für Arme, die vom Siechthum angefaßt,
Für Kinder, die vom kargen Hungermahle
Die Augen matt, das Antlitz abgeblaßt.
Für sie nur schöpfen heute Kunst und Musen
Vom reichen Quell aus mitleidsvollen Busen.

Mit diesen Worten voraus Euch zu grüßen,
Hab' ich in Aller Namen jetzt gewagt;
Und was nun folgt, mögt freundlich ihr genießen,
Wenn auch nicht Alles-Allen gleich behagt;
Nicht Blumen sind es, die zum Schmucke sprießen,
Nur Kräutlein sind's, wornach der Kranke fragt,
Zum Prunke nicht, zum Heil sind sie gefunden,
D'rum nehmt vorlieb, wenn ich sie schlicht gewunden!

Die Rose vom Grabe.

Wer kennt das Band, von Geisterhand gewoben,
Das magisch unser Sein gefesselt hält?
Wer schaut die Schwindelbrücke, die nach oben
Der Seele Ahnung führt aus dieser Welt?
Wer findet das Geheimniß leiser Ahnung,
Die oft die Brust der Menschen still beschleicht?
Wer weiß die Ursach', daß oft Todesmahnung
Beim frohen Fest die kalte Hand uns reicht?

Wer sieht das Netz aus dunklen Sympathien,
Das sich um beide Welten magisch schlingt?
Wer hört den Cyklus jener Melodien,
In dem der Seele Gruß zur Seele klingt?
Kein Mensch kennt sie, doch ahnet sie das Grauen,
Das uns bei Geistermärchen süß umflicht;
Wir ahnen sie, wenn wir zum Himmel schauen
Um Mitternacht, wenn Mond und Sternbild spricht;
Wir ahnen sie, wenn plötzlich kühler Schauer
In einsam stiller Stund' die Wang' uns streift,
Wir ahnen sie, wenn plötzlich tiefe Trauer
Ganz ursachlos das bange Herz ergreift;
Wir ahnen sie in nächtlich stiller Stätte,
Wenn im Gemäuer Todtenwürmchen zirpt;
Wir ahnen sie am düstern Sterbebette,
Wenn uns im Arm' ein Liebes stirbt.
Und solch' ein wundersam Ergebniß, dessen Ende
Sich ganz verliert in's unbegriff'ne Reich,
Und wahr ist, und doch nie Erklärung fände —
Wenn Ihr es mir erlaubt, erzähl' ich Euch!
— In Augsburg war's, am Tage Allerseelen,
Ein Fremder kam, zu bleiben über Nacht,
Die Sonn' begann aus Nebel sich zu schälen,
Es war ein Nachmittag in Herbstespracht.
Er geht hinaus, die Stadt sich zu beschauen,
Da strömt das ganze Volk zum Thor hinaus,
Und Jung und Alt, und Kinder, Männer, Frauen,
Jedwedes kömmt mit einem Blumenstrauß;
Er folgt dem Zug, er mischt sich in's Gedränge,

Und zieht mit allen Andern ruhig fort,
Zum Friedhof wallt die frommgestimmte Menge,
Nur beten hört man sie und sonst kein Wort:
Es ist ein schönes Fest, ein Fest voll Sehnen,
Das Gräberfest am Allerseelentag.
Wo gibt's ein Antlitz, das nicht naß von Thränen,
Auf einem theuern Grab schon betend lag?
Wo gibt's ein Herz, das nicht mit leisem Pochen
Schon niedersank an einem Leichenstein?
Wo ist ein Mund, der nicht schon einst gesprochen
Ein still' Gebet am Leichenhügel klein?
Wo ist ein Aug', das nicht schon einst vergessen
Das Kreuz, das einem theuern Todten gilt?
Wo ist die Hand, die nicht mit Blumensprossen
Schon eine Grabesurne hat umhüllt?
Wie viele Herzen gibt's, die einsam brechen!
Wie viele Thränen gibt's, die Niemand schaut!
Wie Viele, die des Jahr's nur einmal sprechen
Mit ihren Todten einen Herzenslaut!
Wie viele Schmerzen gibt's, wie viel Beschwerden,
Wie vielen Jammer, der am Menschen nagt,
Den Niemand hört, als nur in tiefer Erden
Ein Todter, dem man's in die Erde klagt!
Wie viel' verborg'ne, blut'ge Herzensstunden,
Wie viel' verfehlte, bitt're Seelenqual
Erschließen ihre tiefzerschlitzten Wunden
Im Leben nur an einem Grabesmal!
Wie Viele sind, die ungeliebet geben
Mit einer Brust voll Liebe durch die Welt,

Die eine Todte nur zum Wiedersehen,
Am Allerseelentag hinausbestellt!
Wie viele Mütter stillen hier mit Zähren
Durch dürren Sand ihr früh verblich'nes Kind!
Wie viele Waisen kommen und begehren
Vom Grab ein Herz, das mütterlich gesinnt!
Und alle diese Schmerzen, Thränen, Klagen,
Schmückt sich der Mensch mit bunten Blumen aus,
Und Blumenkränze, Rosensträuße tragen
Die Lebenden den Todten stets hinaus.
Geschmückt wird jedes Grab, an jedem Steine
Glänzt ein Gewind von Blumen, Band und Laub,
Und von der Grabeslampen düstern Scheine
Erhellt sich rings der Todtenhügel Staub.
Und Jeder eilt, ein theures Grab zu zieren,
Allüberall wind't sich um Kreuz und Stein
Ein Kranz, ein Namenszug aus Blumenschnüren,
Ein Herz aus Grabmoos und Vergiß=nicht=mein.
— Der fremde Mann allein, er geht herauf, hernieder,
Von Grab zu Grab, und Wehmuth füllt sein Herz,
Da hört er plötzlich Klang der Todtenlieder,
Er wendet sich und spähet allerwärts,
Und sieh, am Saum der Kirchhofmauer
Gräbt man ein frisches Grab im Wiesengrund,
Gebracht wird dann ein Sarg, voll tiefer Trauer
Ist Alles, was da steht im Kirchhofsgrund.
Ein Mädchen ist's, im Frühling ihrer Jahre,
Gemäht aus ihres Lebens Blumenbeet,
Ein Brautkranz ruhet auf der Todtenbahre,

Der Bräutigam gebeugt und schluchzend steht.
Ein heißes Weinen und ein bittres Klagen.
Zerreißt ringsum die stille Abendluft,
Und Alle weinen, die die Bahre tragen,
Ein fromm' Gebet folgt nach ihr in die Gruft.
Und als geschlossen ward die stille Grube,
Schmückt schluchzend der Geliebte dann das Grab
Mit Rosen und mit Blumen, wie die Stube
Der Lebenden mit seiner Liebe Gab'.
Und nach und nach verlieret sich die Menge
Und stille wird's, der Kirchhof wird schon leer.
Dem fremden Manne wird das Herz so enge,
Ein bang Gefühl ergreift die Brust ihm schwer.
Er hat wohl auch da unten was verborgen,
Wohl auch so seines Daseins höchstes Gut! —
Der Tod, er kommt gar gerne früh am Morgen,
Die Knospe bricht er gern in Jugendglut.
Die grünen Scheitel liebt er, nicht die grauen,
Die rothen Wangen, nicht die alterbleich;
Bei Lebensfarben läßt er sich nicht schauen,
Bei Lebensfrohen, da erscheint er gleich.
Das Jammerhaupt, auf hohle Brust gesunken,
Das trägt er nicht in's letzte Schlummerbett,
Das Haupt umstrahlt von gold'nen Glückesfunken,
Das führt er gern in's grüne Kabinet.
Das Herz nicht bricht er sich, das nicht gebunden
An diese Erd' durch süßer Liebe Band,
Doch wo ein Herz zum zweiten sich gefunden,
Da reißt sie aus einander seine Hand.

Und wo ein Leben stehet ungeborgen,
Läßt einsam er's, der Ufermuschel gleich!
Da wo ein Leben für ein zweit's muß sorgen,
Das führet er in sein umdunkelt' Reich;
Und was der Mensch der Liebe gibt im Leben,
Das gibt der Mensch der Liebe auch im Tod:
Ein Blumenblatt, ein Aug', wo Thränen beben,
Und ein Gebet im stillen Abendroth! —
Dies denkend, bücket sich der Fremde nieder,
Und pflückt vom frischgeschmückten Grab der Braut
Sich eine Rose ab, und geht dann wieder
Zum Kirchhof 'naus, weil schon der Abend graut;
Und als er durch die Kirchhofthür will schreiten,
Da fällt ihm plötzlich eine Tafel auf,
Die an der Pforte stehet, rechts zur Seiten,
Und deutlich groß zu lesen ist darauf:
„Ihr Wand'rer, ehrt das Eigenthum der Todten,
Die Blumen sind der Todten Eigenthum!"
Er lies't mit Schreck, was Frömmigkeit geboten,
Verletzt hat er der Todten Eigenthum;
Zwar falsche Scham läßt ihn zurück nicht kehren,
Die Rose hinzulegen auf das Grab,
Doch kann er einem Wehgefühl nicht wehren,
Das ihm der Tafel Inschrift peinlich gab;
Und sinnend kehrt er heim, in seinen Händen
Die Grabesros', beschaut er unverwandt;
Will bald zurück an ihren Platz sie senden,
Bald nennt das Aberglaube sein Verstand;
Doch ist's ein Etwas, das mit schwerem Bangen

Die Brust ihm füllt, als er allein;
Er setzt die Grabesrose, schmerzbefangen,
Vor'm Schlafengeh'n in eine Vase ein.
Er schließt die Thür' und ist zu Bett gegangen,
Die Rose vor sich auf dem Lesetisch;
Sein Blick bleibt magisch an der Rose hangen,
Die aufgeblüht ist in dem Wasser frisch.
Und also sinnend, trachtend, voll Gedanken,
Thut er die Lichter aus, und schlummert ein:
Zerflossen ist die Welt, ein leises Schwanken
Von Bildern schwirrt um ihn in buntem Schein;
Doch bald verrinnt die Fluth, die aufgeregte,
Der Schlaf beruhigt das Gedankenmeer,
Da plötzlich ist's, als ob sich etwas regte,
Es rauscht unheimlich von der Straße her:
Er hört beim Namen leise sich gerufen,
Er richtet sich im Bette sitzend auf,
Da naht's mit leisem Tritte auf den Stufen
Stets nah' und näher geisterhaft herauf,
Die Thür' geht auf, und in das off'ne Zimmer
Tritt eine Jungfrau, blaß, im weißen Kleid,
Vor ihr her geht ein ungewisser Schimmer,
Ein frischer Brautkranz ist ihr ganz' Geschmeid:
Und immer näher jetzt sieht er sie schweben
Dem Tisch, auf dem die Rose steht;
Entsetzen faßt ihn an, ein tief' Erbeben
Durch alle seine Lebenspulse geht,
Und immer näher schwebt sie, und sie deutet
Mit einem Finger auf die Rose hin,

Indeß die and're Hand sie ausgespreitet,
Mit der sie winket ihm, zu folgen ihr;
„Du hast mein Eigenthum mir heut' genommen,
Mein Todteneigenthum aus Liebeshand,
D'rum sollst sogleich Du, Frevler, mit mir kommen,
Und setz' die Rose mir an Grabesrand!"
Und willenlos folgt er dem Blick, dem stieren,
Die Rose in der Hand folgt er ihr nach,
Die Schlösser öffnen sich, des Hauses Thüren,
Und auf die Straße kommen sie gemach;
Die Todte stets voran, mit weißem Finger
Ihn nach sich winkend durch die öde Stadt,
So folgt er ihr hinaus vor Thor und Zwinger,
Zum Kirchhof hin, der sich geöffnet hat;
Sie schwebt hinein, er auch, die Pfortenflügel,
Sie schlagen hinter ihnen dröhnend zu,
Sie winkt ihm hin zum frischen Grabeshügel,
Das Grab, es öffnet willig sich im Nu.
„Hier!" ruft sie dumpf, und zeiget auf die Stelle,
An der die Rose fehlt, die er geraubt,
Und steigt in's Grab; und an der Grabesschwelle
Da wend't noch ein Mal sie das blasse Haupt,
Und wie er mit der Ros' sich bückt hinunter,
Und wieder gibt der Todten Eigenthum,
Da faßt sie ihn und zieht ihn mit hinunter,
Und zieht ihn fort in's stille Gräberthum.
Da faßt's ihn an mit Grausen und Entsetzen,
Der Brust entwindet sich ein Schreckensschrei,
Und er erwacht und Schweißestropfen netzen

Sein Angesicht, auf seiner Brust liegt Blei,
Er springt empor, schon dämmern Morgenstunden,
Sein erster Blick, er sucht' die Rose vom Grab', — —
Die Ros' vom Grabe aber war verschwunden,
Und keine Spur mehr Kunde von ihr gab'

— — Wieso das kam? Wer hat denn je gefunden
Noch die Parole zu der Wundermacht,
Die oft von Welt zu Welt die leisen Runden,
In ahnungsvollen Schauerstunden macht?
Denn jeder Mensch in seinem eig'nen Herzen
Trägt einen Kirchhof still mit sich herum;
Da drinnen brennen dunkle Trauerkerzen,
Und theure Todte liegen bleich und stumm.
Und eingesenket in der Herzenskammer,
Steht Sarg an Sarg, ein theures Schattenreich,
Und wir besuchen oft in tiefem Jammer
Die Gräber in dem eig'nen Herzbereich.
Und mitternächtlich, wenn entflieht der Schlummer,
Der Mensch beim eigenen Gedanken wacht,
Besucht den Herzenskirchhof er voll Kummer,
Und feiert so die Allerseelennacht.
Und windet Kränze aus verfloss'nen Stunden,
Und pflücket Rosen der Erinnerung,
Und Blumen, der Vergangenheit entwunden,
Sie werden auf den Gräbern frisch und jung,
Und er begießt mit Todtenopferthränen
Die Leichenhügel in der eig'nen Brust,

Und spricht sie an mit heißem Liebessehnen,
Ihr Angedenken ist ihm tief bewußt.
D'rum soll der Mensch nur stets mit Liebe sprechen
Von allen Todten, so von Freund als Feind,
Soll nicht den Stab dem Angedenken brechen,
Er bricht das Herz von dem, der sie beweint!
Den Abgeschied'nen sei nur Lieb' geboten,
Erinn'rung sei uns stets ein Heiligthum,
Denn: „Menschen! ehrt das Eigenthum der Todten,
Erinn'rung ist der Todten Eigenthum!"

Des Invaliden Rundgang.

Ein Invalid' mit greisen Silberhaaren,
Das Angesicht mit Narben dicht besäet,
Zur Residenz nach langen, langen Jahren,
Mit seinem einz'gen Sohne gehet.
Der Alte hat von Siegen und von Schlachten
Dem Sohn erzählt, von Streit und Kampf,
Des Sohnes einzig Fühlen und sein Trachten
Ist Wehr und Waffe, Schwert und Pulverdampf.
„So komm', daß ich Dich selbst zur Hochzeit schaffe,
— So spricht der alte Veteran —
Zur Hochzeit mit der schmucken Kriegerwaffe,
Zur Hochzeit mit der lust'gen Fahn',
Zur Hochzeit, wo Trompetenklänge,
Kanonendonner, Bajonett,

Und Hurrahruf und Schlachtgesänge
Begleiten Dich zum Ehrenbett!
Zur Hochzeit, wo die Braut, die hehre,
Mit nie entweihtem, keuschem Leib,
Dein harrt, die Braut heißt: Krieger-Ehre,
Das unbefleckte Götterweib!
Zur Seit' des thatenreichen Kriegers
Zieht diese Braut in Schlachten mit,
Zur Seit' des blutbedeckten Kriegers
Bleibt diese Braut mit festem Schritt,
Sie lächelt ihm im heißen Kampfe,
Wenn auf ihn zu der Feind sich bricht,
Sie lächelt ihm im Pulverdampfe,
Und aus des Todes Angesicht;
Und wenn er bändigt seine Tiger,
So stellt sie strahlend sich ihm dar,
Und wenn er heimkehrt dann als Sieger,
Flicht sie den Kranz ihm in das Haar.
Soldatenehre, zwiefach schöner,
Weil Du erscheinst, in Muth bewährt,
Blank wie die Kling' vom Damascener,
Wenn aus der Scheid' sie blitzend fährt!
Soldatenehre, auserkor'ne,
Erhebend schöne, hochgesinnt,
Du, aller Ehren Erstgebor'ne,
Der ält'sten Zeiten ält'stes Kind!
Soldatenehre, Sonnenblume,
Die auch den wilden Krieger schmückt,
Wenn auf dem Weg zum Waffenruhme

Mit reinen Händen er sie pflückt;
Soldatenehre, g'ring ist keiner,
Der Deinem Dienste sich geweiht,
Und Fürst, und Feldherr, und Gemeiner,
Sind Brüder durch Dein Ehrenkleid!"
Und als der Alte so gesprochen,
Gelangte er zur Kaiserstadt,
Allwo er oft schon eingesprochen
In frühern Kriegeszeiten hat.
Doch nicht erkennt die Stadt er wieder,
Die er geseh'n, jetzt fünfzig Jahr.
Ermattet sind die schwachen Glieder,
In Schweiß getaucht das Silberhaar.
Sein Bein aus Holz will kaum mehr tragen
Des Kriegers, wenn auch leichte, Last,
Und zitternd, scheu, mit Angst und Zagen
Macht in den Straßen er oft Rast.
Wohin er blickt, nichts mehr vom Alten,
Es ist ihm alles fremd und neu;
Die Straßen, Häuser, die Gestalten,
All dieß macht ihn verzagt und scheu.
Er stiert umher, erstaunt, verwundert,
Er weiß es nicht, was jetzt ihm träumt,
Ein Bischen Zeit, ein halb' Jahrhundert
Hat sonderbar hier aufgeräumt.
Er möchte geh'n auf allen Pfaden,
Ein Haus steht ihm im Weg mit Hohn.
Er sucht sie auf, die Kameraden,
Er find't sie nicht, sie schlafen schon.

Er schwankt hinaus nun zur Kaserne,
Wo er gelebt in früh'rer Zeit,
Und steht verdutzt, denn schon von ferne
Erblickt er sie im neuen Kleid.
Das Regiment nur möcht' er schauen,
In dem er selbsten einstens stand,
Ihm ist es fremd, ihm ist's ein Grauen,
Es trägt jetzt nicht mehr sein Gewand.
Da faßt sein Herz die tiefste Wehmuth,
Bis ihm ein Trost die Seele schwellt.
Sankt Stephan will er seh'n, den Alten,
Den greisen Kirchen-Veteran;
Dem hat die Zeit und all ihr Walten
Doch ganz gewiß nichts angethan.
Zum Stephansplatz mit seiner Krücke
Geht er vorbei am Riesenthor',
Und hebt die sehnsuchtsvollen Blicke
Zur Thurmesspitze hoch empor.
„Ach!" ruft er, und sinkt ergriffen nieder,
„Auch dieses Thurmes alt' Skelett
Hat einen neuen Küraß um die Glieder,
Und auf dem Haupt ein neu' Kasauet!" —
Nur einen Weg noch will er gehen,
Er wendet rasch sich straßenwärts,
Nur seinen alten Kaiser möcht' er sehen,
Ihn zieht sein bied'res Oestreichherz.
Und still führt ihn ein frommer Priester
Hinunter zu dem Sarkophag,
Wo in dem Kreis der Särge, düster,

Der heil'ge Schläfer friedlich lag.
Da kann der Greis dem Schmerze nimmer wehren,
Dem tiefsten Weh wird er zum Raub,
Es fließen ihm die heißen Zähren
Vom blassen Antlitz in den Staub.
Die Hände steckt er zitternd durch das Gitter,
Das ihm den Sarkophag verbarg,
Durch stille Thränen, wermuthbitter
Dringt sein Gebet zum Kaisersarg.
„Du mein Kaiser, gut und weise,
Hab' gemacht die weite Reise
Dein geheiligt' Haupt zu seh'n,
Und mit Seufzern, fromm und leise
Sagten mir die Priestergreise
In die Kaisergruft zu geh'n!
Laß, mein Kaiser, laut mich klagen,
Daß Du gingst, ohn' mir's zu sagen,
Der Dein ältest' Kind ich war!
Deinen Feind hab' ich geschlagen,
Deinen Rock hab' ich getragen,
Deinen Adler sechzig Jahr!
Und Du gingst, voran, alleine,
Doch an Deinem Sarg von Steine
Spricht der Invalid: „Gemach!
Komm Dir nach mit einem Beine,
Hab' vorausgeschickt das Eine,
Komme desto schneller nach!"
D'rum, die Krücke frisch geschwungen!
Denn ist es zum Volk gedrungen,

Daß zu Dir sich lenkt mein Schritt.
Geben mir Millionen Zungen,
Herzlieb', Thränen, Huldigungen
Segen und Gebet noch mit." —
D'rauf rafft der schwache Greis sich auf vom Grabe,
Schwankt klagematt hinauf an's Tageslicht,
Er winkt dem Sohn mit seinem Krückenstabe;
Es duldet in der Stadt ihn länger nicht,
Als Trümmer sieht er sich vergang'ner Zeiten,
Ein kahler Stein verfall'ner Welt,
Ein Grauen faßt ihn an, von dannen schreiten
Will durch die Stadt er gleich auf's Feld:
Und wie er schreitet durch die hohen Thore,
Die durch des Burghof's Räume geh'n,
Da dringt ein Kriegermarsch zu seinem Ohre,
Dem Schalle horchend bleibt er steh'n;
Es ist die langentbehrte Feldfanfare,
Es ist das hohe Schlachtenlied,
Der Klang, der vor dem stolzen Doppel-Aare,
Voran zum Heldentanze zieht.
Beseelt vom Klang der Instrumente,
Dringt vorwärts er mit seinem Sohn,
Da steht von seinem Regimente
Im Feierkleid ein Bataillon,
Und rechts und links Geklirr von blanken Waffen,
Und Kriegerschaaren hoch zu Roß,
Es blitzt ringsum von funkelnden Agraffen,
Es blitzt das ritterlich' Geschoß.
Da flammt es lodernd auf im schwachen Greise,

Verklärt erscheint sein Angesicht.
Mit seinem Krückenstab' theilt er die Kreise,
Die Wachen und die Garden dicht,
Und als der Greis erscheint den Blicken,
Mit Narben, die des Helden Reiz,
Mit weißem Haupt, auf morschen Krücken,
Am Rocke das Kanonenkreuz,
Und neben dem das selt'ne Ehrenzeichen
Zweifacher Kapitulation,
Da macht man Raum, die Krieger weichen,
Zum Rittersaale kömmt er schon.
Hier wird sein Aug' geblendet fast vom Strahle
Des Glanzes und der Herrlichkeit,
Es hat im prachtgeschmückten Kaisersaale
Sich Stern an Stern zur Schnur gereiht,
Versammelt beim geliebten Kaiserthrone
Erscheint die volle Heldenschaar,
Auf jedem Haupte deckt die Lorberkrone
Mir eines Siegers Silberhaar.
Inmitten strahlt die hohe Tafelrunde,
Die Blum' der Ritterschaft umher,
Als säße König Artus da zur Stunde,
Als lebte Merlins Zaubermähr;
Die Krieger sitzen da, aus Kampf und Schlachten,
Errangen sie den grünen Kranz,
Die Krieger, die dem Tod entgegenlachten,
Als er sie lud zum blut'gen Tanz,
Und obenan des Vaterlandes Retter,
Des Sieges treugeliebter Sohn,

Der sich des Lorbers ewiggrüne Blätter
Geflochten um die Herzenskron';
Ein Blitz im Krieg, zermalmet er wie Halme
Der Feinde dichte Drängerschaar,
Dann windet er des Friedens grüne Palme
Zum Siegeskranz sich in das Haar.
Es ruht in diesem edlen Angesichte,
In diesem sinnend-tiefen Blick
Des Vaterlandes glänzende Geschichte,
Sein einstig' Leid, sein jetzig' Glück.
Der Invalid, der weiter vorgedrungen,
Erkennt den Feldherrn auf einmal,
Er stürzt zur Erd', hält seine Knie umschlungen,
Und weint und schluchzt: „Mein General!
Mein Feldherr! Schau auf mich hernieder,
Der ich gedienet lange Jahr,
Ich zähl Dir alle Schlachten wieder,
Wo ich im Feuer bei Dir war!
In Schwaben war's, wo wir den Jourdan schlugen,
Im strengen Winter dann bei Kehl,
Bei Stockach, denk, wo wir hinweg Dich trugen,
Weil Du zu nah' dem Feind, mein Seel'!
An Ambergs und an Würzburgs heiße Stunden,
Mein General, denkst Du daran?
Du erst, und wir, nicht achtend Tod und Wunden,
Wir hinterdrein mit Mann und Mann!
Bei Caldiero war es auch nicht bitter,
Den kühnen Feinden ging's da schlecht,
Da nahm vor Deinem Krieges-Ungewitter

Reißaus das feindliche Geschlecht.
Und dann bei Aspern, Tag der Veteranen!
Nichts Pardon und nichts Quartier,
Da nahmst zur Hand die Erste unserer Fahnen,
Und riefest: „Kinder, jetzt mit mir!"
An Dich allein knüpft sich mein ganzes Leben,
Du bist allein mir Land und Staat,
So will ich auch mein Letztes Dir nun geben,
Nimm meinen Sohn an als Soldat!
Dein wack'rer Sohn, der jüngste Held auf Erden,
Braucht einst vielleicht die muth'ge Schaar,
So möge denn mein Sohn dem Deinen werden,
Das was ich Dir, mein Feldherr, war!"
Da bückt der Feldherr sich gerühret nieder,
Erfüllt von süßer Wehmuthslust,
Er hebt den Krieger auf, und hoch und bieder,
Zieht er den Greis an seine Brust.
Und eine Thräne netzt die Heldenwange,
Die auf des Greises Haupthaar rinnt,
Er spricht, nach seines Herzens edlem Drange:
„Dein Sohn, er sei mein Waffenkind!"
Und bei dem Anblick dieser Scene,
Schlägt höher jedes Menschen Brust,
Und jedes Aug' erfüllt die süße Thräne,
Und jede Seele schwimmt in Lust.
Und halb verklärt erhebt die Worte
Zum Segensspruch der Invalid:
„Ich stehe an des Daseins letzter Pforte
In's Jenseits tritt mein nächster Schritt,

Schon kann mein Blick durch alle Himmelsthore
In's Reich der reinen Engel seh'n."
Da sieht er in dem gottgeweihten Chore
Den Genius von Oest'reich steh'n;
Und segnend hebt er seine letzten Schwingen
Mit Liebe über Habsburgs Haus:
Des Kaisers heilig Haupt soll stets umschlingen
Des Himmelssegens gold'ner Strauß!
Und wenn der Todesengel droht zu kommen
In seines Hauses theure Schaar,
Mag Volksgebet, mit Thränen, heißen, frommen,
Verscheuchen ihn auf immerdar!
Der Degen wird zur Sichel sich gestalten,
Der Säbel wird zum Friedenspflug,
Und aus des Kriegesmantels langen Falten
Entwickelt sich ein Taubenflug;
Die Erde blüht, der Segen reift im Volke,
Der Thron ist Friedensbochaltar,
Und nun verjüngt zur güld'nen Aetherwolke,
Schwingt hoch sich auf der Kaiseraar!"

Der verkaufte Schlaf.

Wenn die Nacht mit priesterlicher Feier
Durch die regungslose Schöpfung zieht,
Durch den faltenreichen Wittwenschleier
Auf die blasse Welt hernieder sieht,

Wenn der Mond auch wandelt leise
Um die Erde seine Kreise,
Wie ein Vater, mildgesinnt,
Um sein nächtlich ruhend Kind,
Zieht der Schlaf, der blasse Knabe,
Mit dem weißen Friedensstabe,
Von dem Himmel sacht' hernieder;
Eine Mohnblum' ist sein Wagen,
Den, mit zartem Sammtgefieder,
Abendfalter erdwärts tragen.
Auf dem kleinen Kutschsitz vorne
Sitzt mit zartem Wunderhorne
Kleiner Prinz vom Elfenland,
In der winz'gen Lilienhand
Ruh'n die Zügel, feingeschlungen
Aus den Fäden dunkler Dämmerungen;
Nachtviolen reichen
Ihre Blätterchen, die weichen,
Zu den Rädern, zu den Speichen.
Vor der Kutsch', als Fackelträger,
Zieht Glühwürmchen sacht' voran,
Hintenauf, als schmucker Jäger,
Ist ein Heimchen angethan.
Ist zu Ende nun die Reise,
Steigt der Schlaf dann nieder, leise,
Schlummerkörner ringsher streuend,
Und die Träume um sich reihend,
Wandelt dann mit seinen Träumen
Ruhlos, rastlos, ohne Säumen,

Durch der Erde weite Zonen,
Wo nur Menschenkinder wohnen.
Und in Osten und in Westen,
Und in Hütten und Palästen,
Von dem Schauplatz feinster Sitten,
Bis zur Höhl' der Troglodyten,
Trägt der Schlaf, der Gramerlöser,
Seine heil'ge Herzägyde.
Er, der Schlaf, der niemals müde,
Kummertödter, Augenschließer,
Friedensbringer, Schmerzverscheucher,
Kerkersprenger, Freiheitsreicher,
Wehmuthstrost und Herzberather,
Wittwenfreund und Waisenvater,
Kinderengel, Traumverwalter,
Wahnsinnsarzt und Geisterhalter,
Liebesbote, Sehnsuchtsstiller,
Hoffnungstaube, Wunscherfuller,
Er, der Schlaf, der Traumgebieter,
Ist des Lebens Kronenhüter. —
Und er schickt die Himmelsgüter
Nur den Guten, nur den Frommen,
Die von Freveln nicht entglommen,
Deren Herz nicht schuldbeklommen
Deren Brust nicht wild zerklüftet,
Deren Sinn nicht ist vergiftet,
Deren Blut in allen Adern
Nicht gereitscht von Sinneshadern.
Denn drei Wesen, die vom Himmel kommen,

Kehren ein nur bei dem Frommen,
Denn drei Dinge, die den Himmel einen,
Können bei dem Sünder nie erscheinen,
Ihn zu führen in den Friedenshafen,
Die drei Dinge heißen: Weinen, Beten, Schlafen!
Diese Wahrheit zu erfahren
Ward Erwin auch ausersehen,
War ein reicher Sünder, dem in Schaaren
Diener, Schmeichler zu Gebote stehen.
Doch der Schlaf, er ist kein Schmeichler,
Doch der Schlaf, er ist kein Heuchler,
Läßt sich nicht mit Gold umspinnen,
Läßt sich nicht durch Geld gewinnen,
Läßt sich nicht vom Glanz bethören,
Rechnet sich's nicht hoch zu Ehren,
Wenn er wird von Seiner Gnaden
Irgendwo zu Gast geladen.
G'rade zu den Eiderdunen,
Schleppt man ihn nicht mit Harpunen,
G'rade wo auf feid'nen Kissen
Nach ihm lechzt ein Steingewissen,
Geht vorbei er zu der Bank, der harten,
Wo die frommen Armen ihn erwarten.
Um Erwin auch zu bestrafen,
Läßt der Himmel nie ihn schlafen.
Langgedehnte Leidensnächte
Sitzt der Böse, Goldbeblechte,
Auf dem weichen Kissenlager,
Abgezehrt und zahnlos, hager,

Und das Haupt, schon grau gesprengt,
Auf die Sünderbrust gesenkt,
Und das Auge, brennend, trocken,
Müht vergebens sich, den Schlaf zu locken.
„Hölle!“ spricht Erwin im Grimme
Mit der hohlen Wucher-Stimme
„Kann ich denn mit Goldeshaufen
Mir nicht auch den Schlaf erkaufen?
Hab' mit Geld, das muß ich wissen,
Eingeschläfert manch' Gewissen.
Soll ich nun mit Gold, dem baaren, blanken,
Nicht den Schlaf mit List umranken?“
Sagt's, läßt heimlich und verstohlen
Einen Armen aus dem Taglohn holen,
Um den Schlaf, des Armen einzig' Gut,
Ihm abzuwuchern, wie er oftmals thut.
Mit Erstaunen hört der arme Mann
Das Gebot des Sündenwucher'rers an.
Für den Schlaf, der ihm nichts nützt,
Gold, Gold, rothes Gold in's Aug' ihm blitzt.
Gold für Schlaf! für Schlaf nun Gold in Haufen!
Ach! Der Arme denkt an Weib und Kind — und muß
den Schlaf verkaufen!
Und der alte, sündenmatte,
Wuchersatte,
Graue Sünder, voll Entzücken,
Wieder eine Seele zu bestricken,
Eilt nun fröhlich, halb nur wach,
In sein prunkend Schlafgemach,

Das Erkaufte zu genießen.
An dem Himmelbette prangen
Schwere Stoffe, Seidenfrangen,
Und die Fenster zu verschließen,
Goldbrokate niederhangen;
Silberampeln, glasumschlossen,
Stehend hoch auf Silberspangen,
Haben Dämm'rung ausgegossen
In des Schlafgemaches Räume.
Um die Kissen, reich an Bändern,
Feingestickt mit Spitzenrändern,
Schimmern bunte Purpursäume,
Aus krystallenen Geschirren
Steigen Düfte, wie von Myrrhen,
Um die Sinne zu verwirren,
Daß sie immer matter, schwächer,
Sinken in den Schlummerbecher.
Und Erwin im Bette, weichgedehnt,
In Gedanken noch den Armen höhnt,
Dessen letztes Gut und einzig Habe.
Ihm nun werden soll zur süßen Labe. — —
Doch der Gott des Schlafes ist entrüstet,
Daß ein Sterblicher gelüstet,
Für des Mammons irdisch Rauschen,
Himmelsgüter einzutauschen.
Und er läßt im Blumenwagen
Zu Erwin's Gemach sich niedertragen,
Spricht dann still am Bett der Sünde:
„Schwaches Rohr! Du Rohr aus Binsen,

In dem Sturm der Leidenschaften
Soll der Schlaf nun an Dir haften,
Wucherschlaf mit Wucherzinsen?
Glaubst Du, Gold, der Vampyr-Rüssel
Könnte als ein Zauberschlüssel,
Weil er öffnet Erdenthüren,
Auch den Götterrath verführen?
Gold ist Blut von Staub-Atomen,
Gold ist Blut von Erdengnomen,
Gold ist Blut von Erdenfaunen,
Gold ist Blut von Erd-Alraunen,
Gold, in dunklem Erdenschooß geboren,
Ist der finstern Macht verschworen.
Unten tief im Gnomenreiche,
Wo der Unhold wohnt, der bleiche,
Wo Alraunen tückisch walten,
Wurzelmännchen Sabbath halten,
Kröte glotzt in Stein gemauert,
Im Geklüft' der Molch sich kauert,
Wo in aufgestötzten Schichten-Betten
Grinst das Antlitz von Skeletten,
Im Gemisch von Stein und Knochen,
Da versammeln sich, das Gold zu kochen,
Alle Säfte, die das Taglicht fliehen,
Alle Kräfte, die zum Abgrund ziehen,
Alle Zauber, die den Sinn bethören,
Alle Geister, die der Nacht gehören.
In den Schädel der Hyäne
Gießen sie die Schmerzens-Thräne,

Mischen d'rein den Schweiß der Armen,
Ausgepreßt ihm, ohn' Erbarmen,
Tropfen dann vom Witwenblut,
Abgezapft von Wucherbrut;
Nägel dann von gier'gen Raben,
Wundgescharrt beim Schatzvergraben,
Neidhart's Blicke, zum Entsetzen,
Aufgefaßt beim Pfänderschätzen,
Einen Finger, wundgeschunden
In des Einbruchs finstern Stunden,
Wunde Brust, zerfleischt an Tischen,
Wo Betrüger Karten mischen;
Schmeichelgift, Verläumdungsgeifer,
Großgesäugt am Habsuchtsgeifer,
Falschen Schwur beim kalten Lächeln,
Nicht bereu't im Todesröcheln —
Alles das bei Schwadenfeuer,
Dichtgebrannt durch Klau vom Geier;
Und den Odem von Vampyren,
Um die Glut stets anzuschüren;
Daß es würdig dann beschlossen,
Noch den Fluch darauf gegossen,
Daß an diesem Zaubersafte
Alles Erdenunheil hafte;
Und das Ganze dann, wenn kalt,
Aus dem Kobold-Aufenthalt,
Flimmernd aufgetischt der Erdenwelt,
So entstand der Dämon: Geld! — —
Und mit dieser gold'nen Hyder,

Sprach der Gott zu Erwin wieder,
Weil der dunkle Schacht sich zeigte,
Weil die Finsterniß sie zeugte,
Weil die Finsterniß sie säugte,
Weil sie stammt von Erdengeistern,
Kannst Du nur die Erde meistern,
Kannst Du nur durch Geld erringen,
Was da klebt an Erdendingen,
Erdengüter, Erdenlüste,
Erdenwünsche und Gelüste,
Erdenglück und Erdenehren,
Was da kann der Mensch gewähren,
Der ja selbst ein Kind vom Staube,
Seinem Bruder Gold ist stets zum Raube —
Doch an Gütern aus dem Lichte,
Wird des Geldes Kraft zu nichte,
Güter, die der Himmel zu vergeben,
Fördert Geld nicht in das Leben,
Nicht die kleinste aller Göttergaben,
Kannst Du für den Mammon haben.
Nicht ein Fünkchen Geist dem Dummen
Nicht den schwächsten Ton dem Stummen,
Nicht den kleinsten Strahl dem Blinden,
Nicht den dünnsten Faden finden,
Wenn die Denkkraft Dir will schwinden:
Kannst für laut'res Gold in Körben,
Rosiger Dein Blut nicht färben,
Kannst mit tausend Erdenschätzen,
Keinen Herzschlag Dir ersetzen

Kannst für Edelstein' in Haufen,
Keine Thräne Dir erkaufen.
Und den Schlaf, den Friedenskönig,
Dem die Götter unterthänig,
Diesen Kuß vom Himmelsmunde
An die Erd' in Liebesstunde,
Und den Schlaf, den Fürst der Fürsten,
Dem die Blumen Nachts entgegendürsten,
Willst für Gold Du Dir gewinnen?
Kurzsichtiges, frevelndes Beginnen!
Was Du kaufteſt, Dich zu laben und zu letzen,
Werde Dir zum peinlichen Entsetzen!
Nur des Armen Schlaf hast Du errungen,
Aber weiter hast Du nichts bedungen,
Und zu martervoller Strafe
Sollst Du in dem fremden Schlafe,
Unter Röcheln, Stöhnen, Schäumen,
Deine eig'nen Träume träumen!"
— Als der Schlaf das Wort geendet,
Schnell der Traumgott niedersendet
All' die gräßlichen Gestalten,
Die in bösen Träumen walten,
Und das wilde Heer der Larven
Huscht bei fahlem Geisterschimmer
Schwirrend, surrend durch das Zimmer,
Und mit klägllichem Gewimmer,
Schlagen Fratzen ihre scharfen,
Spitzen Klauen tiefer immer,
In die Brust vom tiefen Schläfer!

Kobold, Scheusal, Molch und Käfer,
Kriechen wimmelnd auf die Kissen,
Und mit gift'gen Natterbissen
Hackt das wüthende Gewissen,
Hackt und sägt es ohne Ende
An des Träumers Herzenswände.
Seines Lebens Sündgeschichte,
Als Gespenste, als Gesichte,
Als Gerippe und Skelette,
Nahen dann dem Sterbebette;
Alle letzten Thränenreste,
Die mit Wucher er erpreßte,
Fallen auf die Augenlider,
Feuertropfen, glühend nieder.
Alle Laster, ihm zu eigen,
Tanzen grell den wilden Reigen,
Und er muß vom Bette steigen,
Muß mit tollen Geisterweisen,
Sich mit ihnen drehen, kreisen,
Bis die ersten Morgenstrahlen
Enden seine Traumesqualen;
Und erwacht zum Tagesleben,
Kalte Tropfen auf der Stirne,
Wüthend Hämmern im Gehirne,
Siedend Blei in hohlen Augen,
Wilden Schmerz in Brust und Flanken,
Und am dürren Herzen saugen,
Büßerqualen, Reu'gedanken. —
Doch es sprach der Schlafgott wieder:

„Willst den Schlaf Du wieder haben,
Den Dir einst die Götter gaben,
Mußt Du vor den Himmel treten,
Mußt Du weinen, mußt Du beten,
Mußt Du knien an Altarsstufen,
Mußt des Schöpfers Milde rufen! —
Nicht in einem gold'nen Wagen
Steigt Gebet zu Gott empor,
Schlichte Engelflügel tragen
Beterwort zum Himmelsthor,
Nicht zu kaufen ist's für Preise,
Daß die Götter an uns denken,
Das allein beglückt, macht weise,
Was wir bitten, und sie schenken!"

Perle und Demant.

Es tönt die Musik, es erglänzet der Saal,
Auf purpurnem Thron sitzt das Brautpaar zumal,
Die fürstliche Braut, wie die Blume im Thal,
Erblühend und glühend im sonnigen Strahl;
Der fürstliche Bräut'gam, ein strahlender Held,
Wie Phöbus hervorgeht vom blauen Gezelt,
Sie sitzen zusammen, sie sitzen zur Seit',
Sie sitzen zusammen in Lieb' und in Freud',
Sie sitzen zusammen in Sehnsucht erglüht,
Das Auge im Auge, und haben's nicht müd.

Und aus der Kron' im dunklen Haar der Braut
Die schönste Perle schaut,
Sie strahlt aus dem dunklen Haar mit Pracht,
Dem Monde gleich am Negerhaupt der Nacht,
Sie glänzt so wundersam, so milde ist der Schein,
Als sollte ein Blick, ein wehmuthsvoller sein,
So matt ist ihr Glanz, so bleich ist ihr Licht,
Als wär's ein leidend Angesicht.
Und räthselhaft zieht sie das Auge an,
Der Bräutigam mißt von ihr schauen kann,
Ihm dünkt, als läg' in der Perle d'rin
Ein tief verborg'ner Schmerzenssinn. —
Und aus der Kron' im Fürstenhaar
Ein Demant funkelt, sonnenklar,
Sein Feuer ist so wild und mild zumal,
Wie Frauenaug' in Liebesqual,
Sein Wasser ist so rein, und gösse doch der
Als ob es eine große Thräne wär',
Er funkelt wundersam; die schöne Braut
Mit magischer Gewalt zum Demant schaut,
Ihr dünkt, sie höre wie der Demant spricht:
„In mir liegt schmerzlich ein Klaggericht."

Und plötzlich nimmt der Schlaf, mit stiller Kraft,
Magnetisch nun das Brautpaar in die Haft. —
— Zwei Brüder hat Gott in das Leben gesendet,
Den traumreichen Schlaf und den traumlosen Tod,
Der Schlaf, der das Leben des Tages beendet,
Der Märchen-Erzähler in Kummer und Noth.

Der Qualenentwirrer, der Arzt aller Sorgen,
Der Hirt aller Träume an jeglichem Morgen,
Der Balsamverkäufer auf irdischer Flur,
Der Bilderbescherer, der Herzenserquicker
Der Hüther der Sterne im Augenliedschacht,
Der Kummerverscheucher, der Liebesbeglücker,
Der Freund und Berather in jeglicher Nacht,
Der Wangenvergolder, der Lächelnverbreiter
Auf gramvollen Antlitz, um gramvollen Mund,
Der Schmetterlingsmaler, der Schmerzenableiter,
Der Sternbildsticker auf wolkigem Grund,
Der liebliche Schlaf, der das Brautpaar umfließt,
Die Lippen der Perle, des Demants erschließt,
Und also spricht die Perle zu der Braut:
„Ich war ein kleines Tröpfchen Thau, gethaut
Vom Himmel in den großen Ocean.
Ich sah das große Weltmeer an,
Und sprach in Demuth: Ach, ich Tröpfchen klein,
Was kann ich gegen dieses Weltmeer sein?
Und eine Muschel tauchte vom Grunde herauf,
Nahm freundlich mich in ihren Busen auf,
Und sprach: Weil so viel Demuth wohnt in dir,
So werde nun zur Perle und zur Kronenzier!
Und sprach's und schloß auf ewig ihren Mund,
Und sank hinab zum Meeresgrund.
Und in dem Wasserbecken, tief,
Wo rings umher das Leben schlief,
Lag ich gefesselt, um mich, riesengroß,
Der öde Wasserschooß.

Der Muschel aber, die mich pflegt mit Lust,
Ward ich zur Krankheit in der Brust,
Als Thau erhielt das Leben mild sie mir,
Als Perle gab ich ihr den Tod dafür.

Da kam ein Sturm und peitscht das Meer,
Es rauscht auf schwerem Fittig her,
Und kömmt geflogen,
Und peitscht die Wogen,
Und peitscht die Wellen,
Daß bäumend sie zum Himmel schwellen;
Von schäumenden Mähnen bedeckt,
Das Meer empor sich reckt,
Und thürmt sich auf in die Luft,
Und gähnt hinab in die Kluft
Mit offenem Rachen,
Gleich einem Drachen.
Und an den off'nen Spalt
Der Blitz sich krallt,
Erhellt den Schlund
Bis auf den Grund,
Jagt Roch' und Klippfisch und den Wallfischwurm
Hinauf in den Sturm.
Und wied'rum stürmt der Ocean,
Und fletscht mit weißem Zahn
Den Himmel an,
Und wirft, von wilder Wuth entbrannt,
Sich weit hinaus in's Land,

Und springt, voll Grimm und Tück',
In's Meer zurück.

Doch eine Welle warf mein kleines Haus,
Die Muschel, auch auf's Land heraus.
So fanden erst die Menschen mich,
Und quälten mich dann fürchterlich,
Und rissen mich gewaltsam los
Aus meinem treuen Mutterschooß,
Und griffen mich mit Messern an,
Durchbohrten mich mit Dolchen dann. —
— D'rum sehen Perlen krank und bleich,
Weil sie gekränkt vom Schicksalsstreich,
D'rum sehen Perlen Thränen gleich,
Weil sie gelebt so schmerzensreich,
D'rum weinen Perlen selbst sich blind,
Weil sie der Tod der Mutter sind,
D'rum sehen Perlen leidend aus,
Weil sie gerissen sind vom Mutterhaus. —
D'rum Ihr Frauen, wenn Ihr Perlen trägt,
Sei Euch in Wehmuth tief das Herz bewegt,
Gedenkt des Tropfens, der sich klein geglaubt,
Und nun als Perle glänzt am Fürstenhaupt." —

— Die Perle schwieg, der Demant sprach:
„Nicht steh' ich Dir an Schmerzen nach,
Ich bin geber'n im finstern Schacht,
In todter Still' und ew'ger Nacht,

Zu meinem öden Dasein spricht
Kein Lebensstrahl, kein Traum vom Licht,
Kein Puls, kein Athem, Alles leer,
Nur Frost und Starrniß ringsumher.
Da gräbt sich's 'runter in mein Reich,
Es kommen Menschen, den Gespenstern gleich.
Sie nah'n mit Eisen, groß und klein,
Sie hauen grausam auf mich ein,
Sie hau'n die Art mit roher Lust
Mir schneidend in die off'ne Brust.
Gestalten sind's, wie Menschen zwar,
Doch hohl das Aug, zerrauft das Haar,
Die Wange bleich, die Lippen stumm,
Der Mund verdorrt, der Rücken krumm,
Die Haut verbrannt, die Augen heiß,
Die Hand zerfetzt, die Stirn voll Schweiß,
Der Leib voll Blut, die Knochen blos,
So fördern sie mich aus dem Grubenschoos.
Gespeist bin ich von Menschenblut,
Getränkt bin ich von Thränenfluth;
In Thränen, Aechzen, Jammerschrei,
So machen mich die Menschen frei;
Mit Aechzen, Thränen, Qual und Pein,
Ward ich erweckt vom Taubgestein;
Mit Aechzen, Thränen, Angst und Qual,
Trink ich zuerst des Lichtes Strahl;
Mit Aechzen, Thränen, Schweiß und Blut,
Ward ich geläutert in der Gluth;
Mit Aechzen, Thränen, Seufzen tief,

Man meinen Glanz an's Tageslicht rief.
D'rum ist mein Feuer Menschenblut,
Das in mir flammt als Schmerzensglut.
D'rum ist mein Wasser, wie klar es auch scheint,
Die Thräne, die in mir versteint.
D'rum ist der Demant felsenhart,
Weil ihn die Habsucht ausgescharrt.
D'rum Demant nur den Demant schleift,
Weil Weh allein das Weh begreift.
Darum, wenn Menschenhaupt und Brust
Ein Demant schmückt zu ihrer Lust,
Denk' man bei seinem Glanz und Schein,
Was er gekostet Schmerz und Pein,
Man denk', daß jedes Glück, so hoch gestellt,
Dem Demant gleicht auf dieser Welt,
Und daß kein Glück bei uns erscheint,
Worüber nicht ein Mitmensch weint,
Daß unser Aug' kein Strahl ergötzt,
Der and'res Aug' nicht schwer verletzt,
Daß jeder Laut, der süß uns klingt,
Als Schmerzenslaut zum Andern dringt. —
Und weil der Demant in dem Wunderschrein,
Die gold'ne Lehr' schließt in sich ein,
Im Glück des Unglücks eingedenk zu sein,
Sei er der Krone höchster Stein!" —

Als Perle und Demant geschlossen das Wort,
Da ziehet der Schlaf seinen Vorhang auch fort,

Das fürstliche Brautpaar, es weiß es wohl kaum,
Ob wach es gewesen, ob's Schlaf oder Traum?
Sie sehen sich an, sie umfassen sich zart,
Und Perle und Demant, sie scheinen gepaart.
Sie küßt ihm das Auge mit lieblichem Mund:
„Des Demants gedenke zu jeglicher Stund!"
Er küßt ihr die Wange von Unschuld geweiht:
„Der Perle gedenke zu jeglicher Zeit!"

Drum nehmet im Leben und Lieben fortan,
Nur Demant und Perle als Sinnbild Euch an;
Um glücklich zu bleiben bedarf unser Herz
Im Becher der Freude den Tropfen von Schmerz!

Des Kindes Zuversicht.

Ballade.

Es stehet ein Kindlein beim Strome, am Strand,
Wo gestern die Hütte der Mutter noch stand.
Es rissen die Fluthen vom kiesigen Ort
Die Hütte, die Mutter im Eisgang mit fort.
Das Kindlein, es stehet, gerettet, allein,
Es stehet am Strome und schauet hinein.

„Lieb' Mütterchen," spricht es hinab in die Flut,
„Bist böse, lieb Mütterchen, bin ja schon gut,
Lieb Mütterchen komm, ach, komme geschwind,
Laß nicht so alleine dein einziges Kind,
Die Aeuglein hab' ich mir geweinet schon roth,
Ich fürcht' mich und dürste und habe kein Brot!"

Es rauschen die Fluten, sie rauschen hinab,
Sie geben nichts wieder aus schäumigem Grab,
Sie geben dem Kinde die Mutter nicht los,
Sie waschen mit Wellen die Füßchen ihm blos,
Das Kindlein, es bleibet, wie festgebannt, stehn,
Mit suchendem Blick in das Wasser zu sehn.

Da rollt eine Frau in dem Wagen einher,
Erblicket das Kindlein, das Herz wird ihr schwer,
Sie kniet in Thränen zu ihm in den Sand,
Sie herzt es und küßt es und nimmt's bei der Hand:
„Komm mit mir, mein Engel, will Mutter Dir sein,
Ich führ' Dich als eigen in's Schloß dort hinein!" —

Das Kindlein erwidert: „Ich geh' nicht mit Dir,
Die Mutter erwart' ich am Ufer allhier,
Gewiß sie wird kommen und lächelt und winkt,
Errathen soll ich dann, was sie mir wohl bringt."
D'rauf windet das Kind sich ihr sanft von der Hand,
Und setzt sich mit suchenden Augen zum Strand.

Doch wieder voll Rührung die Frau es erfaßt:
„Komm mit mir, mein Engel, in meinen Pallast,
Da sollst Du bekommen manch gülden Gewand,
Und Zucker und Mandeln und Säbel mit Band,
Und vielerlei Spielzeug im Lade entlang,
Und Abends viel Lichter und Liedergesang!“ —

Das Kind aber schüttelt das Köpfchen und spricht:
„Dann sind't, wenn sie heimkehrt, die Mutter mich nicht,
Sie bringt mir wohl selber ein Säbelchen mit,
Sie singt mir dann selber ein liebliches Lied,
Sie trägt auf dem Arme in's Haus mich hinein,
Und herzet und wieget und singet mich ein.“ —

D'rauf senkt es das Köpfchen hinab zu der Well',
Und weichet dann nimmermehr weg von der Stell',
Und wartet und wartet von Stunde zu Stund',
Und luget hinab in den sonnigen Grund,
Die Löckchen verwerren, die Wängelein blaß,
Das liebliche Antlitz von Thränen gar naß.

Spät Abend da sinken die Aeuglein ihm zu,
Es sucht einen Stein und legt d'rauf sich zur Ruh',
Und schläft, mit dem Antlitz zum Wasser gekehrt,
Im Schlafe die Mutter es träumend begehrt,
Es regt sich das Mündchen, es lallet ganz sacht:
„Gut' Nacht, liebes Mütterchen, schön' gute Nacht!“ —

Die Mutter jedoch hat nicht Tag und nicht Nacht,
Sie treibt auf dem Dache, das trümmert und kracht,
Das gestern die Flut vom Gemäuer getrennt,
Hinein hat gerissen in's Schreckelement,
Sie schwimmt in den Wogen auf schwachem Gebälk,
In Fluten und Schollen und Sturmesgewölk.

Und von dem Gebälk löst sich's immer mehr ab,
Ein Bret nach dem andern stürzt krachend hinab,
Die Pfosten zertrümmert das tosende Eis,
Und immer wird schmaler der tragende Kreis,
Nur einige Balken, sie trotzen mehr kaum
Dem Eis und den Wogen im furchtbaren Raum.

Da ringt sie zum Himmel die Hände empor,
Es schwebt in Gedanken ihr Kindlein ihr vor,
Sie betet mit Inbrunst: „Du Hort in der Noth,
Dein Wort macht das Baumblatt zum rettenden Boot,
Dein Wort macht zur Blume den dornigen Strauch,
Dein Wort macht die Flamme zum kühlenden Hauch,

Dein Wort macht zum Zephir den heulenden Wind,
Dein Wort macht den Tiger zum freundlichen Kind,
Dein Wort hält den Gletscher in seinem Fall,
Dein Wort hält den Wassersturz in seinem Schwall,
Dein Wort hält den Blitzstrahl, wenn er niederstrebt,
Dein Wort hält den Erdball fest, wenn er erbebt,
O, sende dies Wort der Erbarmung auch mir,
Erhöre, erhöre, erhöre mich hier!" —

Da stürzt eine Welle heran, riesengroß,
Die reißet vom Dache den Giebeltrumm los,
Daß nun, ein Gebälk nur, zum Sparren gefügt,
Als hölzernes Kreuz in den Wogen noch liegt;
Drauf stürzt sie sich hin und umklammert es fest:
„Dieß Zeichen ist Dein, das uns niemals verläßt!“

Und eine vereinzelte Scholle treibt her,
Und schiebt sachte das Holzkreuz, wie sichere Fähr',
Von Mitten der Fluten bis nah an das Land,
Und drängt es dann fest in's Gesträuch an dem Strand.
Sie eilt aus dem Wasser, sie küsset die Erd':
„Gelobt sei der Vater, dem Beides gehört!“

Und eilet, gejagt, mit geflügelter Hast,
Sie suchet ihr Kind ja, da hat sie nicht Rast.
Sie dringt durch das Dickicht stets weiter hervor,
Sie dringet durch Schilf, durch Gestripp und durch Moor,
Sie dringet durch Sumpf über Felsen und Kies,
Sie sucht da ihr Kindlein, was kümmert sie dies?

Mit fliegendem Haare, vom Winde gejagt,
Mit keuchendem Odem, von Aengsten zernagt,
Mit blutenden Händen, vom Dornengestripp',
Mit blutenden Füßen, vom Felsengeklipp',
Mit Angstruf und Klagen durch Nacht und durch Wind
Erreicht sie die Stelle — da schlummert ihr Kind.

Sie sinket in Thränen dem Kind an die Brust,
Sie lauscht seinem Odem mit himmlischer Lust,
Es schläft mit dem Antlitz zum Wasser gekehrt,
Im Schlafe die Mutter es träumend begehrt,
Es regt sich das Mündchen, es lallet ganz sacht:
„Gut' Nacht, liebes Mütterchen, schön' gute Nacht!"

Das Wettrennen des Lebens.

Für alle Menschen hier im Erdenleben,
Hat das Geschick gleich abgesteckt die Bahn,
Die Wiege ist zum Auslaufspunkt gegeben,
Am Sarge weht des Zieles weiße Fahn';
Nur in der Art, wie sie die Bahn durchwandern,
D'rin unterscheidet Einer sich vom Andern.

Der geht, der And're fährt, der Dritte reitet,
Der Vierte schleicht, der Fünfte keucht und rennt,
Der Sechste kriecht, wie von der Schneck' geleitet,
Der Siebent' läuft, daß ihm die Sohle brennt,
Der Achte wälzt im Fette sich zu Grabe,
Der Neunte hinkt hinein am Hungerstabe.

Mit Vieren rollt Der ins Grab ganz wacker,
Und im Bedientenrock steigt hinten auf das Glück,
Der And're fährt hinab bescheiden im Fiaker,
Und der kutschirt sich selbst hinab im Gig;
Doch schneller wird fast stets ans Ziel getragen
Die Equipage als der Leiterwagen.

Kontraste zeigt die Bahn uns ohne Gleichen.
Wer raschen Fortschritt macht, der bleibt zurück.
Wer vorwärts strebt, wird nie sein Ziel erreichen,
Wer immer kriecht, der rennet in sein Glück.
Wer schleichen kann, der fliegt an's Ziel ganz heiter,
Wer rückwärts geht, der kommt am Schnellsten weiter

Der Eine will auf's hohe Roß sich setzen,
Der And're reitet nur sein Steckenpferd,
Des Einen Renner ist gar nicht zu schätzen,
Des Andern Mähre kaum zehn Kreuzer werth.
Und Viele, die wir immer reiten sehen,
Sie reiten bloß, weil's gar nicht mehr will gehen

Der Eine will den Pegasus besteigen
Und trägt den lieben Ivern in seinem Kopf:
Den Weg will dieser allen Reitern zeigen,
Und hält den Zaunpfahl für den Kirchenknopf;
Ganz And're, die in Kutschen stolz sich schwingen,
Die würden besser fahren, wenn sie gingen

Der Mann ist auf der Rennbahn stets der Renner,
Die Frauen aber sind am Ziel der Preis;
Wie rennen sie, wie laufen sie, die Männer,
Von ihrer Stirne rinnt der helle Schweiß:
Und wer am Ersten kömmt vom Reiterhaufen,
Der ist zuerst auch oft recht angelaufen.

Die Frauen lassen mit dem Preis nicht scherzen,
In ihrem Herzen ist der Richterstand;
Sie wollen Vollblut von den Männerherzen,
Als RennGeld sei die Treue bloß genannt;
In Trab, Galopp und Paß soll sie nicht weichen,
Nur ew'ge Treu' sei des Vereines Zeichen.

Und ein Wettrennen sehen wir zur Stunde,
Es rennen edle Menschen hier herein,
Weil ihrem schönen Herzen ward die Kunde,
Daß der Gewinnst soll für die Menschheit sein,
Und weil der Preis besteht in Gottes Segen,
D'rum eilt ein edles Volk ihm schnell entgegen.

Ein Wort jedoch ich noch zu sagen hätte,
Ich weiß zwar nicht, ob ich's recht sagen kann;
Es ist wohl Mancher hier, der sagt: „ich wette,
Die rennt beim Deklamiren auch recht an."
Ich bitt' um Nachsicht, meine milden Richter:
Die ganze Schuld trägt einzig nur — der Dichter.

Die beiden Sänger.

Der Wald erwacht, das Frührot legt die blassen Säume
Wie zartes Silber auf der Wipfel grünen Bau,
Die Zweige schütteln sich vom Schlaf, erzählen ihre Träume,
Die Blättlein nehmen schon ihr Morgenbad im Thau,
Die Blüthen baden sich in Duft, um schon bei Zeiten
Den jungen Tag mit ihren Glocken einzuläuten.

Die Staude bringt Gewürz, die Kräuter bringen Düfte,
Mit frommem Balsam salbt sich jeder Strauch,
So steigt des Tages Opfer in die Lüfte,
Und bei dem Opfer singen fromme Sänger auch.
Denn aus dem Dom der grünen Waldeszelle
Tönt laut heraus des Haines Frühkarelle.

Der Chor beginnt, die leisen Lüfte zittern,
Dem frommen Chor lauscht Alles rings herum,
Die Sänger sitzen hinter grünen Gittern,
Der Zephir schlägt die Notenblätter um,
Und wie sie wundersam so musiziren,
Hebt sich die Lerch' empor, zu dirigiren.
Und also singt die Lerche hoch im Schwung,
Dem jungen Tage ihre Huldigung: —

— „Sei mir gegrüßt, lieblich lachender Knabe,
Sei mir gegrüßt, junger Beherrscher der Welt,
Strahlend bekränzt, mit bebändertem Stabe,
Trittst Du aus Phöbus entglommenem Zelt.

Blüthenstaub streust Du mit rosigem Finger
Von Deines Wagens erglühendem Rad,
Silberbekleidet als strahlende Jünger
Eilen die Wolken voraus Deinem Pfad.

Goldene Münzen streut freudig die Hore,
Wenn dann zur Krönung Dein Flammensitz fährt,
Ob Deinem Haupt' glänzt als Krone Aurora,
Unten als Reichsapfel glühet die Erd'!

Dann auch als Mantel, als purpurnen, weichen,
Den hocherrötheten Scharlach des Meers,
Und alle die Berge, die flammenden, gleichen
Glänzenden Kriegern des jubelnden Heers.

Tag! Dir zu huldigen ganz unterthänig,
Hat mich zum Herold die Schöpfung bestellt;
Ruhm denn und Preis Dir, gesetzlicher König,
Tag! Du geborner Herrscher der Welt!" —

— Als die Lerche schwieg, drang ein tiefer Schall
Aus verstecktem, grünen Blätterwall.
Ist das nicht das Lied der Nachtigall? —

Ja, es ist das Lied der Nachtigall!
Nicht dem Tage singt die Nachtigall,
Nicht der Tag ist ihr Gebiet!
Nur der Nacht singt sie ihr Feierlied. —

— „Holde Nacht! Du Zauberfürstin,
Fährst daher in dunklem Wagen,
Angeschirrt mit schwarzen Rossen,
Die hinauf zum Himmel jagen!
Schwarze Zaub'rin, Deine Sessel
Setzest Du am Himmel nieder,
Und den schwarzen Zauberschleier
Hängst Du auf die Welt hernieder,
Wenn Du dann den Stab, den dunklen,
Schwingest über Süd und Norden,
Ist Dein Kabinet voll Wunder
Jedem Aug' enthüllet worden.
Mit dem sternbesetzten Gürtel
Gürtest Du Dir Brust und Hüfte,
Und es bauen gold'ne Zeichen
Räthseln gleich sich in die Lüfte,
Und ein Heer von gold'nen Sonnen
Steht um Dich mit blanken Schildern
Auf dem dunklen Schicksalsvorhang
Flammt es auf in Wunderbildern.
Hier ein Kriegsgott mit dem Helme,
Mit der feuergleichen Lanze,
Ihm zur Seite eine Jungfrau

Mit dem süßen Strahlenkranze.
Dann ein Löwe, dessen Mähnen
Wie die Flammen niederwallen,
Und ein Schütze, dessen Pfeile
Wie die Strahlen erdwärts fallen.
Eine Leier, deren Saiten
Durch den Aether tönen leise,
Sieben Schwestern, die im Lichte
Tanzen in dem ew'gen Kreise.
Und ein Schwan, der durch die Fluten
Schifft mit silbernem Gefieder
Und zur goldgekörnten Aehre
Taucht des Mondes Sichel nieder.
Und aus allen diesen Bildern
In der großen Zauberstube
Strömen Hoffnung, Trost und Ahnung
In die dunkle Erdengrube.
Und der Mensch, der Tagesmatte,
Und der Mensch, der Tagesmüde,
Schöpft aus diesem Bilderbuche
Seelenruh' und Seelenfriede.
D'rum, o Nacht, Du Zauberfürstin,
Auf dem dunklen Wolkenthrone,
Reicht die lichtversengte Erde
Jeden Abend Dir die Krone." —

— Doch nicht besiegt sich noch die Lerche dünkt,
Sie steigt noch höher auf in Licht, und singt
Ein zweites Loblied, das dem Tag sie bringt: —

„Sei mir gegrüßt, Du Vater der Kräfte!
Menschennährer und Menschenverbinder,
Länderentdecker und Wundererschaffer,
Künsteerzeuger und Liedererfinder,
Felsendurchbohrer und Meeredurchschiffer,
Ankerdurchfurcher und Traubenversüßer,
Wiesengrundmaler und Saatenvergelder,
Strömeversilb'rer und Quellenverschließer,
Erdenbekleider und Wesenerhalter,
Schätzeentdecker und Schätzebehüter,
Schönheitsverkünder und Augenlichtträger,
Du bleibst des Erdballs Fürst und Gebieter!" —

— Also sang die Lerche, doch die Nachtigall
Singt darauf aus ihrem Blätterwall
Noch einmal das „Lob der Nacht" mit wundersüßem
Schall: —

— „Sei gegrüßt, Du milde Nacht,
Wenn Du nahest leise, leise
Mit dem feuchten Schlummerschwamm
Auszulöschen von der schwarzen Tafel
Des Gedächtnisses jede Qual des Tages,
Wenn Du nahest mit dem Thränentuche,
Und vom Auge nimmst das Bittersalz,
Das der Tag in seine Wimper setzte:
Wenn den Friedensfürsten Schlaf Du schickst,

Den Milchbruder des verhängten Todes,
Daß er mach' zum Erdgeschoß des Traums
All' die dornenvollen Schlummerkissen.
Wenn Du, einer guten Mutter gleich
Einhüllst in die Falten Deines Kleides
Jedes weinende Gesicht der Menschenkinder,
Wenn Dein weiches Haar Du wickelst um die Stirn,
Die der Tag mit seiner Glut verbrannte,
Wenn den Saum Du Deines weichen Mantels deckst
Auf das Auge, das der Tag durch Qual geröthet,
Wenn Du mit dem milden Trösterkuß
Sanft berührst den Mund des Schlummerlosen,
Wenn Du Deine lichten Hoffnungssterne stickst
Auf das Himmelsbett des Schwererkrankten,
Dann sei mir gegrüßt mit Deiner Sternenkrone,
Der Dich sandte in des Lebens dunkle Zone
Gott der Herr von seinem Gnadenthron!" —

Und also sang die Nachtigall
Mit ihrem wundersüßen Schall,
Da schwieg die Lerche, der Chor des Haines schwieg,
Der Wald lag stumm, ein leises Beten stieg
Aus jedem Herz zum Himmelsblatt,
Der Tag, er sank bereits, des langen Glänzens satt,
Zum Rand des Abendhimmels nieder,
Und hüllet selbst die brennend müden Glieder
Ein in den Schooß der engelmilden Nacht,
Und schlummert ein, und als er früh erwacht,

Da weint er still, und scheidet schmerzlich von der milden Frau,
Und seine Thränen fallen dann auf Flur und Au,
Die Menschen sagen dann: „in dieser Nacht fiel Thau!“ —

Stimmengewalt.

Es tönen viel' Stimmen mit mächtigem Klang
Durch's irdische, menschliche Leben,
Vom Lallen des Kind's, bis zum Sphärengesang,
Ist Allem hier Sprache gegeben.
Als jauchzend die Welt sich dem Chaos entrang
Mit freudigem, süßem Erbeben,
Als strahlend der Dom sich des Äthers erbaut,
Ertönte die Stimme der Allmacht schon laut.

Es sprechen die Himmel durch Sterne so hell,
Durch rollende, flammende Sonnen;
Die Erde, sie spricht im geschwätzigen Quell,
Im Bergstrom, dem Felsen entronnen,
Im Schmelze der Wiesen, im Blumenpastell,
In Blättern, als Zungen gewonnen;
Und wenn sie erbeben, da spricht sie ganz laut:
Daß Menschen zu viel auf die Menschen vertraut.

Es spricht auch die Luft, wenn sie Ingrimm erfüllt,
In Sturmwinds verheerendem Wüthen;
Es spricht auch die Luft, wenn ihr Zorn gestillt,
Im Säuseln der Zweige und Blüthen;
Es spricht auch die Luft, wenn sie sanft ist und mild,
Aus Harfen, die Seufzer ihr bieten,
Und wenn sie im Donner den Himmel umgraut,
Dann spricht sie als Stimme der Mahnung ganz laut.

Es sprechen die Wasser im rieselnden Bach,
Mit Blumen und Steinchen am Strande.
Aus murmelndem Quell spricht ein fröhliches „Ach,"
Wenn Frühling gelöst seine Bande,
Die Orgel des Weltmeers wird fürchterlich wach,
Wenn Sehnsucht die Flut jagt zum Lande,
Aus Flut und aus Ebbe auch spricht es ganz laut,
Daß Niemand die heiligen Kräfte durchschaut.

Es spricht auch die Hölle im menschlichen Blick,
Der zückend umherirrt im Raume,
Es spricht auch der Schutzgeist vom Menschengeschick
In Ahnung, in Mahnung, im Traume;
Es spricht auch die Schuld, die heimliche Tück'
Durch Wangen, die bleich bis zum Saume,
Und durch das Erröthen spricht lieblich und laut,
Die Stimme der Unschuld in Mädchen und Braut.

Ein Knabe erscheint mit goldenem Haar,
Von Bergen in Thäler gesprungen,
Schmückt jeglichen Hügel zum Opferaltar,
Mit Blüthenguirlanden umschlungen,
Er macht aus den Blumen sich Glocken sogar,
Bevölkert die Wälder mit Zungen,
Die Stimmen der Schöpfung, sie jubeln ganz laut:
Es hat sich die Erde dem Frühling getraut.

Der Schmetterling hängt an der Blume Gewand,
Die Biene will Blüthenmost nippen,
Die Nachtigall zärtlich ihr Lied sich erfand,
Dem Thau öffnet Rose die Lippen;
Von innigem Drange, von Sehnsucht entbrannt,
Schmiegt weich sich das Moos an die Klippen,
Und Strahlen, wie Lieder herunter gethaut,
Erwecken die Stimme der Liebe ganz laut.

Ein herrlicher Klang noch durchdringet die Brust,
Ein Klang, d'rin das Weltall erzittert,
Ein jegliches Herz ist des Klang's sich bewußt,
Und wär' es mit Eisen umgittert,
Es tönt auf dem Schlachtfeld mit eherner Lust,
Wenn Leben an Leben zersplittert,
Wenn Helden umarmen die eiserne Braut,
Erschallet die Stimme der Ehre ganz laut.

Und noch eine Stimme die Vorsicht uns gab,
Ihr Wohlklang ist nimmer zu schildern,
Wo menschliches Richten gebrochen den Stab,
Da fleht sie, das Urtheil zu mildern;
Sie tönt uns zur Seite bis Bahre und Grab,
Sie läßt uns das Herz nicht verwildern,
Wie glücklich, wer diesem untrüglichen Laut,
Der Stimme des Innern mit Glauben vertraut!

Die weichste Stimme, so mild und sonor,
Sie fließet vom Himmel hernieder,
Sie windet sich schmeichelnd durch's menschliche Ohr,
Und klinget im Herzen dann wieder;
Wir hören ein Tönen, wie nie noch zuvor,
Ein Echo der innigsten Lieder,
Wie Nachtigallbitte zur Nachtigallbraut,
Dringt Stimme des Mitleids zum Herzen so laut.

Und wie an dem Trostwort aus zärtlichem Mund
Ein Schmerz sich erquicket, ein stummer,
Und wie an der Wiege zur nächtlichen Stund'
Die Mutter ihr Kind singt in Schlummer,
Und wie an dem Ton, der die Heimat gibt kund,
Das Heimweh zerfließt und der Kummer,
So mild wird das Weh und zerfließet und thaut,
Wo Stimme des Mitleids beglückend wird laut.

Die Stimme des Mitleids, sie rief Euch bisher,
Es hat Euer Herz sie vernommen,
Von Kunst und Talent bringen heute wir her,
Was wir von der Vorsicht bekommen;
Das Wenige macht schon der Himmel zu mehr,
Bringt man's nur der Menschheit zu frommen,
Ein Hauch für die Menschheit, dem Himmel vertraut,
Kehrt wieder als Stimme der Gnade ganz laut.

Erdenfluch und Himmelssegen.

Der Himmel hört und sieht alles auf der Welt,
Er hört das Haar, wenn es vom greisen Haupte fällt,
Er hört den Sprung der Rose, die beengt
Das grüne Netz der kleinen Knospe sprengt,
Er hört des kleinen Waizenhalmes Lied,
Wenn es zum ersten Mal' aus dunkler Erde sieht,
Er hört der Lilie inniglich Gebet,
Wenn sie im Frühling um ihr Silberkleidchen fleht,
Er hört das Fleh'n der kalten Wintererd',
Wenn sie den Schnee, ihr wollig Tuch begehrt,
Er hört die Schwalbe, die den Flügel senkt,
Und Regen will, daß sie die Jungen tränkt,
Er hört den Taucher, der auf Meeresgrund,
Ihn anruft aus verschloss'nem Glockenmund',
Er hört das Herz, das leis' im Schlummer klopft,
Er hört die Thräne, die still niedertropft,

Er hört in tiefster Brust das bös' Gelüst,
Er hört im Busen der Begierden Zwist,
Er hört die Reue, das bekennende Gebet,
Das sterbend wie ein Hauch vom Munde weht,
Er hört den Engel, der den Fittig regt,
Wenn er die Seel' empor zum Himmel trägt.
Das Alles hört der Himmel, nur Eines hört er nicht:
Was in der Stund' des Jammers die Verzweiflung spricht,
Weß' ein gepeinigt Herz im Schmerze sich entleert,
Was ein zerriss'nes Sein verzagend von sich wehrt,
Was die zerwühlte Brust verblutend aus sich schreit,
Was die verhöhnte Qual dem Schmerz für Worte leiht.
Das hört der Himmel nicht, dafür hat er kein Buch,
Er hört nur auf den Segen, niemals auf den Fluch.
Schickt Unglücksschmerz ein wildes Wort empor,
Das schreibt er gar nicht auf, dafür hat er kein Ohr.
Er nimmt das Wort des Fluchs und hüllt's in Gnade ein,
Und sendet's dann zurück, daß es soll Segen sein.
Und solch' ein Beispiel führet dies Gedicht Euch an,
Wenn Ihr's vergönnt, daß ich es Euch erzählen kann.
— Ein Ritter steht, gehüllt in blanken Stahl,
Auf einem Hügel, und schaut hinab in's Thal,
Allwo im Grünen ein kleines Kirchlein stand,
Zu dem auf Waldeswegen allerhand
Die Pilger wallen täglich früh und spät,
Und Herz und Sinn erheben im Gebet.
Doch heute ist das Kirchlein gar so voll,
Weil eine Trauung hier geschehen soll;
Von allen Seiten zieht heran

So jung als Alt, so Frau als Mann.
Mit Blumen reich geschmückt naht sich die Braut,
Und Freud' und Jubel wird von allen Seiten laut.
Die Brust des Ritters nur ist schmerzbedrängt,
Die Braut, die am Altar den Ehring jetzt empfängt,
Ist seine Herzensbraut, sein höchstes Erdengut,
Die Holde liebt ihn auch mit aller Herzensglut,
Doch Zwang, Gewalt und kindlich fromme Pflicht
Vereinen sich, daß sie das Jawort spricht.
D'rob füllet Gram und Grimm des Ritters Herz,
Und wechselnd zerren wilder Schmerz
Und hef'tger Groll an seiner wunden Brust,
Er ist des klaren Sinn's sich kaum bewußt,
Und so wie er den Zug, den buntgeschmückten, schaut,
Der zum Altare führt die wunderfüße Braut,
Und wie er hört das Zeichen, daß in jetz'ger Stund'
Das ew'ge Jawort spricht ihr holder Mund,
Da faßt Verzweiflung ihn und Irrsinn's Groll,
Der bald in bösen Worten aus dem Herzen quoll,
Und er verwünscht das Thal, den Tag, den Ort,
Wie den Altar, an dem erschollen war das Wort,
Und schickt aus frevlem Mund den Fluch hinab:
„Verflucht sei von nun an Du blühendes Thal,
Dich wärme von nun an kein sonniger Strahl,
Dir lache von nun an kein Himmel voll Blau,
Dich letze von nun an kein Regen, kein Thau,
Dein Grün sei verdorrt, verwelkt sei Dein Laub,
Dein Teppich verschmachte in Sand und in Staub,
Es niste kein Vogel in Deinem Revier,

Es riesle kein Quell, und kein Bächlein in Dir,
Verflucht sei der Zephir, der zu Dir sich verirrt,
Verflucht sei der Adler, der über Dir schwirrt,
Verflucht sei das Echo, das in Dir erwacht,
Verflucht sei der Stern, der erhellt Deine Nacht,
Verflucht sei das Kirchlein, das Pilger Dir bringt,
Verflucht sei die Glocke, die in ihm erklingt,
Verflucht sei der Beter, der fromm in ihm kniet,
Verflucht sei das Wort, das zur Kuppel hinzieht,
Verflucht sei der Beter an diesem Altar,
Daß nie sein Gebet der Himmel gewahr',
Es trage kein Engel zu Gott es empor,
Es öffne kein Himmel ihm gnädig das Thor,
Das Beten verhalle im endlosen Raum,
Die Thräne versiege am Augenlied's Saum,
Der Seufzer des Herzens versenge den Mund,
Die Hand, die sich faltet, verknöch're zur Stund',
Es ringe nur Fluch sich der Beterbrust los,
Solch' Fluch sei Dein Erbtheil, solch' Fluch sei Dein Loos!"
Und als er erleichtert die brennende Pein,
Den wüthenden Schmerz in Mark und Gebein,
Dann stürmt er fort, verläßt sein Ritterschloß,
Greift zu dem Schwert', zu Lanz' und Geschoß,
Und stürzt sich hinein in Schlacht, Krieg und Kampf,
Betäubung suchend im Geräusch und Pulverdampf. —
Allein vergebens sucht Vergessenheit, wer je geliebt,
Wen Liebe je beglückt, wen Liebe je betrübt,
Wer von der Wunderblume Liebe je ein Blatt
In's eig'ne Herzblatt eingeschaltet hat,

Wer je vom Wunderſterne Liebe einen Strahl
Aus einem andern treuen Gegenhimmel ſtahl,
Wer je vom Wundermährchen Liebe eine Kund'
Bekam aus ſüßem Aug' und wundgeküßtem Mund',
Und wer vom Wundertraum' der Lieb' in Haft
Erfuhr, was ſie für zaubervolles Leben ſchafft;
Wer je vom Wunderfrühling Liebe eine Blum'
Gepflanzt hat in ſein Herz als ewig Blüthenthum,
Wer je der Wunderdichtung Liebe hat gelauſcht,
Wenn ihr verborg'ner Quell im tiefen Herzen rauſcht,
Wer je die Wunderſchrift der Lieb' geleſen hat
Aus ſüßverſchlung'nen Zügen auf dem Herzensblatt,
Wem Liebe je ihr Wappen — Dichter oder Held —
Mit Blumenhand geſtickt in's off'ne Herzensfeld,
Den läßt die Lieb' nicht los, den gibt die Lieb' nicht frei,
Dem grünt im Herzen tief die Lieb' ſtets wieder neu,
Der findet Lieb' vor ſich, wenn er vor Liebe flieht,
In jeder Nachtigall hört er der Liebe Lied,
In jedem Morgenroth ſieht er der Liebe Kleid,
In jedem Blumenkranz ſieht er der Lieb' Geſchmeid',
In jedem Saitenton hört er der Liebe Klag',
Aus jedem Wiederhall tönt ihm der Liebe Frag',
Im Krieg und Kampf, wenn Schwerterklang erklingt,
Die Liebe auch durch Schlachtendonner dringt,
Denn Lieb' iſt von uns ſelbſt ein unzertrennlich Theil,
Sie löſ't von uns nicht ab nicht Säbel und nicht Beil,
Ob Schwerter uns bedroh'n, ob Donner um uns kracht,
Kanonenkugeln ſchwirren, blitzend in der Nacht,
Ob blutiges Gemetzel ſich rings hat angefacht,

Die Liebe weichet nicht, die Lieb' hält bei uns Wacht,
Und ewig bleibet Lieb' die höchste Herzensmacht. —
Der Ritter also auch trägt in der Brust den Pfeil,
Wie Schlacht und Kampf er sich gewählt hat auch zu Theil,
Und wenig Jahre d'rauf führt ihn des Krieges Well',
Die wildbewegt sich wälzet fort von Stell' zu Stell',
Mit seiner Waffenschaar in jenes stille Thal,
Verfolgt vom Türkenfeind' mit mordgeschliff'nem Stahl.
Er kämpft mit Heldenkraft, er kämpft mit Heldenglut,
Doch gegen Uebermacht hilft hier nicht Löwenmuth.
Er wird zurückgedrängt, erschlagen seine Schaar,
Von wilder Hand gepackt, der Waffen aller bar,
Und endlich übermannt schleppt ihn die rohe Brut
In eines Kirchleins Raum, entmenscht in ihrer Wuth,
Und stoßen ihn hinein, verrammeln d'rauf die Thür',
„Jetzt, tapf'rer Christenheld, jetzunter helfe Dir,
Wir zünden nun das Haus von allen Seiten an,
Jetzt rufe Deinen Gott, ruf' Deinen Schöpfer an,
Vielleicht kühlt er die Glut, die Dich alsbald verzehrt,
Führt Dich durch alle lohen Flammen unversehrt,
Stürz' nieder auf die Knie', schon schlägt die Flamm' heraus!"
So höhnt dies thierisch' Volk, und lacht und ziehet fort.
Schon knistert's im Gebälk, schon zischen hier und dort
Die rothen Feuerzungen um das Gotteshaus.
Den Ritter faßt mit Macht des Feuertodes Graus.
Er rüttelt an der Thür, sie spottet seiner Kraft,
Die Fenster sind zu hoch, kein Ausgang seiner Haft.
Da wendet er zu Gott das leiderfüllte Herz,
Am Altar kniet er hin und blicket himmelwärts,

Und zum Gebete faltet fromm er seine Hand —
Da faßt's ihn plötzlich an, ihm schwindet der Verstand.
„Das ist das Kirchlein ja, das ich verflucht im Grimm,
Daß nie in ihm erhöret sei des Peters Stimm',
Daß niemals ein Gebet, von hier geschickt empor,
Je Eingang finde in des Himmels off'nes Ohr,
Verflucht hab' ich die Stell', das Haus und den Altar,
Der Fluch fällt nun auf mich, er faßt mich selbst beim Haar,
Schon zeigt die Flamme mir den gierig rothen Zahn,
Die wilden Schlangen nah'n, es ist um mich gethan!"
Und in der Angst des Leibs, und in der Angst der Seel'
Ringt er die Hand, weiß nicht, was er jetzunt erwähl'.
Schon dringt der Rauch herein, das Fensterglas zerspringt,
Es engt den Odem ihm, und halb verzweifelnd sinkt
Am Fuß des Kreuzes er, das auf dem Altar steht,
An dem des Heilands Bild zur Andacht ist erhöht,
Und klammert sich daran, als er den Tod schon fühlt,
Die Brust von Reu' und Qual, von Angst und Pein zerwühlt,
Und rüttelt an dem Kreuz, und rufet laut empor:
„Erlöser, Du am Kreuz, gedenk' des Fluches nicht,
In dieser harten Stunde halte nicht Gericht!
Laß Zeit zur Sühne mir, zeig' mir den Rettungspfad,
Denn Du bist groß an Macht, doch größer noch an Gnad'!"
Spricht's, und wie er sich klammert an des Kreuzes Schafft,
Und rüttelt mit Verzweiflung und mit Riesenkraft,
Da stürzt das Kreuz und seines Bildes schwere Last
Schlägt durch den Teppich, der den Boden rings umfaßt,
In eine Fallthür', die von grünem Tuch bedeckt,
Zu einem Ausgang führt, im Walde tief versteckt.

Der Ritter folgt dem wunderbaren Rettungsgang,
Den ihm der Himmel zeigt, ein leiser Engelsang
Ertönt ihm nach, es war ein heiliger Accord,
Und aus dem Sang vernimmt er nur ein flüsternd' Wort:
„Wohl Alles hört der Himmel, nur Eines hört er nicht,
Was in der Stund' des Jammers die Verzweiflung spricht,
Weß' ein gereinigt Herz im Schmerze sich entleert,
Was ein zerriss'nes Sein verzagend von sich wehrt,
Was die zerwühlte Brust verblutend aus sich schreit,
Was die verhöhnte Qual dem Schmerz für Worte leiht,
Das hört der Himmel nicht, dafür hat er kein Buch,
Er hört nur auf den Segen, niewals auf den Fluch.
Schickt Unglücksschmerz ein wildes Wort empor,
Das schreibt er gar nicht auf, dafür hat er kein Ohr,
Er nimmt das Wort des Fluchs und hüllt's in Gnade ein,
Und sendet's dann zurück, daß es soll Segen sein!"

Das Weihnachtslied der Todten.

Der Tag verschließt die reiche Farbenquelle
Und Dämm'rung macht dem heil'gen Abend Raum,
Ein milder Streif aus rosenrother Helle
Faßt fern die Berge ein mit Purpursaum.
Die Nacht, sie breitet ihren weichen Schleier,
Rings um die Erd', wie um ein schlafend Kind,
Und wie ein Priester geht zur hohen Tempelfeier,
So schreitet still der Mond durch Nacht und Wind,
Und tausend Sterne, kleine Morgenröthen, wallen
Still Himmel ab in ihrer Wunderpracht,

Wie Rosen, die vom Throne Gottes fallen,
Wie an des Himmels Thor die gold'ne Ehrenwacht,
Wie Edelsteine in dem Azurkleide,
Wie stolze Schwäne in dem stillen See,
Wie gold'ne Lämmer auf der Saphir-Weide,
Wie Elfenkinder im Pallast der Fee.
Auf Erden auch, da glüben tausend Kerzen,
Und bunte Lichter brennen überall,
Es strömet Liebe aus dem off'nen Herzen,
Aus jedem Mund ertönt ein Liebesschall,
Aus jedem Aug' schaut Andacht und Verklärung,
Das Alter wird in Kindern wieder jung,
Den Kindern wird die rührende Bescherung,
Die Eltern leeren aus den Freudentrunk.
In dieser Nacht mit ihrem Gnadenscheine,
Wo jedes Herz wird durch ein Herz erfreut,
Sitzt traurig nur ein blasser Mann alleine,
In öder, menschenleerer Einsamkeit.
Sein Aug' ist matt und bleich sind seine Wangen,
Um seine Lippen wohnt ein tiefer Schmerz.
Auf seiner Stirne steht ein herbes Bangen,
Und seine Blicke gehen himmelwärts.
Denn abgepflückt ist seine Lebensrose
Und abgepflückt ist auch sein Lebensblatt,
Denn eingesenkt im tiefen Erdenschoße,
Und eingesenkt in stiller Ruhestatt,
Hat er sein Weib in diesem Schmerzensjahre,
Sein treues Weib, den Himmel seiner Brust,

Und zu ihr, auf der kranzumzog'nen Bahre,
Sein Kind gebettet auch, sein Herzensluſt.
Sein treues Weib hat er hinausgetragen,
Gegraben hat er ſelbſt ihr kaltes Grab,
Und unter Weinen, unter tiefen Klagen,
Senkt' er ſein Kind zur Mutter auch hinab.
Und als er heimkehrt von dem ſtillen Grabe,
Am Abend vor dem ſüßen Weihnachtsfeſt,
Da fehlet in der ausgeſtorb'nen Stube
Zur Liebesfeier ihm das Allerbeſt'.
Der Stuhl iſt leer, auf dem ſein Weib geſeſſen,
Das Bettlein leer von ſeinem lieben Kind,
Es iſt, als hätten ſie zu kommen nur vergeſſen,
Und ſeine Gaben richtet er geſchwind.
Denn es entwöhnt der Menſch ſich gar zu bitter
Von all der Lebenszeichen kind'ſchem Tand,
Viel ſüße Lieb' hängt oft am kleinſten Flitter,
Viel Herzensluſt am kleinen, güld'nen Band;
Ein Blatt, gepflückt in ſüßen Dämmerungen,
Zum Namenstag ein kleines Blumenlied,
Ein Buchſtab, fein, aus Zuckerwerk geſchlungen,
Am erſten Mai ein Röschen, früh erblüht,
Ein gülden Kränzlein zu den Weihnachtskerzen,
Ein zartes Schleifchen in das gold'ne Haar,
Sie bilden wunderſam das Spiel der Herzen,
Denn Liebesherz hat Kindesſinn fürwahr.
D'rum faßt es in der ſtillen Weihnachtskammer
Den öden Mann mit tiefem Kummer an,

In stilles Brüten übergeht sein Jammer,
Er fängt zu singen und zu lächeln an.
Und wie in jedem Jahre er die Räume
Für Weib und Kind hat zärtlich ausgeschmückt,
Nimmt er auch jetzt zwei große Weihnachtsbäume,
Von Lichtern und von Gaben schwer gedrückt,
Und stellt zwei Tische sachte sich zusammen,
Und setzt auf jeden Tisch den Baum sodann,
Und zündet nach und nach die bunten Flammen
An allen Zweiglein tief geschäftig an.
Dazwischen rinnen von den blassen Wangen
Die heißen Thränen ihm auf seine Brust.
Er aber mit geschäftigem Verlangen,
Er baut die Tische auf, fast unbewußt.
Bewegt die Lippen, flüstert, kaum zu hören:
„Da, liebes Weib, das ist Dein Weihnachtsbaum,
Was Liebe kann der Liebe nur bescheren,
Es finden alle Sachen schwerlich Raum;
Hier buntes Zeug, und die vergold'ten Nüsse,
An ein durchwürfelt gülden Seidenband,
Die, trautes Weib, bedeuten lauter Küsse
Auf meines Herzensweibchen treue Hand.
Dann geht er sachte zu dem andern Tische:
„Da, süßes Kind, das hab' ich Dir beschert,
Die Aepfel und der Marzipan, der frische,
Und dann dies prächt'ge, große Steckenpferd!
Mußt brav sein, holdes Püppchen, Mutter
Hübsch folgsam sein auf jeden Schritt und Tritt,

Dann aber nimmt auch Mütterchen da drüben,
Auf ihren Wegen überall Dich mit!"
So spricht er leise und begränzte Gluten
Entbrennen auf dem Antlitz, geisterlicht,
Und selbst der Thränen nieversiegte Fluten,
Sie löschen diese Fieberröthe nicht.
Dann setzt er wieder an den Tisch sich nieder,
Als ob er säße zwischen Weib und Kind,
Und singt nun leise fromme Weihnachtslieder,
Und weint die heißen Augen fast sich blind.
So naht heran die mitternächt'ge Stunde,
Die Lichtlein sind schon fast herabgebrannt,
Da tönt es zwölf vom nahen Glockenmunde,
Der beiden Tage ernste Scheidewand.
Und es ertönt ein wunderbares Klingen,
Ein Geisterton durchschifft die stille Luft,
Es rauscht als wie mit unsichtbaren Schwingen,
Die Schatten huschen aus der nächt'gen Gruft,
Und es ergießt ein nebelgleicher Schimmer
Sich durch die Fenster und ein bleicher Schein,
Die Thür geht leise auf, und in das Zimmer
Schwebt es wie Schatten ohne Laut herein! —
Die Gattin ist's, die mit dem Kind gekommen,
Und flüsternd haucht sie hin das Geisterwort:
„Wir haben Deinen Weihnachtsgruß vernommen
An jenem finstern, schauervollen Ort.
Denn wahrer Liebe Wirken und Gedanken,
Sie reichen weiter noch als Grab und Tod,

Sie dringen durch des Grabes finstre Schranken
Hinüber in das ew'ge Morgenroth."
Dann nahen sie und legen ihre Wangen
An seine Wangen zärtlich an und dicht,
Und halten mit den Armen ihn umfangen,
Und küssen ihm die Thrän' vom Angesicht,
Bis er, von geisterhafter Macht umstricket,
Entschlummert unter seinem Weihnachtsbaum. — —
Als er erwacht und selig um sich blicket,
Da findet er sich in des Himmels Raum,
Und unter einem Weihnachtsbaum von Sonnen,
Da ist er schmerzenthoben aufgewacht,
Und um ihn Weib und Kind in Liebeswonnen,
Und um ihn blüht der Gottesgaben Pracht.
Und Engelsstimmen werden aufgeboten,
Sie tönen aus dem Baume durch die Luft,
Sie laden zu dem Weihnachtsfest der Todten
Die stillen Leichen alle aus der Gruft.
Und unter dieses Sternenbaumes Aeste,
Da ladet Gott der Vater, mild gesinnt,
Zum lichtumfloss'nen, großen Weihnachtsfeste
In Gnaden jedes Menschenkind.
Und was sich einst im großen Lebenstraume
Hat wahr und treu geliebt auf dieser Erde,
Dem wird an jenem großen Weihnachtsbaume
Das Herz, das er hier treu geliebt, beschert.
Darum, ihr Herzen alle hier hienieden,
Die ihr geliebt in Thränen, Gram und Schmerz,

Getrennt, entfernt, vom Schicksal hart geschieden,
Zerrissen Glück und Hoffnung, Brust und Herz,
Ihr Herzen alle, die ihr seid gebrochen,
Ihr Herzen alle, die ihr seid zerdrückt,
Ihr Herzen, die von Dornen wild zerstochen,
Ihr Herzen, so der Kummer hat zerstückt,
Ihr Herzen, die von Sehnsucht angeglommen,
Ihr Herzen, die von rauher Hand erfaßt,
Ihr Herzen, die den Todesruf vernommen,
Ihr Herzen alle, die verzweifelt fast;
Ihr zarten Herzen alle, die zersplittert,
Ihr weichen Herzen alle, die verblüht,
Ihr frommen Herzen alle, die verglüht,
Wenn ihr am Weihnachtsabend sucht vergebens
Ein treues, liebend Herz, das ihr verehrt,
Gedenkt des Weihnachtsfestes jenes Lebens,
An dem der güt'ge Vater Herz zu Herz beschert.

Der alte Jüngling.

Ballade.

Seht ihr dort, in Schwedens unnebelter Ferne
Den Schnee auf der Eiskoppe ruhn?
Dort lehnt sich an Berge, begrüßend die Sterne,
Das fleißige Städtchen Falun.
Dort steiget der Knapp'
In's Bergwerk hinab,
Nicht scheuend erstickende Schwaden,
Das Kupfer an's Taglicht zu laden.

Nicht schrecket den Knappen die sauere Müh',
Die süßen Gewinn ihm verkündet,
Nicht schreckt ihn des Felsengangs schroffstes Knie,
Das spitz um das Eck sich hier windet,
Es lohnt ja den Fleiß
Ein goldener Preis;
Drum arbeitet muthig sich jeder
Hinein in des Taubsteins Geäder.

Und wie sie so graben im nächtlichen Reich,
Vom Lichte der Fackeln berathen,
Wird lock'rer die Erde, der Boden wird weich,
Viel leichter geht Hacke und Spaten,
Und Meister, Gesell,
Die fördern sich schnell,
Da steigt eine Hand aus dem Boden,
Und jedem erstarret der Odem.

Und alle entsetzet, steh'n bebend und blaß,
Gemeistert vom ersten Erschrecken,
Ermannend fragt jeder sich bald: Was ist das?
Welch Wunder muß unten hier stecken?
Und männiglich spricht:
„Wir lassen Dich nicht,
Geheimniß, tief unten vergraben,
Mußt heraus, wir müssen Dich haben!"

Greifert sie graben im kiesigen Schooß,
Und siehe, der finstern Tiefe,
Der windet ein blühender Jüngling sich los,
Süß lächelnd, als ob er nur schliefe;
Und stille und leis'
Wird's plötzlich im Kreis,
Als sollte, den Schlaf zu verjagen,
Kein Lispeln die Luft zu ihm tragen.

Doch lange nicht dauert die trügliche Lust,
Man wagt es, den Leib zu berühren,
Da klopft nicht das Herz, und nicht hebt sich die Brust,
Nicht Athem war mehr zu verspüren,
Und steinfest und hart,
Ist Jüngling so zart,
Als hätte dies täuschende Leben
Ein Künstler dem Steine gegeben.

Doch dieses Gebild' hat nicht menschliche Macht,
Kein Künstler zusammen gekettet,
Ein Knappe war es, der im tiefesten Schacht
Hier einstens vom Felsgang verschüttet;
Die junge Gestalt
Ist Siebzig schon alt,
So wurden, versteinert, im Alten
Die Züge der Jugend erhalten.

Sie tragen die rührende Jünglingsgestalt
Hinauf in das sonnige Leben,
Viel Männer und Frauen umringen sie bald,
Durchdrungen von Schauererbeben.
Ergriffen tief sind
So Greise, als Kind,
Und weilen mit wonnigem Grauen,
Noch länger das Wehbild zu schauen.

Da klimmet ein Weib auch auf Krücken empor,
Das Alter erschwert ihr die Schritte,
Sie drängt sich schwer durch den wallenden Chor,
Und theilet die gaffende Mitte;
Und wie sie es schaut,
Aufschreiet sie laut,
Und stürzt, der Empfindungen Beute,
Dem leblosen Bild hin zur Seite.

Umschlingt es laut weinend, umschlinget es stark,
Mit jugendlich liebenden Kräften,
Als wollt' sie verjüngt, mit feurigem Mark,
Auf ewig an's Liebste sich heften,
Als ob nur ihr Kuß
Ihn reißen auch muß
Aus Todes festhaltenden Armen,
Als müßt' er zum Leben erwarmen.

„Geliebtester!“ ruft sie, „erkennst Du die Braut,
Die alte im eisgrauen Haare?
Die treu Dir geblieben, als wär' sie getraut
Dem lebenden Mann' am Altare?
Erkennst Du das Thal,
Mein trauter Gemahl?
Falun, das ein halbes Jahrhundert
Die ledige Gattin bewundert?

Erwache, Geliebter, schon bringt man den Kranz,
Der goldenen Hochzeit zum Feste,
Erwache, Geliebter, erwache zum Tanz,
Schon nah'n die geladenen Gäste!
Doch, Bräutigam kalt,
Ist Braut Dir zu alt?
So schreckt Dich, Geliebter, die Bahre,
Die meiner schon harrt am Altare?“

D'rauf drückt sie ihn fest an die klopfende Brust,
Und netzt ihm das Antlitz mit Zähren,
Und Alle, die 's sehen mit Wehmuth und Lust,
Der Thränen sich nimmer erwehren.
Erfüllet mit Schmerz
Ist jegliches Herz,
Und fühlet mit heiligem Schauer
Des Augenblicks Wonne und Trauer.

Und wie sie ihn drückt an den Busen so heiß,
Da fühlt sie den Jüngling erweichen.
Ein Schauer ergreifet den bebenden Kreis,
Man siehet die Menge erbleichen.
Und Alles erstarrt,
Des Ausgangs harrt,
Durchrieselt von eisigem Bangen,
Gefrieret die Thrän' auf den Wangen.

Und immer mehr schmieget am weichenden Stein
Sie fester die liebenden Arme,
Und rufet im bittersten Schmerz: Du bist mein,
Geliebter, erwarme, erwarme!"
Und wie sie ihn preßt,
Im Arme so fest,
Zerfällt er zur Asch' ihr am Herzen, —
Sie sinket entseelt hin vor Schmerzen.

Die Sage vom Helenenthale.

„Seht Ihr dort die altergrauen
Schlösser Euch entgegenschauen,
Leuchtend in der Sonne Gold?"
Wo in wild zerfall'nen Trümmern,
Bei des Abendrothes Glimmern
Durch's Geklüft der Uhu grollt?
Wo in off'nen Mauer-Ritzen
Bleiche Nachtgedanken sitzen,

Wo in dunklen Tannenkronen
Märchenhafte Stimmen wohnen? —

Seht Ihr dort die Ueberreste
Jener hohen Wolkenfeste,
Wo am Fuß des Berges Blüthen zittern,
Blumen glühen hinter gold'nen Gittern?
Seht ihr an des Waldes Saume
Wie aus einem Morgentraume
Sich die Burg erhebt des siegesmüden
Ruhmgekrönten Nestoriden,
Und des Ruhmes Glanzgestalten
Wandeln in des Waldes Falten?

Dorten hoch auf Felsen-Klippe
Ragt annoch das Burggerippe
Aus der Tannen schwarzer Nacht;
Dort auf hohen Felsenspitzen
Sah' man auch das Leben blitzen,
Sah man auch des Daseins Pracht,
Sah man Riesenritter ringen,
Sah man schwere Speere schwingen.
Durch den Schall von ihren Lanzen
Drang der Ton doch von Romanzen,
Durch das Rauschen dunkler Rüstern,
Zog der Liebe süßes Flüstern.
Helena, des Schlosses Perle,
Wandert unter'm Dach der Erle,
In des Abends Dämmerschein,

Denn ein Zeichen weht herüber
Von der Veste gegenüber,
Von der Veste Rauhenstein.
Ja, die Nacht, sie ist verschwiegen,
Ihren leisen Athemzügen
Mag sich Liebe anvertrauen. —
Doch durch ihren Schleier schauen
Mond und Sterne aus dem Aether, —
Mond und Sterne, die Verräther.

Dunkle Nacht! Du mohrengleiches,
Lendenbraunes, lockenweiches,
Wahrsagerisch' Zauberweib!
Schnürst in Tämm'rung die Sandale,
Finsterniß zum weichen Shawle
Schlägst Du um den schwarzen Leib!
Doch das Haupt schmückst Du Dir gerne
Mit Juwelen lichter Sterne,
Und als Kron' im Haar, dem nächt'gen,
Trägst Du hoch den Mond, den prächt'gen,
Und wie Perlen in dem Haar des Mohren,
Trägst Du Stern' um Haupt und Ohren!

Doch der Mond, der bleiche Pilger,
Dieser Finsternißvertilger,
Zeigt dem Späher lichte Bahn,
Wenn er durch die blauen Wellen
Schifft mit seinem geisterhellen,
Lichtbeflaggten Silberkahn.

Bei der gold'nen Sichel Schimmer
Sah der Vater aus dem Zimmer,
Wo die Tochter gibt ein Zeichen,
Und er naht mit leisem Schleichen,
Daß kein Blättlein möge rauschen,
Sie im Stillen zu belauschen.

Bei des Gartens Endgeländern,
An des Felsens schroffen Rändern,
Hoch hinab in's tiefe Thal,
Steht Helena, horcht den Lauten,
Die vom Mund des Herzvertrauten
Halb der lose Zephir stahl;
Unten steht er kecken Muthes,
Liebeglühend, heißen Blutes.
Unter'm Schild der grünen Reiser,
Klimmt er aufwärts, immer leiser,
An den steilen Felsenwänden,
Liebeswort emporzusenden:
— „Bist Du es, Geliebte, und harrest Du mein?
Schon schlafen die Bäume und wiegen sich ein,
Schon schließen die Blumen die Aeugelein zu,
Schon suchet die Grille die nächtliche Ruh',
Schon löscht das Glühwürmchen sein Fackelchen aus,
Schon ziehen die Sternlein zur Heerschau heraus,
Schon murmelt die Welle, als spräch' sie im Traum,
Schon zittern die Blätter am athmenden Baum,
Die Liebe allein, ach, die Liebe schläft nicht,
Sie träumet im Wachen, und sieht ohne Licht,

Und schweiget erst Alles, dann spricht sie allein.
„Bist Du es, Geliebte, und harrest Du mein?“
— „Ich bin es, Geliebter, ich harre schon Dein.
Laß' schlafen die Bäume, die Lieb' schläft nicht ein!
Laß' schließen die Blümlein ihr Aeuglein zu,
Mein Aug', meine Blume, bist einzig nur Du!
Laß' suchen die Grille die Ruhe der Nacht,
Die Grillen der Liebe sind ewig zur Wacht!
Laß' löschen Glühwürmchen sein Fackelchen aus,
Die Fackel der Liebe löscht Nachtthau nicht aus!
Laß' ziehen die Sterne hinab und herauf,
Der Sehnsucht geh'n Sterne der Liebe nur auf.
Laß' murmeln die Welle, als spräch' sie im Traum
Für Schäume und Träume hat Liebe stets Raum!
Laß' zittern die Blätter, vom Schlummer so schwer,
Es zittert mein Herzblatt in Sehnsucht noch mehr!
So komm' denn, Geliebter, die Lieb' schläft nicht ein,
Es wacht die Geliebte und harret schon Dein!“
— Plötzlich aus der Bäume Mitten
Tritt mit schnellen Tigerschritten
Jetzt der Vater wild heran.
Seine hohlen Wangen glühen,
Aus den Flammenaugen sprühen
Haß und Wuth und Rachewahn;
Blut und Mord und Wahnsinns Hadern,
Schwellen seiner Stirne Adern.
Gräßliche Gedanken brütend
Fasset er die Tochter wüthend,

Schleppt sie näher an's Geländer,
An des Felsens steile Ränder.

— „Ich bin es, Geliebte, und harre schon Dein,
Laß' schlafen die Bäume, doch ich schlaf' nicht ein!
Laß' schließen die Blumen ihr' Aeugelein zu,
Ein väterlich Auge hat ewig nicht Ruh'!
Laß' suchen die Grille die Ruhe der Nacht,
Die Rache im Busen hat Nächte durchwacht!
Laß' löschen Glühwürmchen sein Fackelchen aus,
Ich lösche im Blute die Schande heraus!
Laß' murmeln die Welle, als spräch' sie im Traum,
Ich träumte, sie machte im Grunde Dir Raum!
Laß' schweigen das Weltall, laß' schlummern das Blatt,
Es schreiet die Rach' in der Brust sich nicht satt!
Bist unten, Geliebter, und harrest Du ihr?
O, steig' nicht herauf, ich sende sie Dir!
Streck' aus nur die Arme, streck' aus sie mit Lust,
Ich leg' Dir die Liebste ja selbst an die Brust!" —

— Und mit Lachen und mit Höhnen,
Daß die Felsen rings erdröhnen,
Schleppt er mit gewalt'ger Hand,
Und mit Flüchen, die zu hören,
Herz und Ohr zugleich empören,
Sie hinauf zur Felsenwand,
Wo dann senkrecht Felsenklippen
Senken ihre nackten Rippen,
Strecken ihre Zackenglieder

In das gähe Thal hernieder,
Daß Entsetzen faßt und Grauen,
Alle die hinunter schauen.

Und er schleift am feid'nen Haare,
Hinter sich zur Felsenbahre
Helena dann mit sich fort,
Ungerührt von ihrem Jammern,
Fühlt er seine Knie umklammern,
Höret er ihr flehend Wort.
„Konntest meinen Feind erwählen,
Will Dich selbst mit ihm vermählen,
Will in's Brautbett selbst Dich bringen,
Hochzeit gibt's! Da muß man springen!
Bräutchen, spring' hinab jetzt munter!" —
Spricht's — und stürzt sie jäh hinunter.

Und im Sturze sie den Mund noch regt,
Zu der Heiligen, von der sie ihren Namen trägt:
„Dir befehl' ich meine Seele,
Sie ist rein von Schuld und Fehle,
Lieb' war meine Schuld allein,
Liebe kann nicht Sünde sein!" —
Plötzlich fühlet sie den Sturz sich hemmen: —
Wo zwei Felsen an einander sich klemmen,
Raget eine Eiche, steinentsprossen,
Aus Geklüft emporgeschossen
Streckt sie ihre Zweige, voller Blätter,
In die Lüfte, wie ein Retter,

Fängt sie auf. Die Zweige knicken,
Doch die starken, grünen Aeste stricken
Sich zum Netz um ihre Glieder,
Und entwurzelt senkt der Baum sich nieder,
Langsam rollend durch's Geklüfte.
Ihm gesellen sich die Lüfte,
Tragen dienstbar die Gewänder,
Und des Schleiers Saum und Ränder,
Tragen so mit leisem Odem
Sanft die Stürzende zu Boden,
Legen so die unversehrten Glieder,
Zu den Füßen des Geliebten nieder. —
Und dies Liebeswunder feiert
Jetzt das Thal rings, nachtumschleiert,
Denn durch alle Felsenritzen,
Zuckt's von wunderbaren Blitzen,
Wasserlilien sprießen helle,
Aus des Baches klarer Welle,
Zweige, die von Blüthen glänzen,
Flechten sich zu Liebeskränzen;
In der Bäume grünen Hallen
Wachen auf die Nachtigallen,
Wohllaut tönt durch alle Lüfte,
Und im Thal, dem heimlich schmalen,
Dampfen wie aus Opferschalen
Ambra rings und Myrrhendüfte,
Und seit jener Wunderstunde
Erbte sich's von Mund zu Munde,

Jenes Thal, das All' wir kennen,
Das Heleuenthal zu nennen. —

Blumentod.

Dem Orientalischen nachgebildet.

Wer da will mit Klang der Saiten
Rühren vieler Menschen Herz,
Singe nicht von Fröhlichkeiten,
Singe nur von Leid und Schmerz.
Denn es gibt gar viele Herzen,
Die mit Freude unbekannt,
Keines gibt es, das nicht Schmerzen,
Das nicht Leiden schon empfand.
Singet man von Freudenthränen,
Wird uns Mancher nicht versteh'n,
Singet man von Schmerzenstbränen,
Die hat Jedermann geseh'n.

Glück und Lust sind bloß nur Gäste
An dem langen Lebensmal,
Rothe Tage, die als Feste
Im Kalender steh'n zumal;
Leid und Schmerz sind Tischgenossen,
Finden täglich sich da ein,
Thränen, die dem Schmerz geflossen,
Wässern stets den Lebenswein;

Kränze, die des Lebens Boten,
Sie vergeh'n am Hauch der Zeit,
Dornenkranz und Kranz der Todten
Dauern für die Ewigkeit. —

Laßt an Euer Herz d'rum kommen
Einen Sang vom Todtenkranz,
Den die Muse abgenommen
Einem Haupt im Frühlingsglanz.

In dem kleinen, stillen Zimmer
Saß ein Mädchen ganz allein,
Bei dem blassen Strahlenschimmer
Von des Zwielichts Dämmerschein.
Eine kleine, rothe Rose
Glänzt wie ein Rubin im Haar,
Gold'ne Locken fielen lose
Um das Antlitz süß und klar.
Vor dem Sopha, auf dem Tische
Steht ein Strauß, ganz frisch gepflückt,
Steht der duft'ge, reiche, frische,
Den der Theu're ihr geschickt. —
Allen Wesen, allen Reichen,
Jedem Fühlen, noch so zart,
Gab der Schöpfer Sprach' und Zeichen,
Ausdruck, Wort, nach eig'ner Art.
In den Wolken spricht der Himmel,
Wenn sein Zorn im Blitz wird laut,

Und er spricht im Sterngewimmel,
Wenn versöhnt er niederschaut,
Und die Erde spricht in Fluten,
Die ihr brechen aus der Brust,
Und das Feuer spricht in Gluten,
Und in Flammenschrift mit Lust;
Und die Luft, sie spricht in Wettern,
Und in Donners Allgewalt,
Und der Zephir spricht in Blättern,
Und der Sturm, er spricht im Wald;
Und der Berg, er spricht in Flammen,
Und das Wasser spricht im Bach,
Und die Wellen all' zusammen
Plaudern, was die Quelle sprach;
Und der Stein, er spricht mit Funken,
Und mit Blitzen spricht der Stahl,
Und die Wolke, sonnetrunken,
Spricht mit siebenfachem Strahl.
Unschuld spricht im Roth der Wangen,
Im Erbleichen spricht die Schuld,
Und mit Zittern sprechen Bangen,
Furcht, Entsetzen, Ungeduld,
Glaube spricht mit Händefalten,
Demuth mit gebeugtem Knie,
Lieb' allein und Liebewalten,
Liebe fand sich Sprache nie.
Nicht im Reich der hohen Lüfte,
Nicht im tiefen Meeresschooß,

Nicht im Reich der Erdengrüfte,
Nicht im Reich von Baum und Moos,
Nicht in Edelsteines Reichen,
Nicht in Süd und nicht in Nord,
Fand die Liebe Bild und Zeichen,
Das sie senden könnt' als Wort.
Bis der Himmel aus der Ferne
Auf die Erde sich gesenkt,
Bis ein Kuß der lichten Sterne
Hat die Erd' mit Lieb' getränkt,
Wo nun unterm Sternenkusse
Schamroth uns're Erde ward,
Sproßten schnell, im Farbenguſſe,
Rosen, Blumen, enggeschart.
Als die Blumen dann am Morgen
Aufgewacht zur Tageslust,
Stand ein Sternlein halb verborgen
In der Blumen off'nen Brust,
In den zarten Blumenblättern
Sich der Liebe Schrift ergießt,
Die in ihren Farbenlettern
Nur das Aug' der Liebe liest.
Und Geschlecht und Farb' und Zeile,
Blume, Stengel, Kelch und Dold',
Stehen nun als Redetheile
In der stummen Liebe Sold.
Nichts gab Gott der Liebe offen,
Als des Herzens kleinen Raum,

Und für jeden Tag ein Hoffen,
Und für jede Nacht den Traum,
Und die Thränen zu den Schmerzen,
Und die Blum' zum Freudenschrin',
Sprach darauf zum Liebesherzen:
Das nimm hin und sprich damit. —

— Und von Thränen reich begossen,
Stand der Strauß von Blumen da,
Den das Mädchen, gramumflossen,
Als ein Abschiedszeichen sah.
Denn kein Strahl der Hoffnung glänzte
Ihrer dunklen Liebesnacht,
Nur den Grampokal kredenzte
Ihr des Schicksals bitt're Macht.
Ewig muß sie bald vermissen,
Was ihr ewig theuer war,
Folgen soll sie, herzzerrissen,
Einem Andern zum Altar.
Und die letzte Blumengabe
Aus der theuern, theuern Hand,
Stiller Liebe einz'ge Gabe,
Stiller Liebe einzig Pfand,
Netzet sie mit heißen Thränen,
Alle Blätter sind schon naß,
Küsset sie mit heißem Sehnen,
Küßt sie ohne Unterlaß.
Und vom Schmerze hingerissen,
Sitzt sie still und gramverletzt,

Auf des Sophas Seidenkissen,
Das mit Thränen sie benetzt.
Und aus ihrem Herzensgrunde
Ringt ein Beten sich empor:
„Komm', o Tod, zu dieser Stunde,
Schließ' mir auf Dein schwarzes Thor,
Weil' nicht an des Glückes Schwelle,
Geh' am Freudenhaupt vorbei,
Kehr' nicht ein bei Kerzenhelle,
Weile nicht beim Festglanzschein,
Löse nicht das Kind vom Herzen
Seiner Mutter, die's gebar,
Wirf die Sense voller Schmerzen
Nicht in ein beglücktes Paar.
Küss' erbleichend nicht die Lippe,
Die das Glück erst roth geküßt,
Lange nicht mit Deiner Hippe
Hin, wo Lebensfreud' noch ist. —
Dort erscheine, wo entlaubet
Steht des Lebens gold'ner Baum,
Wo der Gram den Schlaf beraubet,
Und die Qual beraubt den Traum.
Dort erscheine, wo das Hoffen
In Verzweiflung sich verkehrt,
Wo am Wurzelleben offen
Jammer und Vernichtung zehrt.
Mir erscheine, mir verkünde,
Daß der Herr mich rufet ab,

Daß ich nicht durch Frevelsünde
Selbst mich rette in das Grab.
Mir erschein', Du Gramverscheucher!
Mir erscheine Du recht bald,
Mir erschein', Du Friedensreicher!
Doch in freundlicher Gestalt!" —

So verklingend, schlafumfangen,
Und den Blick emporgelenkt,
Hat auf Aug' und Purpurwangen
Sich der Schlaf herabgesenkt;
Tageslicht war schon verkommen,
Dunkel hüllt das Zimmer ein,
Nur das Mondlicht, mild erglommen,
Füllt den Raum mit mattem Schein:
Bange Stille liegt im Dunkeln,
Rings herum kein Lebenslaut,
Da — im Strauße — welch' ein Funkeln,
In den Blumen wird es laut;
Erst ein Flüstern in den Zweigen, —
Dann ein Rauschen wunderbar, —
Dann ein Beben, dann ein Reigen,
In der Blumen bunter Schar. —
Plötzlich aus des Straußes Fächer
Ringt's wie Wolken sich heraus,
Und aus jedem Blumenbecher
Steigen ihre Geister aus.
Angethan mit Duftgewändern,
Und als Kron' den Thau im Haar.

Aus der Rose, weiß von Blättern,
Steigt ein Mädchen wunderzart,
Das vor liebeheißen Wettern
Sich das Herzblatt rein bewahrt.
Aus der Rose, roth und blühend,
Ringet sich ein üppig Weib,
Wünsche, Träume flattern glühend
Um den schlanken Götterleib.
Aus dem Kelch der stolzen Aster,
Steigt ein Bildniß, rein und mild,
Gegen jedes Erdenlaster
Führt es seinen Sonnenschild.
Aus des Ritterspornes Mitte
Tritt ein Krieger voller Muth,
Und er trägt nach alter Sitte
Liebesschleifen auf dem Hut.
Aus dem Kelch der Immortelle
Springt der reichste Göttersohn,
Seiner Zither, goldenhelle,
Neigt sich mild die Kaiserkron'.
Von dem Zweig des span'schen Flieder,
Tanzt in seinem Sammtbarett,
Ein Hidalgo stolz hernieder,
Schlägt dazu sein Kastagnett.
Aus des Veilchens blauem Kleide
Huscht ein goldgelocktes Kind,
Bringt ein Röslein von der Heide
Demuthsreich als Angebind'.

Aus dem Maaslieb, zartverschlossen,
Steigt der blinde Gott heraus,
Leidensmaß, ganz voll gegossen,
Gießt er über Liebe aus.
Aus der Todtenblume Becher
Schwebt der blasse Freund zuletzt,
Der dem durst'gen Lebenszecher
Letzten Trunk an Lippen setzt. —
Und die Geister hauchen, wehen,
Schweben her nach Geistersinn,
Wie sie sich im Kreise drehen,
Singen sie zur Schläferin:
„Holdes Mädchen, süße Rose,
Schöne Schwester, gute Nacht!
Schlafe ein im Erdenschooße,
Und im Himmel sei erwacht.
Holdes Mädchen, süße Schwester
Schöne Blume, gute Nacht.
Nie ward einer Blume fester
Todesschlaf noch zugebracht.
Blasse Blume, Rose, süße,
Bleiche Schwester, gute Nacht!
Viele Grüße, Herzensgrüße
Von dem Fernen, habe Acht!
Weiße Rose, thränbethaute,
Grames Schwester, gute Nacht!
In dem Traume sei der Traute
Dir noch selig zugedacht.

Holde Blume, farbenreiche,
Schmerzgebroch'ne, gute Nacht!
Schwestern aus dem Blumenreiche
Halten bei Dir Todtenwacht.
Süßes Mädchen, Blumenleben,
Holde Schwester, gute Nacht!
Blumentod ward Dir gegeben,
Blumenduft hat ihn gebracht." —
Und der Morgenstrahl bricht helle
In das Zimmer schon herein,
Und die Geister schlüpfen schnelle
In den Blumenkelch hinein.
Als das Licht zum Tag gestaltet,
Hell darauf in's Zimmer sah,
Lag, die Hände sanft gefaltet,
Todtenblaß das Mädchen da,
Und die Augen, die einst klaren,
Waren noch von Thränen naß,
Und die Rose in den Haaren,
Wie sie selber, welk und blaß,
Und ein Lächeln, das voll Mildniß
Selbst den stillen Mund noch ziert,
Zeigt, welch' ein geliebtes Bildniß
Ihr der Tod hat zugeführt. —

Weil nur Liebe war ihr Leben,
Und ihr Tod nur Blumenduft,
Werde ihr ein Grab gegeben
In der Dichtkunst gold'ner Gruft.

Und ihr Sarg, er wird getragen
Von der Horen holdem Chor;
Auf den schwarzbehängten Wagen
Heben Musen sie empor,
Und in dem Cypressenhaine
Graben ihre Zelle sie,
Und auf ihrem Leichensteine
Setzt von Hand der Poesie:
Lieb' und Rose früh begraben,
Hört, was Euer Engel spricht:
Einen Frühling sollt Ihr haben,
Aber Herbst und Winter nicht.

Der Liebe Macht und ihre Gränzen.

Wer mißt der wahren Liebe Macht,
Und wer erforschet ihre Gränzen?
Der zählt in einer Frühlingsnacht
Die Sterne, die am Himmel glänzen.
Wer hat der Liebe Macht belauscht,
Und wer erwäget ihre Kräfte?
Der hat des Sturmes Kraft belauscht
In seinem sausenden Geschäfte.
Wer kennt der Liebe Allgewalt,
Und weiß, wo ihre Kraft sich endet?
Der ruft dem Blitzstrahl zu: „jetzt Halt!"
Den eine Wolke zuckend sendet.
Wer weiß, was heiße Lieb' vermag,
Und was ihr tollkühn wohl gelinget?

Der weiß, wann sich der letzte Tag,
Dem Ocean der Zeit entringet. —
Rodrigo, der die Leier schlug,
Ein Sänger, viel beliebet und belobt,
Der Liebe Gift im Herzen trug,
Er hat der Liebe Kraft erprobt.
Nur einmal hat er flüchtig sie geseh'n,
Die hohe, unbekannte Schöne,
Da war's um Sang und Ruh' geschehn,
Und düster klangen seine Saitentöne.
Er suchte sie in jedem Kreis,
Wohin nur Frauen immer kommen,
Da endlich lächelt ihm das Glück,
Das selten in der Lieb' Geleite,
Im Schauspielhaus im neuen Stück
Bekömmt er Platz an ihrer Seite.
Erst schüchtern, faßt er bald sich Muth,
Und spricht mit aller Liebe Feuer
Von seiner tiefgefühlten Glut,
Wie sie das Leben ihm macht theuer;
Von seinem blauen Auge strahlt
Der echten Liebe hohe Klarheit,
Gibt dem Gefühle, das er malt,
Gewalt und Weihe heil'ger Wahrheit,
Und hingerissen von der Worte Kraft,
Die von des Dichters Lippen quellen,
Erfaßt auch sie die Leidenschaft
Mit ihren aufgejagten Wellen.

Er schwört bei seinem Wohl und Weh,
Zu folgen ihr im ganzen Leben,
Wo sie auch weil', wohin sie geh',
Er mache Berg' und Klüfte eben;
Und stiege sie in's tiefe Meer,
Und auf der Chimborasso's Höhe,
Er ginge immer nach ihr her,
Gebannt an ihre Zaubernähe.
Das rührt sie, und mit leisem Wort,
Als wollt' die Scham sich selbst nicht hören,
Bestimmt sie bebend ihm den Ort,
Das Bündniß fester zu beschwören:
„Am Sonntag" — „vier Uhr" — „Nachmittag" —
„Im Tivoli" — „kann ich es wagen," —
— In ihrem stillen Tone lag
Der ersten Liebe schüchtern Zagen.
„Sie folgen" — „über Berg und Kluft,
Zum Himmel und zur Hölle!"
So Wort um Wort vertraut die Luft,
Trägt hin und her der Töne Welle;
Und um vier Uhr am Sonntag stand
Im Tivoli er voller Zagen,
Das Feuerauge sehnend ausgespannt,
Er fühlt voll Macht das Herz laut schlagen,
Vergessen hat er, um den Ort
Zu fragen, auch um ihren Namen;
Die Menschenmenge reißt ihn fort,
Die schaarenweise heute kamen.

Verzweifelnd und im vollen Lauf
Durchschreitet er die große Menge,
Jagd suchend, immer ab und auf,
Zertheilt das treibende Gedränge.
Die sich bald dort und bald auch hier
Um Rutschbahn, Gaukler, Springer scharen,
Die heißersehnte ist nicht hier,
Sein Blick kann nirgends sie gewahren.
Da faßt ihn eine Hand, er sieht sich um,
Hier steht vor ihm im Strahlenglanze,
Sein Auge spricht, sein Mund bleibt stumm,
Sie war die Schönste in dem Frauenkranze.
Sie nimmt ihn schweigend bei der Hand,
Und führt ihn in den Kreis, vor Allen,
Und als sie in der Mitte stand,
Läßt sie den seid'nen Mantel fallen,
Und ein Geweb' von Seid' und Gold
Umfließt die wunderschönen Glieder;
Sie sieht ihn an: „Du hast's gewollt,
So folg' mir jetzt und niemals wieder.
Ich bin Seiltänzerin, und hier
Prangt hoch das Seil, das ich besteige,
So folg', wie Du geschworen mir,
Daß sich die Macht der Liebe zeige.
Geschworen hast's bei Deinem Heil,
Zu folgen mir, Du Mann der Lieder;
Wohlan! so tanze auf dem Seil
Mir nach nur einmal auf und nieder."

Der Dichter bleibt gelassen, spricht:
Da muß ich höflich protestiren,
Seiltanzen kann die Liebe nicht,
Sie kann blos an dem Seil uns führen."

Der Besuch.

Zwei Schwestern, die mit zartem Herzenstriebe
Von früher Kindheit an sich zugethan,
Mit seltner, schwärmerischer Schwesterliebe
Sich bildeten des Lebens heitern Plan,
Sie trennt der Tod, der mit gefräß'ger Lippe
So gern' des Lebens frische Blüthe nascht,
Der gerne mit der nimmer müden Hippe
Der Jugend süße Spiele überrascht.
Der jüngsten Schwester zarte Knospenblüthe
Umfaßte schnell der Muttererde Staub,
Die Aelt're mit zerrissenem Gemüthe,
Sie blieb allein, der düstern Schwermuth Raub.
Und sieben Tage lang hat sie getrauert,
Und sieben Nächte lang hat sie geweint,
Von Schwermuth und vom stillen Schmerz durchschauert,
Blieb Ruh' und Schlummer ihrem Aug' verneint.
Und in der siebenten der finstern Nächte,
In der ihr Bett mit Thränen sie begießt,
Sind losgebau des Sturmwinds wilde Mächte,
Der Wolken Regenschleuße sich ergießt,
Es rüttelt an des Fensters Eisengittern
Des Sturmes unsichtbare Riesenhand,

Der Donner rollt, daß alle Pfosten zittern,
Die Blitze schleudern ihren Fackelbrand,
In immer neuen, schweren Regengüssen
Entleert die Wolke den geborstnen Strom,
Und jeder neue Blitzstrahl zeugt zerrissen
Des finstern Himmels schwarz umhängten Dom.
Da öffnet sich die Thüre, und es schreitet
Die Schwester bleich herein im Sterbgewand,
Und nahet schwebend sich dem Bett, und breitet
Hin zu der Schwester ihre weiße Hand,
Und nahet sich der Schwester Lagerstätte,
Und spricht mit geisterhaftem Ton zu ihr:
„O Schwester, kalt ist es in meinem Bette,
O rücke doch und theil' Dein Bett mit mir."
Erschrocken springt sie auf, und schnell verschwunden
Zerflossen in der Luft war die Gestalt.
Sie hält es für ein Luftgespinnst der Stunden,
Das mitternächtlich schwarzes Blut umwallt,
Und in der zweiten Nacht zur selben Stunde
Steht ihre Schwester wiederum vor ihr,
Und lispelt mit dem todtenbleichen Munde:
„O Schwester, theile doch Dein Bett mit mir.
Mein Lager ist so kalt und naß, mir beben
Die Glieder, ich kann draußen nicht mehr sein.
O laß mich an Dein Herz voll Leben,
Laß Schwester mich in's Bett zu Dir hinein!"
Sie spricht's, und faßt sie an, da jagt der Schrecken
Die Schlummernde von ihrem Lager auf,

Und wieder glaubt erwachend sie, es necken
Des Blutes Bilder sie im schwarzen Lauf.
Und in der dritten Nacht zur selben Stunde
Kommt wieder ihre Schwester, und die Hand
Hebt flehend sie, das Aug', das hohle, runde,
Nach ihrer Schwester lichtlos ausgespannt,
Und über ihr Gesicht fährt sie hernieder
Mit eis'ger Hand, und spricht ohn' Unterlaß:
„O Schwester mein, wie schauern mir die Glieder,
Mein enges Bett ist dumpf und kühl und naß.
O rück' zur Seit', daß ich bei Dir erwarme,
O rücke Schwester schnell zur Seite Dich!"
So flebt sie dumpf, und streckt die Knochenarme
Nach ihrer Schwester aus, so inniglich,
Und diese springt, von Schrecken und von Grauen
Erfaßt, sogleich von ihrem Lager auf,
Und weint und betet fromm, bis an dem blauen
Azur des Tages Wagen zieht herauf.
Dann sendet sie mit andachtsvollem Herzen
Zu einem gottgeweihten Priestermann,
Und Beide treten mit geweihten Kerzen
Den Weg hinaus zum fernen Kirchhof an.
Und als sie kommen an des Grabes Stelle,
Bezeichnet von des Kreuzes Friedensstab,
Da sah'n sie von des Regens wilder Welle,
Durchwühlet und durchrissen ganz das Grab;
Vergebens suchen sie mit beil'gem Schauer
Die Todtenbahre, die die Leiche barg,

Sie finden endlich an des Friedhofs Mauer
Dahingeschwemmt den frischen Todtensarg,
Und mit Gebet und andachtsvollen Zähren
Bestatten sie die Leiche wieder zu,
Und alle andern Nächte, sie gewähren
Der frommen Schwester ungestörte Ruh'.

Das Wort der Elemente.

Laßt uns wohl das Wort erfassen,
Wie es kam aus Schillers Hand,
„Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand!"

Feuer spricht: Laßt mich zum Dach hinaus
Durch's Gebälk laßt frei mich schlagen,
Laßt mich aus dem engen Haus
Meine freien Flammen tragen!
Fragt nur Abends eure Töchter!
„Habt die Gluth ihr wohl bewacht?"
Laßt nur rufen eure Wächter:
„Habt auf Licht und Feuer Acht!"
Spaltet wie des Glühwurms Schein,
Mich zu euern Kerzen klein,
Sperrt mich in Laternen ein,
Streut nur Asche auf mein Haupt,
Zwängt in Oefen meine Glieder,
Ehe ihr es selber glaubt,
Schüttle ich mein Glutgefieder,
Und, der Freiheit lang beraubt,

Rase ich entfesselt wieder;
Und mit Zungen, wie die Hyder,
Reiß' ich alle Schranken nieder.
Wind und Zufall, meine Bundsgesellen,
Lauern auf der Häuser Schwellen,
Passen wohl an off'nen Stellen,
Um die freien Flammenwellen
Mit des Sturmes wildem Rasen
In die Höhen hinzublasen,
Und die Lüfte zu verglasen.
Oben hoch auf jähen Dächern
Tanz ich auf den Schieferfächern,
Ein Nachtwandler, der die höchste Spitze
Sich erkor zu seinem Sitze.
Und der Glocke ehr'ner Mund
Thut es allen Menschenseelen
Dröhnend kund,
Daß zur Stund'
Wind und Feuer sich vermählen.
Und ich will zum Hochzeitfeste
Eure Tempel und Paläste
Mir als Hochzeits-Fackeln schwingen,
Und von Gut und Hab' das Beste,
Nimmersatt verschlingen;
Und in eurem Mauerneste
Euer Silber, euer Goldgeschmeide
Schmelzen mir zum Brautnachtkleide:
Bis in diesem Flammentanz
Fähig keines Widerstand's,

Alles, was ihr Menschen habt errichtet
Und erdichtet,
Ist vernichtet,
Eurer Werke hundert und noch hundert,
Die die Welt bewundert,
Sind verglommen und verzundert.

Wasser spricht: Hinweg mit Schleusen und mit Dämmen,
Lang genug ließ ich mich hemmen,
Euer Gras nicht wegzuschwemmen.
Wollt ihr meine Brust beklemmen?
Soll ich länger Sclav' noch bleiben,
Soll ich länger Mühlen treiben?
Soll in Zweigen mein Geäder
Eure Schaufeln, eure Räder
In Bewegung stets erhalten?
Soll versuchen denn ein jeder,
Für Canäle und für Bäder
Meine Arme mir zu spalten?
Soll geduldig stets ich halten
Unterm Joch von euern Brücken?
Soll ich freundlich stets den Rücken
Euern tausend Schiffen bücken?
Bald in Buchten,
Bald im Hafen
Soll ich ruhig schlafen?
Bald befruchten
Eure Saaten?
Bald zum Kochen, Sieden, Braten

Küchendienst verrichten?
Soll nach eurem Amt und Pflichten
Dann in Feuersnöthen
Meinen eignen Bruder tödten?
Soll den Staub und Schmutz der Erde
Aus Gewändern, aus Geberde,
Und den Schlaf, aus euern Augen
Wegzuwaschen taugen?
Nein! allmählig
Wird mir dieses Joch zu schmählich.
Will mich nun zum Herren schaffen,
Will der Fessel mich entraffen,
Will nach eig'nem Herzgelüste
Lüstern schäumend übersteigen,
Und die große Wasserwüste
Aus des Oceanes Becken,
Soll zu aller Wesen Schrecken
Euer Weltall überdecken!
Denn die Wassergeister
Sind der Erde Meister;
Ihrer Riesenstärke
Sind die Menschenwerke
Unterthan!
Und auf meiner nassen Bahn
Spiele ich in leisen Stürmen
Mit Gebäuden und mit Thürmen
Wie mit kleinen Meergewürmen.
Frei sein ist des Wassers Lust,
Wegzuschleudern aus der freien Brust,

Was ihr verhaßt,
Was ihr zur Last,
Ist sie der Kraft sich froh bewußt;
Zu der Kraft,
Die den Willen schafft,
Kommt die Leidenschaft,
Meinem Elemente erblich,
Menschen! euch sei sie verderblich!

Sturmwind spricht: Soll ich dem Windmühlflügel
Dienstbar sein auf jedem Hügel?
Soll ich blos die Luftballone
Höflich weh'n zur blauen Zone?
Soll ich blos die Segel schwellen,
Die Gewinnsucht hält auf allen Wellen?
Soll, um Wetter zu verkünden,
Knarrend an den Rahn mich binden?
Soll in Bälgen dünn mich machen,
Eure Späne anzufachen?
Auf ihr Wälder!
Meine Kraftvermelder,
Will in euern düstern Räumen
Nicht mehr liegen, schlafen, träumen,
Nein, die Bäume will ich rütteln
Und die Zweige will ich schütteln,
Und die Stämme will ich knicken
Wie ein Rohr,
Stamm und Ast in Stücken
Schleudern hoch empor.

Und den Fels will ich in Wettern
Von dem Gipfel niederschmettern,
Die Lawine von dem Gipfel
Will ich über Wälder-Wipfel
In das Thal hinunterkehren,
Und die Schiffe auf den Meeren
Will zum Tanze ich begehren,
Will sie bei den Rippen,
Bei der Eisenbrust voll Zacken
Grimmig packen,
Und an Klippen
Sie zerknacken,
Will Steine
Und Gebeine,
Häuser, Dächer, Thüren
Durch die Lüfte führen.
Zerren will ich an der Glocke Strängen,
Daß sie heulen soll in Jammerklängen.
Gleich den dürren Halmen
Will die Thürme ich zermalmen,
Daß in dumpfen Tönen
Sie hernieder dröhnen,
Und die Menschen es erkennen
Und die Luft Gebieter nennen.

Erde spricht: Wird's nimmer euch genügen,
Meinen Rücken wund zu pflügen?
Meine Haut mit Eisenspitzen
Geldbegierig aufzuritzen?

Müßt in meine Berg' ihr dringen,
Wo metallne Adern klingen?
Müßt ihr in des Herzens Schacht,
In des Busens stille Nacht,
Wo von zauberhaft'gen Dingen
Meine dunklen Geister singen?
Müßt ihr durch der Habsucht Macht
Unter Pochen, unter Hadern,
Mir das Gold aus meinen Adern
Unter Todesschmerz entringen?
Müßt ihr graben meine Tiefen,
Und die Steine, die da schliefen,
Rufen an des Tages Brand?
Und die Erze, die da triefen
Von der schimmerweißen Wand,
Reißen von dem Mutterland?
Müßt ihr meine Felsen sprengen,
Diese meine hohen Ahnen,
Und mit euern Handelsbahnen
Durch die Brust sich ihnen drängen?
Nein, ich will erheben meine Stimme
Im gerechten Herzensgrimme,
Lang genug hab' ich gekauert,
Igeln gleich zusammgeballt,
Still geschwiegen und getrauert
Ueber jene Herrschgewalt;
Lang genug hat dies gedauert,
Endlich bin ich aufgeschauert,
Und ich will die Glieder strecken,

Daß Entsetzen und Erschrecken
Euer Antlitz soll bedecken;
Wie im Fieber will ich zittern,
Und an allen Gliedern beben,
Um mich selber zu zersplittern,
Aus den Angeln mich zu heben.
Feuer, Flammen will ich speien,
Zornig aus den Felsenschlünden
Um den Menschen zu verkünden,
Daß sie nun ihr Maß von Sünden
Bußethuend schnell bereuen.
Auf will meinen Mund ich machen,
Gleich dem weiten Höllenrachen,
Städte, Menschen zu verschlingen.
Daß die Felsenwände springen
Und die Berge sollen krachen.
Wo die Menschen ängstlich rennen,
Soll der Boden schnell entbrennen,
Soll der Boden schnell sich spalten,
Und von heißen und von kalten
Wassergüssen
Aufgeklafft und weit zerrissen
Gähne ihnen, wo sie stieben mögen,
Allerwegen
Tod entgegen!
So gesagt, und zum verderblichen Geschäfte
Einten alle Elemente ihre Kräfte,
Als der Schöpfer plötzlich sich zu einem jeden
Neigt und saget: „Laßt das Friedenswort mich reden!

Seht ihr diesen blauen Himmelsbogen?
Wißt, es ist mein ew'ger Gnadenbrief,
Sterne sind als meine Handschrift durchgezogen
Und die Sonne, die dort hängt so tief,
Ist mein Gnadensiegel in den blauen Wogen,
Und der Mond, es ist mein Aug', das auch bei Nacht
Ueber dieses Briefes Bürgschaft leuchtend wacht;
Und der Morgenstern ist Herold jeden Tag,
Daß mein Siegel Nachts zu meinem Haupte lag.
Dieser Brief mit seinen blauen Blättern,
Mit dem Siegel, mit den Sternenlettern,
Sagt, für wen hab' ich ihn ausgestellt? —
Für den Menschen unten auf der Welt.
Wenn den Menschen Furcht und Unglück trifft,
Schau' den Brief er an mit seiner Schrift,
Schreib' dann auf sein Herzensblatt,
Was dem Himmel er zu sagen hat,
Denn der Himmel schaut schon tief hinein,
Liest die Schrift, auch noch so klein;
Und so lang' der Brief da oben steht,
Nicht zu Grund' die Menschheit geht;
Ewig steht der Himmel oben,
Wenn auch Elemente toben,
Kehren sie zur Menschheit Glück,
Zum Gehorsam und zur Ruh' zurück."
So der Schöpfer sprach, und unter seinem Worte
Baute sich im siebenfachen Strahl
Eine hohe Rosenpforte
Ueber Meer und Land, und Berg und Thal;

Und die Luft ist mild von Glanz durchflittert,
Und das Feuer schwamm im Regenbogenlicht.
Auf dem Wasser nun der Himmel wieder zittert,
Und die Erde lag anbetend auf dem Angesicht.
Und die Elemente und der Mensch zusammen,
Standen huldigend in Gottes Friedensflammen.

Das jüngste Gericht.

Es saß auf seinem Throne
Der Herr in seinem Glanze,
Mit seiner Sternenkrone,
Mit seinem Sonnenkranze.

Zu seines Thrones Stufen,
Aus Feuer und aus Licht,
Hat er die Welt berufen,
Zum schrecklichen Gericht.

Posaunenklänge schmettern
Aus seinem Engelheer,
Sie rufen unter Wettern
Die todten Menschen her.

Des Himmels Tempelflammen,
Die Sonne und der Mond,
Sie flackern wild zusammen
Am ganzen Horizont.

Es gießen alle Sterne
Die Feuermassen aus,
Daß aus dem tiefsten Kerne
Die Flamme tritt heraus.

Und alle diese Gluthen
Mit ihrem Feuerfall,
Umrauschen und umfluthen
Den schwarzen Erdenball.

Und Gottes Stürme blasen
Die Flammen an mit Macht,
Die Erde zu verglasen
Bis in den tiefsten Schacht.

Und feuriger und röther
Wird stets der Erdenball,
Und schwimmt im hellen Aether,
Ein brennender Krystall.

Und eine Riesenkohle
In angefachter Gluth,
Durchsichtig bis zum Pole
Die große Erde ruht.

Man sieht in ihrem Herzen
Wie's hämmert und wie's pocht,
Wie sie zu edlen Erzen
Ihr Herzensblut verkocht.

Man sieht auch das Geäder,
In dem die Heilskraft
Der Quellen und der Bäder
Die Werkstatt sich erschafft;

Man sieht in tiefer Stätte
Den Maler Frühling itzt,
Wie er mit der Palette
Im Schoos der Erde sitzt;

Wie Rosen er und Blüthen
Mit Farben zart bedeckt,
Wie er die schamerglühten
An's Herz der Erde steckt.

Man sieht die dunkle Halle,
Die schwarze Kräuterburg,
Da kocht die Gifte alle
Der alte Demiurg.

Und alle Särge weichen,
Und liegen da entblößt,
Und zeigen alle Leichen,
Die jemals sind verwest.

Vom Kaukas bis zur Klippe
Im tiefsten Meeresgrund,
Liegt G'rippe an Gerippe
Im ganzen Erdenrund;

Und als mit eh'rnem Klange
Die große Tuba dröhnt,
Die zu dem letzten Gange
Am jüngsten Tage tönt;

Da steigen aus dem Bette
Die Schläfer alle aus,
Millionen Mal Skelette
Verlassen still ihr Haus.

Und viel Milliarden Leichen,
Sie kommen Hand in Hand,
Ohn' Unterschied und Zeichen,
Ohn' Rang und ohne Stand.

Sie tragen nicht Gewänder,
Gestickt in eitler Lust,
Nicht Kronen und nicht Bänder,
Nicht Sterne auf der Brust.

Nicht Alter und nicht Jugend,
Nicht reich und g'ring man sieht,
Die Sünde nur, die Tugend
Allein macht Unterschied.

Mit bleichen Sündermienen
Erscheint der Todtenkreis,
Kein Einz'ger unter ihnen,
Der rein die Seele weiß.

Wo Gott zu Throne waltet
Erſcheinen alle ſie,
Die Knochenhänd' gefaltet,
Gebeugt das Knochenknie:

„O Vater, du da oben,
Der du da biſt voll Huld,
Den ſeine Sterne loben,
Vergib uns unſ're Schuld!"

Und Gott mit mildem Haupte
Neigt ſich herab, und ſpricht:
„Wer jemals an mich glaubte,
Und wer vergaß die Pflicht,

Sind Beide meine Brüder,
Steh'n Beide mir zur Seit',
Ich liebe den nicht minder
Der fehlte und bereut.

Und wer auch hat geſündigt,
Wenn er bereut nur hat,
Dem werde laut verkündigt
Von ſeines Schöpfers Gnad'.

Und kommen ſie einſt ſchlafen
In meinen Vaterſchooß,
So kann ich ſie nicht ſtrafen,
Ich kann ſie lieben blos."

D'rauf lächelt Gott noch milde
Und sieht die Menschen an,
Die mit dem Ebenbilde
Von sich er angethan.

Und spricht dann zu den Seinen:
„Sie gehen ein zum Licht!"
Und alle Engel weinen,
Und aus ist das Gericht.

Der Gang ins Blindenhaus.

Laß dich begrüßen zuerst, du Sonnenlicht,
Das mit gold'nem Netz das Weltall umflicht,
Du Purpursaum von Gottesgewand,
Weit über die Erde und Himmel gespannt!
Laß Dich begrüßen sodann, du Augenlicht,
Du Gottesgedanke, du Engelgedicht!
Du Himmel des Aug's, du Quelle der Wonne!
Du Stern im Kleinen, du Abbild der Sonne!
Du Blume des Sehens, du Blüthe des Scheins,
Du Demant der Schöpfung, du Perle des Seins!
Du Saat aller Freuden, du Keim aller Triebe,
Du Bronnen der Sehnsucht, du Wiege der Liebe,
Du Muschel der Thränen, du Spiegel der Brust!
Du Abglanz der Herzen, du Spender der Lust!
Du Siegel der Seele, du Probstein der Wahrheit!

Du Maler im Kleinen, du Zeichner voll Klarheit!
Du Augenlicht, des Himmels beglückende Gunst,
Gefährte der Schönheit, Erzieher der Kunst,
Der Anmuth Genoß und des Wohlklangs Geselle!
Du größester Schatz in der winzigsten Zelle!
Sei jetzt mir schmerzlich gegrüßt! denn in deinem Meer von Licht,
Da schreitet still ein Mann, der sieht dich nicht;
Kein Morgen ist je ihm aufgegangen,
Kein Stern will am Himmel für ihn prangen,
Ihm blüht keine Blume auf dem Feld,
Ihm lacht kein Auge auf dieser Welt.
Er weiß es nicht, was das ist, ein Liebesblick,
Er kennt es nicht, des Sehens süß gewohntes Glück,
Er wandelt finster an seines Kindes Hand,
Stets lichtlos, von Ort zu Ort, von Land zu Land,
Und kömmt in eine Stadt, gar schön und groß,
Am stolzen Strom, im Bergesschooß,
Bewohnt von einem biedern Geschlecht,
So schlicht als gut, herzlich, mild, gerecht.
Und wie er schreitet, entkräftet schon und matt,
An Kindeshand, durch diese Riesenstadt,
Bleibt steh'n er und fragt: „Wo sind wir jetzt, mein Kind?"
Und dies erwiedert: „Mein Vater, wir sind
Auf einem großen Platz, und in Mitten steht
'Ne Kirche, die in's Blaue geht,
Sie raget schier zum Himmel an,
Mit Spitzen aus Stein scheint sie angethan."
Da sinkt der blinde Mann auf's Knie

Und spricht: „Das ist St. Stephans Dom, ich sah ihn nie,
Allein, ich weiß, daß er allhier ist aufgebaut,
Daß er wie ein Ahn auf seine Kinder schaut,
Daß er mit seinem Haupte, altergrau,
Die Menschen segnet, Mann und Frau,
Daß er mit seiner Zunge ehr'nem Klang
Die Kinder ruft zum heil'gen Gang,
Daß er mit seinem Sterbeton
Die Pilger ruft zum Gottesthron,
Ich weiß, daß, wer sich blind allhier im Staub
Zu Boden wirft, und bringt Gebet und Glaub',
Daß dem ein Auge gnädig wacht,
Ein Gottesaug' durch Erdennacht."
Darauf verrichtet er still noch ein Gebet,
Und durch die Straße er nun weiter geht,
Bis er zum zweiten Mal das Kind befragt:
„Wo sind wir jetzt, mein Kind?" Das Kind d'rauf sagt:
„Wir sind in einem großen, großen Haus,
Im weiten Hofe steht die Wache heraus,
Und nebenan gewölbt ein Thor,
Und tausend Wagen rollen d'raus hervor,"
Da entblößt der blinde Mann sein Haupt und rufet aus:
„Steh' still mein Kind, das ist das Kaiserhaus!
Steh' still, mein Kind, und beug' dein Haupt,
Das Schönste, was ein Volk geglaubt,
Ist, daß in diesem Tag und Nacht
Ein Herrscheraug' hat stets gewacht!"
Spricht's und wandelt, von dem Kind geführt,
Den Weg hinaus, der seitwärts führt,

Und wandelt fort geraume Zeit,
Bis er zum dritten Mal die Frag' erneut,
„Sag' an, mein Kind, wo sind wir jetzt?" der Knabe spricht:
„Ach, mein guter Vater, ich weiß es selber nicht,
Da steht ein einfach Haus, und aus der Thür
Da schreiten gar viele Kinder sacht herfür,
Sie gehen Paar und Paar, und Hand in Hand,
Bei allen ist ganz gleich auch das Gewand!"
Da faltet der blinde Mann die Hand und rufet aus:
„Mein gutes Kind, das ist das Waisenhaus!
Auch hier in diesem Hause wacht
Ein Vateraug', so Tag als Nacht!"
Dann wandern sie weiter die Kreuz und Quer,
Durch Gassen und Straßen bald hin und bald her;
Und wieder fragt der blinde Mann sein Kind:
„Sag' an, mein Sohn, wo wir denn jetzt wohl sind?"
Und dieses sagt: „Da steht ein schönes Gebäu',
Ein großer und schöner Garten nebenbei,
Und in dem Garten geh'n behutsam viele Leut',
Und spielen und machen Musik von Zeit zu Zeit,
Und And're flechten Körbe und ander Geräth,
Und Jeder streckt die Hand von sich aus, wenn er geht."
Da sinkt der Mann nieder und ruft wehmüthig aus:
„Mein theures Kind, das ist das Blindenhaus!
In diesem Hause hält so Tag und Nacht
Das Aug' der Milde über die Blinden Wacht."
Da kniet er schluchzend an des Hauses Schwell'
Und spricht: „Bevor ich eingeh' in diese Ruhestell'

Streck' ich flehend aus die Vaterhand,
Empor zum höchsten Gnadenland,
Zu danken ihm in seiner Engel Rath:
Daß er gelegt in Menschenbrust die Götterfaat,
Daß er gesenket hat von himmelwärts
Den Mitleidsstrahl ins Menschenherz,
Daß er die Milde schickt vom Gnadenthron
In's Herz dem edlen Kaisersohn,
Daß er des Wohlthuns süßempfund'ne Lust
Gelegt in eines Volkes edle Brust,
Daß er geöffnet hier, bei Arm und Reich,
Das Aug', das Herz, die Hand zugleich!
Daß er auch jetzt umstrahlt mit seinem Licht
Der Blinden leidend Angesicht,
Daß ihnen, denen Tag und Licht versagt,
In Ihrer Brust ein lichter Morgen tagt;
Ein Morgen, reich an Lichtern, mild und lau,
Ein Morgen, reich an Mitleidsthränenthau,
Ein Morgen, reich an frommem Glockenklang,
Ein Morgen, reich an Trostes Lerchensang,
Ein Morgen, reich an Schatten, die entflieh'n;
Ein Morgen, reich an Blumen, die erblüh'n,
Ein Morgen, der des Blinden Pfad erhellt,
Bis Licht ihm wird in Gottes Sternenzelt!"

Der Himmelsrath und die Lebens-Engel.

Der Schöpfer saß im Mittelpunkt der Sphären,
Den Himmel weit als Teppich ausgespannt,
Die Sterne waren wie ein Feld von Aehren
In heil'ger Weihe feierlich entbrannt.
Die junge Erde lag, dem Nichts entsprossen,
Von Morgenröthen bräutlich übergossen.

Und um den Thron aus gold'nen Sonnenflammen
Berief, in ihrem lichten Feierstaat,
Der Herr die Lebensengel all' zusammen,
Zu pflegen milden, segensvollen Rath,
Was er dem neugeschaff'nen Menschenleben
Für Engel zu der Erdenbahn soll geben.

Ein Engel sprach: „Den Engel gib der Liebe
Dem Menschen mit auf seine Lebensbahn,
Die Erstgebor'ne aller edlen Triebe,
Die Zauberin mit ihrem Himmelswahn,
Die Hirtin, die das schöne Haupt umwunden
Mit einem Blumenkranz aus Schäferstunden'

Der Herr jedoch d'rauf spricht: „Der Lieb' zur Seite
Geht ungesehn ein weitverbreitet Heer,
Die bitt're Trennung mit dem Dorngeleite,
Die stille Sehnsucht mit dem Haupt so schwer,
Das Weh der Liebe, so da unerwiedert,
Und Eifersucht, die tausendfach gegliedert."

Und wiederum ein Engel sprach: „So sende
Gerechtigkeit ihm als des Lebens Stern,
Sie ist des Himmels allerhöchste Spende,
Sie ist der Erdentugend Mark und Kern,
Gerechtigkeit mit ihrer Thatenwage
Geleit' ihn bis an's Ende seiner Tage."

Der Allerbarmer spricht: „Gerechtigkeit auf Erden
Führt im Gefolg' ein Heer von Uebeln auch,
Dem Menschenaug' kann sie nicht sichtbar werden,
Vom Licht geblendet und geätzt vom Rauch,
Ihr blankes Schwert macht er zur Geiselgerte
Und dicht bei ihr geh'n Grausamkeit und Härte."

„So gib die Wahrheit," sprach ein Engel wieder,
„Daß sie den Menschen leit' im Lebenslauf,
Sie lockt den Himmel zu der Erde nieder,
Sie hebt zum Himmel hoch die Erd' hinauf,
Sie führt ihn stets, in seinen finstern Wegen,
Dem Reich des Lichts unmittelbar entgegen."

„Die Wahrheit," sprach der Herr im sanftem Tone,
„Ist nur für fleckenlose Engelschaar,
Jedoch wo sie sich zeigt dem Erdensohne,
Den Staub und Finsterniß nicht rein gebahr,
Entspringt aus ihrer lichtumfloss'nen Lende
Verfolgung, Haß und Hader ohne Ende.

„So gibt Talent, Genie," sprach d'rauf ein Engel,
„Als Schwesternpaar dem Erdenpilger hin,
Talent mit seinem ew'gen Blüthenstengel,
Genie mit seinem Sonnenflammensinn,
Daß sie des Lebens schwerbespannten Wagen
Auf buntem Kittig durch das Dasein tragen."

„Talent, Genie," so spricht der Herr entgegen,
„Es sitzt ein böser Saum am Aetherkleid,
Gestrüpp und Stein und Dorn auf ihren Wegen
Und seitwärts läuft Verkennung mit und Neid;
Von Wenigen erkannt, von Vielen mißverstanden,
So geh'n Talent, Genie durch alle Erdenlanden."

„Doch einen andern Engel will ich schicken,
In Erdenwallens nachtumzog'nes Thal,
Barmherzigkeit mit milden, sanften Blicken,
Mit ihrem unversiegten Himmelsstrahl,
Die liebste mir von allen Himmelskerzen,
Die Götterperle in dem Menschenherzen."

„Sie, die die heiligste der Seelenbande,
Die Dankbarkeit in's Erdenleben wob,
Sie, die den Blick des Leidenden vom Rande
Des Abgrund's auf zum hohen Himmel hob,
Sie, die mit ihrem leuchtenden Exempel
Das Menschenherz erhebt zum Göttertempel."

„Denn wenn sie schlägt die allerletzte Stunde
Der Uhr, zu der nur ich den Schlüssel hab',
Und wenn sich schließt das Auge mit dem Munde
Und auf sich thut die Bahre und das Grab,
Und wenn der letzte Sand vom Glas der Jahre
Zum ersten Sande wird auf Sarg und Bahre,

„Dann bleiben alle Lebensengel ferne,
Und keiner geht in's Leben dort mit ein,
Die Lieb' geleitet bis zum Grab ihn gerne,
Doch in das Grab geht Liebe nicht hinein,
Gerechtigkeit, Talent, Genie und Wahrheit,
Sie gehen nicht mit ein in's Reich der Klarheit.

„Barmherzigkeit allein, die lichtumfloss'ne,
Sie tritt mit hin vor meinen Richterthron,
Zur Seite steht sie ihm, die Huldumfloss'ne,
Und fordert lächelnd seinen Himmelslohn,
Und führt ihn hin sodann, den Erdensatten,
Zum frommen Geisterchor in Edens Schatten." —

— Und dieser Engel mit dem Sternenscheine,
Vom Ewigen geschickt dem Erdenlauf,
Er gebet jetzt dem herrlichen Vereine
Aus vielen mitleidsreichen Herzen auf,
Barmherzigkeit, sie steht mit süßen Zügen,
Wie Stein an Stein zum Armenhaus sich fügen.

Das kleine Steinchen, das wir jetzund legen
Zu eines neuen Segenhauses Grund,
Ihr nehmt's, wie immer, freundlich wohl entgegen,
Wie's guter Wille bringt, zur guten Stund',
Wenn nur der Grund gelegt zur guten Sache,
Die Götter bringen's selbst dann unter Dache.

Und wenn der grüne Baum wird niederwehen
Von jener Anstalt hoher Giebelwand,
Dann werdet, fromm gerührt, davor ihr stehen
Und sagen still, den Blick empor gewandt:
„Barmherzigkeit hat dieses Haus erhoben,
Der ew'ge Hausherr wird die Bauleut' loben!"

Prolog.

Er sprach: „Es werde Licht!“ und ausgegossen
Durch alle Räume ward das ew'ge Licht,
Die junge Erde lag, von Glanz umflossen,
Hochglühend wie ein Mädchenangesicht,
Es schwollen Bäume, Blätter, Blüthen, Sprossen
Dem Strahl entgegen, der vom Himmel bricht,
Das Weltmeer eilt, mit seinen Silberspangen
Die Erdenbraut erröthend zu umfangen.

In Lüften hängt, gar wundersam getrieben,
Ein Gnadenbrief aus blauem Pergament,
Mit Sternenschrift von Gottes Hand geschrieben,
Und ausgespannt am ganzen Firmament;
Die Hand jedoch, die unsichtbar geblieben,
Man an der heil'gen Schrift sogleich erkennt,
Und an dem Brief, als eigenhändig Siegel,
Erglänzen Sonn' und Mond, die Allmachtsspiegel.

Und als die Schöpfung in der schönsten Schöne
Vollendet so dem Chaos sich entrang,
Der Engel Chor und ihre Jubeltöne
Anbetend durch den Kreis der Sphären klang,
Und um den Ersten aller Erdensöhne
Die laute Welt ihr Halleluja sang,
War blind sein Aug', er konnt' in Flur und Auen
Das Werk des Herrn und seine Pracht nicht schauen.

Da schickte Gott sein reinstes Sternlein nieder
Von seinem sternbesäten Gnadenzelt,
Auf daß es sinke in die Augenlider
Des Menschen in der dunklen Erdenwelt,
Daß es nicht kehre in den Himmel wieder,
Bis einst im Tod des Auges Vorhang fällt,
Daß es dem Aug' als Sonne sei zu eigen,
Sich Tag und Nacht von selber zu erzeugen.

Und dieser Stern, den leicht die Hand, die hohle,
Bedeckt in seinem kleinen Zauberschrein,
Umfaßt die Welt vom Pole bis zum Pole,
Schließt, märchenhaft, so Erd' als Himmel ein,
Das Licht der tausend Sonnengirandole,
Es strahlt zurück aus seinem Wunderschein,
Doch schöner als das Licht, das er empfangen,
Erblüht das Licht, das von ihm ausgegangen.

Und glücklich ist der Kreis der Millionen,
Dem dieser Augenstern beschieden war,
Voll Bilder schwimmt die Welt, in der sie wohnen,
Ihr Pfad ist hell, ihr Horizont ist klar,
Gestickt mit Licht sind ihre Lebenszonen,
Gestickt mit Licht der Blumen bunte Schaar,
Und um sie, auf der Lüfte blauen Wogen,
Baut reizend sich der bunte Farbenbogen.

Dem Sehenden allein gehört das Leben,
Das Sehen gibt allein schon den Besitz,
Dem Blicke ist die Schöpfung preisgegeben;
Der Blume Licht, des Edelsteines Blitz,
Der Ceder Bau, der Säule Aufwärtsstreben,
Des Nordlichts Spiel, der Farben stummer Witz,
Die Schönheit und der Anmuth süße Blume,
Das Aug' macht sie zu unserm Eigenthume.

Ein kleiner Kreis nur steht am Lichtesbronnen,
Dem auch der kleinste Tropfen ist versagt,
Kein Stern im Aug', im Himmel keine Sonnen,
Kein Morgen, der ihm dämmerfreundlich tagt,
Kein Funken, der dem Stein wird abgenommen,
Kein Lichtstreif, der im Blitze niederjagt,
Kein Sternenschein und keiner Dämm'rung Funken
Erhellt die Nacht, in die er ist versunken.

Dem Blinden ist der Faden abgerissen,
Der um Geschöpf und Schöpfung fest sich wand,
Er tappt von Finsterniß zu Finsternissen,
Die Augen tragend in der hohlen Hand,
Gestalt und Form der Dinge muß er missen
Und Menschenbild wird nie von ihm erkannt,
Er weiß es nicht, wie Lieb' und Mitleid'swalten
Im Menschenantlitz himmlisch sich gestalten.

Doch auch für diesen Kreis der ewig Blinden
Blüh'n eig'ne Sterne auch in ihrer Nacht,
Die Mitleidssterne, die zum Kranz sich winden,
Zum Kranze, den die Gottheit angelacht:
Im Himmel edler Brust sind sie zu finden
Die Sterne, von der Menschheit angefacht,
Und wie von Sternen kömmt das Licht der Gnade,
Erhellet göttlich sie der Blinden Pfade.

So mögt im milden Licht Ihr jetzt empfangen,
Was Euch der Mitleidskranz der Menschheit beut,
Wir bieten schüchtern es, doch ohne Bangen,
Weil es dem heil'gen Unglück ist geweiht.
Nicht Ruhm noch Beifall wollen wir erlangen,
Wo sich das Herz am Zwecke blos erfreut,
Nur Eurer Großmuth haben wir gehuldigt,
Jedoch das „Wie?" wird durch „Wozu?" entschuldigt.

Declamations-Saal.

Zweite Abtheilung:

Heitere und scherzhafte Declamationen.

Selbststudien und Declamationsprobe.

Eine scenische Drolerie.

Seraphine, Lustspielkünstlerin.
Wellen, Dichter.
Hegenau, Kritiker.
Puff, Kunstreisender.

(Zimmer zu einer Probe. Ein großer Spiegel zur Seite. Tische mit Büchern u. s. w.)

Seraphine (geht mit einer Rolle auf und ab).

„Bin ich denn noch Medea?" — Nein, so geht es nicht:
Der Ton ist viel zu sanft, zu schlicht;
„Bin ich denn noch Medea?" — Das ist besser schon,
Allein doch immer im Lustspielton!
Es ist fatal! Ich will nun, fest es was es wolle,
Versuchen mich in einer tragisch großen Rolle.
Soll ich beim Lustspiel bleiben? Jetzt, da nichts so selten ist,
Als gute Lustspiel' und ein guter Tenorist!
Was kann am End' die Lustspielkunst mir nützen?
Die Lustspiel' gehen aus, die Künstler bleiben sitzen!
Nur einen Lustspieldichter gibt es mehr,
Nur einen Einzigen, es ist das — Diktionär!

D'rum werf' ich mich bei Zeiten auf ein and'res Fach,
Auf's Fach der Thränen, auf „O," auf „Ach!"
Gelacht hat man schon über mich, das will ich meinen,
Nun sollen sie dafür auch über mich recht weinen,
Die Thränen sollen strömen von der Gallerie,
Daß im Parterre man braucht ein Paraplui;
Ja, wenn's in einem Stück nur recht zu weinen gibt,
Zu schluchzen, das ist gar zu sehr beliebt:
Ein Jeder denket an sein Trauerspiel zu Haus,
Ergreifet die Gelegenheit und weint — sich im Theater aus!
Im Lustspiel hat man oft schon mich gelobt,
Fand mein Talent gar mannigfach erprobt,
Da aber alle Künstler die Marotte haben,
G'rad das zu spielen, womit sie sich begraben,
So werfe ich mich auf das Trauerspiel,
Ich spiel' „Medea," das allein nun ist mein Ziel
Im Trauerspiel, da ist ja jedes Wort ein Trumpf —
„Und Jason schwingt das Vließ dann mit Triumph!"
Da zeiget sich die Allmacht der Actrice,
Den „Jason" wirft sie rechts in die Koulisse,
Und den „Triumph" setzt sie auf's Paradies,
Und während vom Beifall stöhnt das ganze Haus,
Da knirt die Künstlerin und schnaubt sich aus!
Bei der Medea bleibt's, ja, ja so soll es sein! —
„Aeson, mein Liebling, komm!" dies rührt den Ziegelstein!
„Höre die Mutter, komm, komm" das ist schwer,
So vielmal „Komm!" erinnert an „Komm her!"
So! „Komm, komm, komm!" da wird der Ton gesteigert

Bis uns zum Glück die Stimme ganz verweigert,
Und kriegen wir gar keinen Ton heraus,
So ist's der beste Ton für den Applaus!
So: „Höre die Mutter, komm, komm, komm! Er kömmt nicht!"
„O Ebenbild des Vaters!" hier macht man ein Gesicht,
Um nur das Ebenbild wo möglich rauszubringen.
„Zu mir komm, zu mir!" Hier ist es Zeit zu singen.
Denn wir sind in der Kunst so weit schon reduzirt,
Daß der Schauspieler singt, der Sänger blos agirt.
„Steh', deine Mutter liegt hier knieend" — aber wie?
Werf' ich mich auf das rechte oder auf das linke Knie?
Nein, mit dem einen knie ich, mit dem andern spiel' ich fort
Und mit dem dritten schreit' ich zu dem Mord.
„Ha, wer gibt mir einen Dolch!?"
(Sie nimmt einen Dolch vom Tisch und fährt damit gegen die Thür.)

Wellen (tritt ein).

Für mich einen Dolch? das ist ja fürchterlich!

Seraphine (fährt in Extase fort).

„O Du mein Schmerzenssohn, kennst du die Mutter nicht?"

Wellen.

Ich? ihr Schmerzenssohn? Sie weiß nicht, was sie spricht.

Seraphine.

„O Du, mein Aeltester, und mir verhaßt wie er!"

Wellen.

Das ist zu arg, so sehen Sie doch her!

Seraphine.

Verzeihen Sie, ich hab' blos eine Prob' gemacht.

Wellen.

Zur Probe hätten Sie beinah mich umgebracht.
Jedoch zu etwas Anderm; wie steht's mit dem Gedicht?
Gefällt es Ihnen, meine Holde, oder nicht?
Sie müssen's im Concert noch heute declamiren,
Ich komme her, um es mit Ihnen zu probiren.

Seraphine.

Probiren? Ich? ein launiges Gedicht?
Ein solches Ding, das sich von selbsten spricht?
So eben übe ich mir die „Medea" ein,
Da, lieber Wellen, sollen Sie behilflich sein.

Wellen (lacht).

Sie? Wie Sie wollen nun im Trauerspiel agiren,
Und können noch nicht tragisch buchstabiren!

Seraphine.

Wie? Was? nicht buchstabiren?

Wellen.

Wenn Sie es können, wohl so sagen Sie,
Wie viel Selbstlauter gibt es in der Tragödie?

Seraphine.

Ich glaube fünf.

Wellen.

Ja das war vor Zeiten,
Da hatte der Pathos noch nichts zu bedeuten,
Bei unserm Luxus jetzt braucht man mehr.

Seraphine.

Mehr? das ist einzig.
Nun, wie viel Zeilenlauter hat man jetzt?

Wellen.

Hundert neunzig!
Siebzehn O spitzig und siebzehn O ganz stumpf,
Neunzehn A ganz hell und neunzehn A ganz dumpf,
Sechzehn U ganz traurig, sechzehn U ganz heiter,
Hinauf und herab wie eine Hühnerleiter,
Dann siebzehn I Falsett und siebzehn I im Baß,
Bald dünn wie Haferrohr, bald dick wie aus dem Faß
Und endlich zwei und neunzig Mal das einzige E,
Vom Wörtchen „He," bis zum schauerlichen „Stich, Weh,
Weh!"
Nun nehmen Sie die hundert neunzig Vokale
Und mischen sie zusammen in einer Schale,
Und nehmen täglich alle halbe Stund'
Zwei Vorlegelöffel voll davon in den Mund,
Und geh'n damit an einen großen Wasserfall,
Dort wo der Sturz erregt den größten Schall,
Wenn er hinunterschäumt zum tiefen Wasserschoß,
Dort lassen die Vokal' Sie nach einander los,
Und horen Sie dann sich mit eigenen Ohren,
Dann sind Sie zur Tragödie geboren!

Seraphine.

Ich muß gestehn, das wäre mich genieren,
Sie möcht' ich wohl sehen so etwas probieren;
Versuchten Sie sich nie auch in der Schauspielkunst?

Wellen.

Zuweilen und nicht ganz ohne des Publikums Gunst.

Seraphine.

So will ich denn bei Ihren sechzehn U Sie packen,
Geb' Ihnen eine kleine Nuß zum Knacken,
Das Wörtchen „Du" zum Beispiel wer von uns Beiden
Kann es im Laut am mannigfachsten unterscheiden?
Wie sagen Sie das „Du," wenn mit Unruh und mit Zagen
Sie die Geliebte um etwas fragen?

Wellen.

— „Du?"

Allein wie sagen Sie das Du zumal,
Wenn Ihr Geliebter rasch ein Küßchen stahl?

Seraphine.

„Du!"

Wie sagen Sie's, wenn mit gesenktem Haupt
Das erste Du die theure Braut erlaubt?

Wellen.

„Du!"

Doch wenn der Geliebte stets nur schmollt und schmält
Da sagt sie endlich, gar zu arg gequält: —

Seraphine.

„Du!"

Jetzt wenn die Maskʼ ihm gibt ein Stelldichein,
Er kömmt und es findet — seine Frau sich ein?

Wellen.

„Du?"

Wie sagt sie Du, halb höhnisch, halb im Scherz,
Wenn er sich rühmt, er rühre jedes Frauenherz?

Seraphine.

„Du?"

Und wenn sie nach dem Schmollen immerfort
Ihn fragt: „Nun Männchen, wer hat das letzte Wort?"

Wellen.

„Du!"

Und wenn sie ihn ertappt auf einer Lüge in der Noth,
Zwar diesmal ihn verzeiht, doch mit dem Finger droht —

Seraphine.

„Du! Du!
Ich sag' Dir's Du, trau mir nicht, Du, — Du!"

Wellen.

Charmant, Sie sehen selbst es nun ganz klar,
Daß mein Buchstabiren richtig ist und wahr.
Doch nun probiren Sie geschwind nur mein Gedicht,
Bevor Hegenau noch kommt, das fatale Gesicht!

Seraphine.

Wie? haben Sie den eitlen Geck hieher bestellt?
Der dumme Mensch, der für ein Genie sich hält!
Den abgeschmackten Menschen hass' ich wie die Nacht!

Wellen.

Der Kerl hat mir schon Gall' genug gemacht.

Seraphine.

Da kömmt er.

(Hegenau tritt ein, hinter ihm Puff.)

Wellen (läuft ihm entgegen und umarmt ihn).
Willkommen, theurer Herzensfreund!

Seraphine (geht ihm freundlich entgegen).
Ach das ist schön, daß uns der Zufall hier vereint!

Hegenau (zu Seraphinen).
Der Grazie gebührt zuerst mein Herzensgruß.
(zu Wellen).
Die Musen folgen gleich dann auf dem Fuß!
(Puff vorstellend.)
Hier hab' die Ehre vorzustellen einen Gönner —

Puff.

Ein Kenner, ein Gönner, aber allermeist ein Renner.
Bitt' recht sehr, stelle mich schon selber vor,
So stellen Sie sich vor, ich heiße Puff und reise hin und her,
Für ein Theater im Ausland als Commis voyageur,
Ich engagir' Alles, Alles, was da spricht und schreit und singt,
Auch Alles, was da reitet, voltigirt und hüpft und springt;
Bratschisten, Violinisten, Klarinettisten, Fagottisten,
Ich engagir' erste Helden, blos auf's Gewicht,
Auch Primadonnen, ob mit Stimme oder nicht,
Ich engagir' Soubretten, dreie für ein Paar,
Ich engagir' Affen, Automaten und Bären,
Ausländische und inländische Bayaderen,
Ich engagir' Sängerinnen — das ist gefährlich!
Und geb' ihnen dreizehn Monat Urlaub jährlich!
Ich engagir' Leut', die nicht deutsch und nicht französisch wissen,
Die mir die meisten Vaudevilles übersetzen müssen;

Ich engagir' Souffleure, Regisseure und Decorateure,
Requisiteure und überhaupt alle lebenden „eure."
Ich engagir' Tänzer aus Spanien exprès,
Damit ich den Steyrischen gut tanzen seh'.
Ich engagir' ohne Unterschied des Talents und Genie,
Mit Respect zu melden, Menschen, Dichter und Vieh.
Ich engagir' Taschenspieler, Flöh' und Elephanten,
Tiklitakili, Reiter, Zwerg und Giganten,
Ich engagir' einen Postzug von vier Enthusiasten,
Die sich vorspannen vor den Theaterkasten,
Und mit einem Vivat- und Hurrahgeplärre,
Mit Kunst und Künstler galloppiren ventre à terre!
Genug ich engagir' Alles (zu Seraphine) und ich gratulir' mir schon
Zu Ihrer einzig auserlesenen Acquisition!

Hegenau.

Erlauben Sie, ich laß mir nicht in's Handwerk gehen,
Wie können Sie was loben, bevor Sie es gesehen?

Puff.

Der Puff braucht das nicht, der Puff hat gar nichts erst probirt.
Der Puff kömmt, der Puff sieht, der Puff engagirt!

Seraphine.

Also, wenn's gefällig ist, zur Deklamation.

Wellen (zu Hegenau).

Wir bitten höflichst um gar keine Recension.

Hegenau.

Sie scheinen heute der Kritik besonders feind,
Ja so, heut ist der Tag, an dem mein Journal erscheint

Wellen.

So? Ihr Journal? der Courier? Erscheint der heut'?
Ich lese kein Journal schon seit langer Zeit,
Kritik gar, die lese ich seit Jahren schon nicht mehr
Und wenn sie von Tieck und Lessing selber wär'.
(Zu Seraphinen, indem er sein Taschentuch herausnimmt und unversehens ein Blatt herausschleudert.)
Ich hab' um die Kritik mich nie geschoren!

Hegenau (hebt das Blatt auf).

Pardon! Sie haben hier etwas verloren!
Allein, was seh' ich, das ist ja mein Blatt von heut',
Sie lesen kein Journal seit langer Zeit!?

Wellen.

Ich weiß nicht, wie das in meine Tasche kam,
Vielleicht, als ich vom Tisch das Sacktuch nahm.

Hegenau (der das Blatt entfaltet).

Doch wie? Bei der Kritik da, über Sie, am Rand,
Da sind ja Noten von Ihrer eig'nen Hand?

Wellen.

Ein Spaß, — ein Hauptspaß.

Puff.

Ein Spaß? Ein Hauptspaß? Den engagir' ich gleich,
So lassen Sie doch sehen.
(Er liest das Blatt.)
Ha, da ein Artikel „die Sängerin Wellenreich
Weiß nicht, was die Musik im Grund bedingt,
Sie singt, wenn sie spricht, und spricht, wenn sie singt!"
So? Von wem ist die saubere Recension?

Seraphine.

Ja hier von unserm unparteiischen Lessingssohn!

Puff.

Von Ihnen, da soll Sie der Guguck holen,
Sie haben die Wellenreich mir ja anempfohlen.
Da schwarz auf weiß
(Er nimmt einen Brief heraus.)
— „Die Wellenreich ist ganz charmant,
Gewinnen Sie für Ihre Bühne sie zu eigen,
Sie würden großes Vergnügen mir erzeugen."

Wellen (zu Seraphinen).

Warum verfolgt er also diese Nachtigall?

Seraphine.

Ja, ihre Stimme verlor wahrscheinlich das Metall!

Puff.

Mein Herr! Auf einem Blatte haben Sie gelogen'

Hegenau.

Beileibe! Beides ist ganz wahr, Brief und Zeitungs-
bogen,
Das Blatt sagt, die Wellenreich singt schlecht,
Und dieses Blatt hat einmal immer Recht.
Der Brief sagt, Sie würden Freude mir erzeugen,
Wenn Sie die Wellenreich gewinnen sich zu eigen,
Auch das ist wahr, wie es aus meiner Feder floß,
Denn wenn Sie sie engagiren, sind endlich wir sie los.

Wellen.

Genug davon, ich bitte, stören Sie uns weiter nicht,
Die holde Künstlerin probirt jetzt mein Gedicht.
So nehmen Sie gefälligst Platz.

Seraphine.

Ich wage viel. Hier der Dichter,
Da gar der Bösewicht, der strenge Richter,
Da fehlt nur noch ein großes Publikum,
Das macht mich ordentlich ganz stumm.
Jedoch wenn ich', wenn auch nur so in der Idee,
Ein hochverehrtes Publikum so vor mir seh',
Da fühl' ich mich erst angeregt, begeistert.
Ach, Herr von Puff, ich bitte höflichst d'rum,
O machen Sie ein Bischen hier das Publikum.

Puff.

Ich? Ich? Ein Publikum? Eine einschichtige Person?
Ja, Ihnen zu Lieb will ich mich dazu bequemen,
Allein, wird's das wahre Publikum nicht übel nehmen?

Seraphine.

Bewahre! In der ganzen Welt weiß jetzunt Jedermann,
Das Publikum fängt stets nur bei dem Nachbar an.
Versuchen Sie es nur einmal, das macht sich schon;
(Sie bringt einen Sessel.)
Da setzen Sie sich, breit, bequem, mit Wohlbehagen,
So, und nun werden Sie zum Publikum geschlagen:
(Sie schlägt ihn mit dem Fächer auf die Wange.)
Sei gut, sei mild, sei freundlich uns in jeder Change,
Applaudir' und ruf heraus: Hony soit qui mal y pense!

Puff.

Aha, ich spür schon so was, wenn ich's auch nicht fass',
Das weiß ich schon, ich bin eine gewichtige Masse.

Wellen (legt ihm die Hand auf's Haupt).

Verehrter Vater, bewahre stets Dir einen guten Magen,
Du wirst als Publikum gar manchen Puff ertragen!

Puff.

Kurios, ich empfinde schon, ich weiß zwar nicht wie,
Allein ich fühl in mir schon die vox populi.

Hegenau (legt ihm die Hand auf's Haupt).

Als Publikum sei mir vergönnt
Zu machen Dir mein Compliment,
Bewahr' Dein gutes Temperament,
Dicht und fest wie Pergament,
Führ' ein mildes Regiment,
Wo Dir sich zeigt ein klein Talent,
Sei niemals doch gar zu behend,
Komm nach dem Anfang und geh' vor dem End'.
Und naht sich Dir ein Recensent,
Mit Kunst und Tunst und Argument,
So mache schnell Dein Testament!

Puff.

Bin ich's? Ja! Wie das tobt und kocht und braust,
(Er applaudirt für sich).
Ich bin ein Publikum, ich fühl' 's Armer in meiner Faust.

Seraphine.

Zum Küssen, das ist die wahre Kennergluth,
Ein Mann wie Sie, spielt alle Rollen gut.

Hegenau.

Zur Sache; ein Gedicht? (zu Wellen) von Ihnen?
Ich bin ganz Ohr!

Wellen.

Ein ziemlich langes, welches seinen Herrn verlor!

Seraphine

(stellt sich halb und halb gegen Puff und macht einen Knix, Puff empfängt sie mit Applaus).

„Die menschlichen Redensarten und ihre Bedeutung, Gedicht von Wellen."

Puff.

Superb! ganz meine Idee!

Wellen.

Pardon, ich muß Sie unterbrechen,
Ich glaub', Sie sollten diesen Titel also sprechen:
„Die menschlichlichen Redensarten und ihre Bedeutung."

Puff.

Charmant, ganz meine Idee!

Hegenau.

Pardon, der Titel ist noch kein Gedicht,
Die Regel vom Fall und Schwung will, daß man spricht:
„Die menschlichen Redensarten und ihre Bedeutung."

Puff.

Bravo! ganz meine Idee: Sie hat Recht, der hat Recht,
Der hat auch Recht, kurz, Sie haben alle Recht.

Seraphine.

Ich bitte, allen Respekt vor Dichter und Aesthetikfresser.
Allein kommt's aufs Ausführen an, so machen wir's
doch immer besser.
Also ich bitt'!

(Sie declamirt weiter.)

„Die menschlichen Redensarten und ihre Bedeutung, von Wellen!"
Was nennt gewöhnlich man im Leben
Und im Gespräch so: eine „Redensart?"
Das heißt, wenn man die Art zu sagen eben
Was eigentlich man denkt und fühlt erspart,
Dafür sich drechselt eine leere Phrase
Und sie dem Andern schleudert an die Nase'

(Puff applaudirt.)

„Ihr ganz gehorsamer Diener!" Ja das hören
In jeder Stunde wir von Jedermann,
Doch wollen wir den kleinsten Dienst begehren,
So können Alle wir recht schön wohl an.
„Ihr Diener" heißt nichts, übersetzt in Gedanken,
Als „für 'nen solchen Herrn, da müßt ich danken."

(Puff applaudirt.)

Es kömmt Besuch, es leidet keinen Zweifel.
Man sagt: „das Vergnügen ist doch gar zu rar."
Man wünscht wohl: das Vergnügen wär' beim Teufel,
Allein die Redensart, die will fürwahr,
Man sage: „Setzen Sie sich nur nieder!"
Das heißt: „Marschir, und komm schabd nicht wieder!"

(Puff applaudirt.)

Begegnet Jemand so man im Spazirengehen,
Und auszuweichen ist es nicht mehr Zeit,
So ruft man aus und bleibt ganz fröhlich stehen,
„Ich sah Sie ja nicht in einer Ewigkeit!"
Das heißt: „man kann nicht zwanzig Schritte machen,
So läuft man diesem Schafskopf in den Rachen!"

(Puff applaudirt.)

Zwei Frauen treffen auf dem Platz sich eben,
Sie küssen sich und drücken sich die Hand,
Die Eine sagt: „Sie sehen aus wie's Leben!
Der Himmel weiß, Sie machen sich brillant!"
Dabei denkt sie und küßt sie auf die Wangen,
„Ach! die Person ist sehr zusamm'gegangen!"

(Puff applaudirt.)

Man sitzt bei Tisch, es wechseln Glas und Teller,
Ein Jeder schenkt dem Nachbar fleißig ein;
Der Hausherr sagt: Wie steht's mit meinem Keller?
Nicht wahr, das ist ein delikater Wein?
Man sagt: „O, o, der Wein ist wirklich auserlesen!"
Das heißt: „Der Krätzer kratzt uns wie ein Besen!"

(Puff applaudirt und zischt zugleich.)

Sie applaudiren und Sie zischen auch? Warum?

Puff.

Es sind getheilte Stimmen in dem Publikum!

Wellen.

Ich halte mich am Beifall ganz allein!

Hegenau.

Das Zischen soll mir recht willkommen sein.

Seraphine (fährt fort).

Man spielt jetzt Whist, die Dame gegenüber
Mit einem finstern Gesicht von Bronce,
Sagt regelmäßig: „Ach Pardon, mein Lieber!“
Und regelmäßig spielt sie dann Renonce.
Man sagt dann: „Ach, das trifft sich wohl zuweilen!“
Und denkt sich: „Man verliert sein Geld mit diesen Eulen!“

(Puff applaudirt.)

Man trinkt den Thee, es kommen alle Basen,
Und auch die Kindlein alle sind dabei,
Sie quicken, zirpen, räuspern sich die Nasen,
Sie quälen uns mit Heulen und Geschrei,
Man sagt: „Ach wie sind sie lieb, die Kleinen,“
Und denkt: „Die Brut hört gar nicht auf zu greinen!“

(Puff applaudirt.)

Ein neues Stück erscheint, es kommt der Dichter
Und fragt, wie es der Gesellschaft denn gefiel.
Da kriegt er lauter freundliche Gesichter,
Das Lob hat weder Maß noch Ziel,
Man sagt: „So sehr amüsirt hat mich noch kein Theater!“
Das heißt so viel als: „Ich gähnte wie ein Kater!“

(Puff ruft immer: „bis, bis, bis!“)

Wellen.

Charmant, Sie geben meinem kleinen Gedicht,
Das an sich werthlos, Leben, Farbe und Licht!

Hegenau.

Gewiß, das wird gehen, wir reichen uns die Hände,
Die Probe ist, Gott sei Dank, zu Ende.

Puff (hat immer applaudirt und „bis, bis!“ gerufen).
O, bis! Fuora! Ich will wie das Publikum mich amüsiren,
Am End' laß ich den Zwischenakt auch noch repetiren!

Seraphine. Wellen. Hegenau.
(Reichen sich die Hände, zu Puff gewendet.)

Seraphine.

Verehrtes Publikum, vereint in einer Person allhier,
Parterr, Sperrsitz; Logen und Gallerie!
Wir beugen vor Dir Alle unser Knie,
O geh zu hart in's Gericht gar nie!
Wenn ich zu leise sprach oder gar schrie,
Und wenn's auch nicht zum Besten gedieh,
So denk', es war ja nur eine Drolerie!
Und mißfiel Dir was, so schieb es nicht auf mich,
Ich geh', halte an den Dichter Dich! (Geht ab.)

Wellen (ruft ihr nach).

So nehmen Sie mich mit — Sie geht, das ist nicht fein,
Und läßt mit dem Publikum mich hier allein,
Nun nimm Dich zusammen, mein Bischen Latein!
(Zu Puff).
Verehrtes Publikum — ich bin zu sehr verlegen —
Verehrtes Publikum — ich bring kein Wort zuwegen —
Verehrtes Publikum — wie soll die Wort' ich wagen —
Verehrtes Publikum — da stets Sie Milde pflegen —
So — so — so — so bitt' ich um Ihren Segen.
(Stürzt ab.)

Hegenau.

Verehrtes Publikum (für sich) das Ding wird gar zu arg! —
Ich bitte, applaudiren Sie nicht zu stark,
Mit dem Beifall sei man lieber karg,
Das Lob ist der Nagel zu dem Künstlersarg,
Ueberhaupt, mein hochverehrtes Publikum,
Sei Du ganz still und verhalte Dich ganz stumm,
Wir Recensenten, wir prätendiren,
Daß sich das Publikum gar nicht lasse rühren,
Nicht zum Zischen, nicht zum Applaudiren,
Daß es sich soll unserhalb geniren,
Beim Trauerspiel Thränen zu verlieren,
Und bei dem Lustspiel Lachlust zu verspüren,
Bis wir nach drei Tagen gedruckt in unsere Spalten
Es Ihnen sagen, was es davon zu halten,
Und ob es sich gelangweilt hat oder unterhalten!
Und wenn es gegen der Recensenten Willen
Gelacht hat oder geweint, laut oder im Stillen,
So muß es hineingehen dann, wenn die Kritik erscheint,
Und weinen, wo es gelacht, und lachen, wo es geweint,
Und bis die Kritik sagt: „das ist gut, das ist dumm,"
Geht das große Weltall ohne Urtheil herum!

(Ab.)

Puff (bleibt sitzen).

Wie? was? der Kerl will mich verblüffen?
Das ist einer von ihren Kniffen und Pfiffen,
Jetzt will ich erst applaudiren,
Daß mir die Seiten weh thun und die Nieren!

(Applaudirt ungeheuer.)

Da sehen Sie einmal, mein aufgeblasener Herr,
So applaudir ich als Sperrsitz und als Parterr,

(Applaudirt zart mit den Fingern.)

Und so als die Logen, zart wie Melodie,

(Mit Hand und Fuß.)

Und so applaudir' ich als die Gallerie,
Und so applaudir' ich als das ganze Haus;
Bis, fuora, brava, bis! brava! raus!

(Der Vorhang fällt, Puff applaudirt fort.)

Nur Hochdeutsch oder der G'nackstreich.

Nach langer Mühe ist es endlich mir gelungen,
Der deutschen Sprache völlig Herr zu sein,
Sie so zu sprechen, wie hochdeutscheste Zungen,
Sie sprechen klar, und vom Dialekt ganz rein;
Kein „Gangen's", kein „I küß' d'Hand",
Kein „Halt!" das bin ich gar nicht mehr im Stand;
Es ist bekannt, daß ich so edel spreche,
Wie im Burgtheater nur die Rettich und die Peche;
Aber g'rad', wenn ich so im erhabensten Satz,
Gibt's mir ein'n G'nackstreich, und pfutsch 's ist die Katz'.

Es ist so schön, das Deutsche rein zu sprechen,
Besonders wenn mit der Geliebten man so spricht,
Da kann man recht so nach dem Herzen stechen,
Wenn man um's Wort die schönsten Phrasen flicht:
Wenn Lieb' versucht sein Lieben ihm zu schildern,
Spricht Lieb' so gern in süßen Blumenbildern,
Sie spricht mit Worten, die das Herz so rühren,
Daß sich das Trutscherl muß verschamerieren.

Wenn im Gewerbverein ich meine Rede halte,
So fließt Beredsamkeit von meinem Mund,
Wenn ich das Deutsch so wunderrein entfalte,
Erstaunt ringsum die ganze Tafelrund',
Und mit Begeisterung erstreckt sich meine Suade,
Auf Leder, Ziegel, Knopfern und Pomade,
Die Glut, die mich ergreift, ist nicht zu löschen,
Se, daß ich fuchli oft, in' Tisch möcht' inne pleschen.

Wenn ich als Bürger dann, an einem Feiertage,
Am Stock am Eisen so exerzir' —
So ist es allgemein nur eine Sage,
Daß ich nur hochdeutsch immer kommandir';
Ich laß das Pferd auf hochdeutsch immer traben,
Ich reit' hinauf, hinab, am Kohlmarkt und am Graben;
Sie stehen alle schweigend da, so wie gekuebelt,
Nid aner murt si — sonst wenn's glei verwebelt.

Beim Bier des Abends sitzen Rezensenten,
Denn die Kritik ist eine durst'ge Leidenschaft,
Ich spreche mit in lauter Argumenten,
Mein Wort ist voller Blüthe, voller Kraft;
Ich falle ihrem Urtheil wüthend in die Speichen,
Sie halten mich für einen ihres Gleichen;
Ich schimpf' auf Schiller, Goethe, Mozart und Genevali —
Da haltens gleich das Maul, und werden ganz pomali.

Auf's Land geh' ich im Frühling gar so gerne,
Wie herrlich prangt das Götterweib: „Natur;"
Ganz anders ist der Himmel da, die Sterne,
Ganz anders ist der grüne Schmelz der Flur,
Die Bäche murmeln, und die Wälder rauschen,
Die Nachtigallen süße Lieder lauschen,
Ich seh' den Abendstern gar mild erglänzen,
So, daß ich röhren muß und Thränen trenzen.

Ich deklamire auch, doch nur ästhetisch,
Erhaben ist mein Ausdruck, rein ist mein Accent.
Ich liebe Alles, was so recht pathetisch,
Und Glut und Blut und Muth in jeder Zeile brennt,
Wenn von des Dichters Bilder-Ungewittern,
Die Wangen glühen und die Herzen zittern,
Und wenn die Thränen so die Wangen überschwemmen,
Daß Sie vor Flennen nit zum Paschen kommen können.

Repetition.

Ich weiß, mein Teutsch, es muß mir Rosen bringen,
Die schönsten Rosen bringt's mir eben jetzt,
Denn diese Huld muß mich mit Glück durchdringen,
Ich hab' als Höchstes immer sie geschätzt,
Es ist so süß, den Kennern zu genügen,
Es ist das höchste irdische Vergnügen,
Die Kunst sitzt traurig stets im Lebenswinkel,
Das Außayaschen is ihr anzig's Herzensbinckel. —

Sanftes Ehestands-Duettino.

Für Trommel und Contrabaß gesetzt

Er.

Im Himmel, sagt man, werden alle Ehen
Geschlossen, und warum nicht auf der Erd'? —
Auf daß, wenn man ihn ruft in Leid und Wehen,
Um's Himmelswillen uns der Himmel hört.
Allein, wenn sie geschlossen sind, so sagt der Himmel Allen:
„Allez! Partez!" — Man ist aus seinem Himmel dann gefallen.

Sie.

Ja wohl! Im Himmel werden sie geschlossen,
Die Ehen! Und warum nicht auf der Erd'?
Weil dort die Männer leichter sind entschlossen
Zum Ehstandsbändchen, das sie uns beschert;
Im Himmel muß der Mann zum Ehstand greifen,
Denn in dem Himmel gibt's nicht Wein, nicht Pferd, nicht Pfeifen.

Er.

Geschlossen wird die Eh' von Himmelswegen,
O ja! und krumm geschlossen noch dazu!
Man kann dabei sich gar nicht mehr bewegen,
Geschlossen und beschlossen ist die Ruh'!
Dann spricht ein Jeder von den Eh'genossen:
„Beim Himmel! Ich hab' mit dem Himmel abgeschlossen!"

Sie.

Und weil sie oben nur geschlossen werden,
Im Himmel, unterm blauen Hochzeitsflor,
D'rum schlägt die arme Ehefrau auf Erden
Den trüben Blick zum Himmel stets empor,
Seufzt: „Was der Himmel hat geschlossen auf Verlangen,
Das ist auf Erden wied'rum aufgegangen!

Er.

Und wenn der Himmel Hochzeit schließt da oben,
Da hängt er immer voller Geigen auch;
Die Eh'sait' ist aus lauter Duft gewoben!
Sie klingt so sanft wie Aeolsharfenhauch!
Doch auf der Erd'! — im Reich der Papatatschen —
Da werden's lauter Contrabaß und Bratschen!
(Begleitung.)

Sie.

Der Contrabaß, er hat die Ehr' zu danken! —
Und auch die Bratsche macht ihr Kompliment; —
Doch fordern sie den Mann noch in die Schranken,
Er spielt das allergröbste Instrument,
Gleich poltert er und tobt und schreit: „Sie volo!"
Und macht die Bratsche still mit einem Paukensolo!
(Begleitung.)

Er.

Viel haben wir von Griechenland erworben,
Doch Eins ist wunderbar, bei meinem Wort!
Die Sokrates sind alle ausgestorben,
Xantippen aber pflanzen gut sich fort!
Zwar haben sie nicht Alle griech'sche Nasen,
Allein sie brummen g'rade wie Xantippen's Basen.
(Begleitung.)

Sie.

Der Mann ist wie ein Buch, bevor man es gefunden,
Voll Neugier man auf seinen Inhalt brennt,
Doch hat man es, und liest's in müß'gen Stunden,
So findet man die Fehler all' am End'!
Wenn man ein Schäferbuch gekauft mit leisen Klagen,
In kurzer Zeit schon wird mit Pauken d'rein geschlagen.
(Begleitung.)

Er.

Das Weib ist wie ein Buch, so ein Kalender,
Ein hübsches Titelblatt (— auf's Gesicht zeigend —) und Blumenkron',
Ein Bischen Inhalt, und ganz breite Ränder,
Und jedem Tag — ein anderer Patron.
Noch heute kündet's Sonn' und Heiterkeiten,
Und morgen brummt der Stern von allen Seiten.
(Begleitung.)

Sie.

Wie ein Gebirge ist der Mann, an Ecken, steile,
Bricht ohne Anklang sich der zart'ste Laut,

Und er erwiedert nur die kleinsten, letzten Theile,
Von Schmerz und Lust, die innig ihm vertraut.
Allein löst sich ein Stein von seinem Herzensfelsenbruch,
Da rollt's und poltert's, wie bei Donnerwetters Einbruch.
(Begleitung.)

Er.

Wie ein Gebirge ist das Weib; im Widersprechen
Pflanzt jedes Wort sie zwanzig Mal noch fort;
Ja sie behält, wenn sich auch tausend Stimmen brechen,
Dem Echo gleich, doch stets das — letzte Wort.
Man darf nur einen Laut ihr noch so leise summen,
Sie wird im Wiederhall die ganze Scala brummen.

Sie.

Wie eine Glocke ist der Mann, er lärmt und läutet,
Und mischt in jeden Lebensfall sich ein.
Ihm ist es gleich, ob Tod, ob Hochzeit es bedeutet,
Er schreit nur gleich mit vollem Hals hinein.
Und in das Haus, vom kleinsten Schein geblendet,
Er gleich die große Feuertrommel sendet.

Er.

Wie eine Glocke ist die Frau, denn oft im Leben
Hängt frank und frei sie da an einem — Strick.
Und gehn die Glocken auch nach Rom zum Fest so eben,
Stellt sich das Ratschen ein im Augenblick;
Doch in dem Haus, im lieben Eh'standsrocke,
Da brummt den ganzen Tag die Zügenglocke.

Sie.

Den Wolken gleich sind Männer, in den Gelben,
Den Blonden, da steckt nichts als Staub und Wind.

Die Schwarzen scheinen furchtbar, doch dieselben
Entleeren sich und platzen gar geschwind.
Und bei der Ehstandswolke, ach, ihr guten Götter!
Folgt gleich ein Wolkenbruch mit einem Donnerwetter.

Er.

Wie Wolken in der Luft wohl sind die Frauen,
Wer Wind nur macht, der treibt sie hin und her,
Die stolzen, die hoch fliegen stets zum Blauen,
Die sind gewöhnlich alle hohl und leer,
Und wenn zwei Wolken zur Visite sich begegnen,
Da geht das Brummen los, als wollt' es Bratschen regnen.

Sie.

Den Eisenbahnen gleich ist's Männerleben,
Sie führen uns stets an — mit einem — Pfiff! —
Gar oft geht ihnen 's Feuer aus daneben,
Da hilft nun weiter weder Pfiff noch Kniff;
Dann fährt aus ihrer Brust ein leer' Gerassel,
Es zischt und gischt wie leerer Donnerrassel.

Er.

Den Eisenbahnen gleich sind alle Frauen,
Durch Dampf macht man die glänzendste Partie.
Und sitzt man einmal auf, dann kann man schauen,
Heraus da hilft man wohl sich selber nie;
Und liegt das kleinste Steinchen in der Schiene,
Da knurrt und brummt die ganze Ehmaschine.

Sie.

Doch wiederum sind Männer wie die Bienen,
Sie summen zwar, jedoch aus Emsigkeit,

Zum Zellenleben folgen gern wir ihnen,
Denn da regiert das Weib zu jeder Zeit;
D'rum, wenn die Bien' auch poltert in der Zelle,
Beim Donner, sagt man, wird der Honig helle.

Er.

Doch wiederum sind Frauen auch wie Bienen,
Sie summen wohl, doch nur zur Süßigkeit,
Sie schwärmen wohl, allein wir danken's ihnen,
Ihr Schwärmen deutet auf die Honigzeit.
Mir wässert schon der Mund, — ich muß verstummen!
Die Honigsammlerin, sie mag ein Bischen brummen!
Also liebster Contrabaß —

Sie.

O liebster Trommelkönig!

Er.

Ein Bischen Brummen —

Sie.

— ein Bischen Donnern, wie ich sag' —

Beide (geben sich die Hände).

Also brummen wir und donnern wir ein wenig,
Bis die Posaun' ertönt am jüngsten Tag.

(Hier ertönt ein Posaunenstoß.)

Conjugations-Examen des Zeitwortes: „Lieben."

Ein grammatikalischer Schwank.

Lehrer.

Geliebte Schülerin'n, ihr habt mit Lust und Fleißigkeit
Pronomen und Artikel euch zu Herz genommen,
Ich denke, es wäre wahrlich einmal Zeit,
Daß wir nun auch einmal an's Zeitwort kommen.
Was heißt ein Zeitwort und exempli gratias.
Das „Lieben," welch ein Zeitwort ist wohl das?

Erste Schülerin.

Das Zeitwort „lieben" ist ein Wort, das mit der Zeit
Von selbst sich lernt, nur nach und nach, und mäßig,
Bestimmt war's ehedem, doch unbestimmt ist's heut',
Doch immer ist und bleibt es regelmäßig;
Zwei Hülfszeitwörter hat es: „haben" und auch „sein,"
Doch viele conjugiren es mit „haben" ganz allein.

Zweite Schülerin.

Das Zeitwort „lieben" weiß ich zwar noch nicht perfekt,
Ich kenn' es jetzt erst aus dem Buche,
Es ist „persönlich", wenn ich hab' schon mein Subjekt,
Und „unpersönlich", wenn ich mein Subjekt noch suche,
Doch hör' ich und ich glaub's auch, in der That,
Man liebt im Subjekt oft nur sein — Prädikat.

Lehrer.

Ah! valde bene! welche Freude, wenn Genie
Sich bei dem Schüler frühe schon entfaltet!
Jedoch, was wißt ihr von dem „Modus?“ wie
Das Zeitwort „lieben“ dreifach sich gestaltet,
Befehlsweis', unbestimmt, bestimmt, ich mein',
Ihr müßt damit auch schon im Klaren sein.

Erste Schülerin.

Quomodo? Wie? ergo credo, wie man's nimmt,
„Ich liebe,“ erste Person der bestimmten Weise;
„Du liebst,“ das ist noch etwas unbestimmt,
„Man liebt“ vom Jüngling bis zum Greise,
„Er liebt,“ das ist konjunktiv, bedingt,
„Er liebte,“ Wenn? — man ihm viel Mitgift bringt.

Zweite Schülerin.

Ich, ich gesteh', Herr Lehrer, ganz naiv,
Von „unbestimmt,“ „bestimmt,“ da will ich gar nichts wissen,
Ich lieb' im „Lieben“ nur den Imperativ,
Ich will's, daß Sie mich lieben müssen!
Befehlen will ich immer: „Liebe Du!“
Wer's Zeitwort kann, der liebt im Nu!

Lehrer.

Cum summa laude! ihr verdient ein Prämium!
Ihr braucht nicht mehr zu repetiren,
Allein, nun bitt' ich euch — Silentium! —
Das „Tempus“ mir zu deklariren,
Wie viele Zeiten es im Zeitwort „lieben“ gibt,
Und ob in allen Zeiten ihr seid eingeübt?

Erste Schülerin.

Tempora sunt tria! Zeiten giebt es drei
Im Zeitwort „lieben" abzuwandern,
„Ich hab' geliebt!" praeteritum! vorbei!
Nun kömmt das Präsens d'rauf: „ich liebe" einen Andern,
Und was man liebt in der „gegenwärtigen Zeit",
Geht morgen schon aus der „längstvergang'nen Zeit."

Zweite Schülerin.

Das Zeitwort „lieben" hat noch Silben zwei,
Die, vor das Wort gesetzt, es sehr changiren,
Verlieben, da riskirt man nichts dabei,
Belieben, da muß man tüchtig erst sondiren,
Verliebt? Gewesen? Jetzt? In Zukunft? Nein,
Mein Streben ist, vorerst beliebt zu sein.

Lehrer.

Tempora mutantur et nos! das heißt übersetzt;
„Schon gut, mein Kind; wir werden uns noch sprechen!"
Allein, nun weiter in dem Verbum „lieben" jetzt,
Ihr habet manche Nuß noch aufzubrechen,
Es ist noch mancherlei euch aufbewahrt,
Die fragende, verneinende, bedingte Art.

Erste Schülerin.

Was gibt's da viel zu fragen in der Lieb'?
Und wenn man fragt, wird's eine lange Kette!
Die bedingende Art ist, wenn Eine spröde blieb,
So konjugirt sie später: „O daß ich geliebet hätte!"
Auch fragend und verneinend, sieht sie sich je allein:
Zum Beispiel: „werd' ich nie geliebt denn sein?"

Zweite Schülerin.

Zuweilen, brauchet man statt der Vergangenheit
Die Gegenwart; zum Beispiel: „ich gehe gestern und finde,"
Anstatt: „ich ging und fand;" so braucht die gegenwärtige Zeit
Im „lieben" man auch ganz geschwinde,
Zum Beispiel: „Ich nehm' und liebe meinen Herrn Gemahl,"
Anstatt: „Ich nahm und liebte ihn einmal!"

Lehrer.

Vortrefflich, meine Kinder, und nun zum Beschluß
Ertheil' ich euch noch ein'ge Lehren,
Denn wir Lateiner sagen: „docendo discimus!"
Wir lernen selbst, indem wir Andere lehren!
Vor Allem, ehe ihr an das Zeitwort „lieben" geht,
Müßt ihr das „Hauptwort" erst recht kennen,
Ihr wißt, was unter „Hauptwort" man versteht,
Das Hauptwort muß die Person erst nennen;
Das Beiwort auch studiret ihr sodann,
Das zeiget euch des Hauptworts Eigenschaften;
Was ist dabei noch bei dem Hauptwort „Mann,"
Und was für Güter an dem Hauptwort haften.
Das Fürwort nimmt des Hauptworts Stelle ein,
Daß müßt im Lieben ihr vermeiden,
Nur „ich" und „du," die Fürwörter allein,
Die dritte Person kann das Hauptwort oft nicht leiden,
Das Zahlwort müßt ihr auch dann ganz genau
Im Lieben aus dem Fundament studiren,

Grundzahlen heißen: „Eins, zwei, sechs, neun,"
Sind auf die Frag': „wieviel?" zu respondiren.
Doch wenn: „Der Wievielte?" man fragend spricht,
Dann kömmt die Ordnungszahl: „der Achte!"
Allein die Zahl ist in der Ordnung nicht,
Daß man im „Lieben" nach ihr trachte.
Das Schwerste bei dem Zeitwort „Lieben" ist
Das Bindewort, das Wort, das bindet;
Das Bindewort, wie ihr schon lange wißt,
Regiert das Zeitwort, wo es solches findet,
Ihr müßt das „daß" mit dem SS-Zet
Vom „das" mit bloßem S stets unterscheiden,
Denn gar viel Liebesunglück liegt, ich wett',
In der Verwechslung dieser Beiden.
Und nun noch das „Empfindungswort,"
Die „Interjektion" im Zeitwort „lieben!"
Am Anfang hier gebraucht, am Ende dort,
Sind stets von großer Wichtigkeit geblieben.
Zum Beispiel: „Ach!" wenn man das Leben erst beginnt,
Ein O dazu: „Ach und O!" ist man im Lieben drinnen,
„O weh!" wenn der Geliebte auf 'ne Andre sinnt,
Und dann: „O Himmel, ach!" will er euch ganz entrinnen,
Und damit ist nun das Examen aus,
Ihr werdet Alles wohl euch memoriren!

Erste Schülerin.

Ich lern' auswendig fleißig auch zu Haus.

Zweite Schülerin.

Ich will inwendig mir es erst studiren!

Lehrer.

Sum contentissimus! (Zum Publikum) Sind Sie's ein Bischen nur —

Erste Schülerin.

So bitten höflich wir um erste Klasse!

Lehrer.

Doch sind Sie streng, ganz gegen Ihre Natur —

Zweite Schülerin.

Was ist zu thun? Das Geld, das liegt schon in der Kasse!

Man trägt's jetzt so! — Man macht's jetzt so! — Man will's jetzt so! — So lassen wir's auch so!

Eine Zeitbagatelle.

Wie heißt der Spruch, dem alle Leute huld'gen,
So Jung als Alt, der Weise und der Thor;
Womit man Alles kann entschuld'gen,
Und sträubt der beß're Sinn sich auch davor;
Was man gehaßt, bekömmt man plötzlich gerne,
Zur feinen Sitte wird, was sonst hieß roh,
Der Ausdruck wird zum einz'gen Lebenssterne?
Der Spruch, er heißt: Man trägt's jetzt so!

Wann sah man früher wohl, wie heut zu Tage,
Daß im Concert so viel wird deklamirt?
Das ist die nagelneue Künstlerplage,
Was wird man mit Gedichten maltraitirt!
Musik wird eingepacket in Gedichten
Wie Porzellän man packt in Heu und Stroh;
Und fragt man: was sind das für Geschichten?
So heißt es: Ja, man macht's jetzt so!

Mein Gott! wie ist jetzt Alles so ästhetisch!
Die Dichtkunst steht jetzt Jedem zu Gesicht,
Das Feuer gibt die Flamme an dem Theetisch,
Der Dampf, der treibt von selber das Gedicht.
In dem Theater gibt's nur zwei Parteien:
Poeten, ach! und Recensenten, o!
Für wen soll nachher man da spielen, schreien?
Allein, was ist zu thun: Es ist jetzt so!

Freigebig ist man jetzt, wie's nie gewesen!
Mit Geld? hm! mit Hilf'? hm! mit was denn? mit Applaus,
Man ruft jetzt schon, wie sag' ich's doch — ein jedes Wesen
Am Ende vierundzwanzig Mal heraus!
Ein Jubel wie bei der Königin von Saba,
Bouquets und Kränze, allerhand Halleh!
Und theilt man's auch mit der berühmten Baba,
Was thut das wohl? Man hat's jetzt so!

Einst, ja, da hielt die Frau den Mann am Zügel,
Jetzt hält sie nichts am Zügel als das Roß!
Einst bügelt' sie, jetzt kennt sie nur den Bügel,
Den Sporn am Fuß und auch im Hauptgeschoß!
Die Federn, die sie früher auf dem Hute,
Die trägt sie in der Hand, und schreibt! o, o!
Dem Mann ist's federleicht wohl nicht zu Muthe,
Was will er thun? Sie sind jetzt so!

Die Männer wissen gut jetzt, was sie taugen,
D'rum nehmen Alle stets sich selbst beim Schopf —
(Mit der Hand den Schopf streichend.)
Sie haben noch die aufmerksamsten Augen,
Doch nur für Pferd und Gig und Pfeifenkopf!
Zu Roß sind sie voll Leben und gymnastisch,
Zu Haus, da sind es Männer nur aus Stroh,
Sie selbst sind zäh, ihr Stock nur ist elastisch,
Allein st! st! man will's nun einmal so!

Vor Jahren hat man tüchtig Wein getrunken,
Im Weine lag zuweilen Wahrheit doch,
Jetzt sind wir lauter Wasserfrösch' und Unken,
Und Wein und Wahrheit bleibt im Kellerloch;
D'rum läßt man jetzt die Leute gar nicht leben.
Doch stoßt man überall stark an: ho, ho!
Und nüchtern ist man, furchtbar nüchtern eben,
Es ist zwar matt, jedoch: Man macht's jetzt so!

Gebildet hat man früher sich auf Reisen,
Man lernte Länder kennen, Menschen auch:
Jetzt lernt fürwahr man kennen nichts als Eisen,
Waggon's und Schienen, Funken, Dampf und Rauch;
Den roben Sohn schickt nach Paris man munter,
Er kömmt zurück und weiß nicht wie und was und wo?
Ein Grobian stieg hinauf, ein Grobian stieg herunter,
Heißt das gereist? Allein: Man reis't jetzt so!

Die Dichter waren einst, so viel wir wissen,
Zerrissen außen, doch inwendig ganz,
Jetzt sind inwendig alle sie zerrissen,
Von Außen aber stets in Pracht und Glanz.
Beim Tintenfaß sind sie voll Gram der Liebe,
Beim Bierfaß sind sie stets in jubilo.
Ihr Magen findet immer Gegenliebe.
Sind Dichter das? Allein: Man schreibt jetzt so!

Einst mußte man um Hand und Herzen werben,
Weil beide liebend stets das Paar verband,
Jetzt freit die Firma man, die „selgen Erben,"
Das Herz schweigt links, und rechts spricht nur die Hand
„Ich bitt' um Ihre Hand," so fängt er an zu minnen,
Und bückt sich tief auf ihre Hand ganz froh,
Dabei sieht er, wieviel in ihrer Hand darinnen.
Heißt das geliebt? Allein: Man macht's jetzt so!

Einst, einst, ja einst, da war man recht geduldig,
Wenn man ein lang Gedicht hat deklamirt;
Verzeihen Sie — ich, ich bin ganz unschuldig,
Wenn das Gedicht sie jetzt schon ennuyirt;
Den Dichter bitt' ich, recht zu maltraitiren,
Er sitzt gewiß im Haus hier irgendwo;
Allein für mich bitt' ich um's Applaudiren,
Das ist zwar fad, allein: Man trägt's jetzt so! Man will's jetzt so! So lassen wir's schon so!

Die langen und die kurzen A und O.

Eine deklamatorische Etude.

Das Kurz und Lang, das hat gar große Rollen,
Es kömmt gar viel auf diese beiden an;
Wenn Mädchen einen Gatten wählen sollen,
Es kömmt ein langer und ein kurzer Mann,
Den langen Mann, den wählen sie für's Leben,
Dem kurzen Mann wird kurz ein Korb gegeben.

Ja, kurz und lang, das sind zwei wicht'ge Sachen,
Bei Zeit und Weile zeigt es sich recht klar;
Wie selt'ne Kunst, die Zeit uns kurz zu machen,
Sie lang zu machen, ist nicht schwer, fürwahr!
Wie Mancher kömmt zu uns auf kurze Weile,
Und macht uns, kurz und gut, nur Langeweile.

Es kontrastiren kurz und lang im Leben,
Bei Menschen und bei Dingen nicht allein:
Bei Worten auch, in die ein Sinn gegeben,
Beim Buchstab' selbst wird dieß der Fall noch sein:
Ein A, ein O, bald kurz, bald lang im Reden,
Gibt oft Gelegenheit zu Streit und Fehden.

Sie sagen: „O! das möchten wir wohl hören!"
Und denken sich: „Ah! das ist doch kurios!"
Ich glaube gar, Sie wollen mich bethören?
Ah, mit Vergnügen! Schön ist ja mein Loos!
Wenn laut Sie lassen dann erschallen
Ein langes: „Ah, das laß ich mir gefallen!"

Das Wort, das hat fast gar nichts zu bedeuten,
Der Ton macht Alles aus, in dem man spricht;
Dasselbe Wort sagt man zu vielen Leuten,
Und dennoch ist's derselbe Ausdruck nicht;
Wie freundlich klingt's: Ach! die wird deklamiren:
Wie boshaft klingt's: Ach! die wird deklamiren.

Man sitzt zu Hause, fröhlich, ohne Sorgen,
Da kömmt ein guter Freund uns zum Besuch,
Wir springen munter auf: „Ah, guten Morgen!"
Bei Seite fliegen Zeitungen und Buch;
Ein and'rer Freund kömmt, will von uns was borgen,
Wie anders klingt es da: „Ah, guten Morgen!"

Der Bräut'gam bringt der Braut ein Angedenken,
Sie jauchzt entzückt: „O! das ist ganz charmant!"
Als Frau will sie dem Manne auch was schenken,
Gezwungen sagt er: „O! das ist charmant!"
Da sieht bei ihm sie fremde Liebessplitter,
Und: „O! das ist charmant!" lacht sie ganz bitter.

Ein Künstler jauchzt zu seinem Herrn Kollegen:
„Triumph!" und überrascht ruft jener: „Ah!"
„Ich bin nur Regisseur von Amtes wegen!"
Der And're stammelt nichts hervor, als — „Ah!"
„Ich will," spricht Jener, „Dich stets protegiren!"
„Ah!" sagt er spitz, „das wird mich obligiren!"

Der Liebende seufzt: „O!" das muß sich packen!
Das ist ein O! das sich gewaschen hat,
„O!" sagt sie kalt, und wirft den Kopf in'n Nacken,
„Ein O! Das macht das Herz mir noch nicht satt."
„O!" ruft unwillig er und barsch und spitzig.
„O! O!" versetzt sie, „nur nicht gar so hitzig!"

„Ah! gehen Sie!" ruft das Erstaunen eben,
Da steht ja einem der Verstand ganz still.
„Ah! gehen Sie!" ruft man oft im Leben,
Wenn man das Ding noch einmal hören will,
Und manche Schöne sagt, als wollt' sie uns vertreiben:
„Ah! gehen Sie!" das heißt: „nicht wahr, Sie bleiben?"

Ein Mädchen singt, der Jüngling an der Kette,
„O! welche Stimme!“ ruft er selig aus;
Als Braut singt sie mit Anderen Duette,
„O! welche Stimme!“ preßt er kaum heraus;
Als Frau auch singt und schreit sie oft im Grimme,
Wie anders ruft er aus: „O! welche Stimme!“

„Ah, Sie sind schlimm!“ wer kennt nicht diese Rede?
„Ah, Sie sind schlimm!“ sagt jede, die sonst stumm,
Betonen aber wird es anders jede,
„Ah! Sie sind schlimm!“ sagt blinzend die Kokette,
Wenn sie das schlimm noch schlimmer gerne hätte.
„Ah! Sie sind schlimm!“ sagt eine, geistlos, dumm.

(Zum Publikum.)

Nun hört' ich gerne Sie auch rezitiren,
Das „Ah“ und „O!“ verschieden im Accent,
Zum Beispiel: „Ah! das heiß ich deklamiren!“
Und: „O! O! Schade, daß es schon zu End'!“
Doch fürcht' ich, daß Sie kurz das „Ah!“ nur fassen,
Und sagen: „Ah! das soll sie bleiben lassen!“

Silhouette einiger Unterscheidungszeichen.

1.

Die Pause (—).

Dich, Faulbett, grüß' ich erst, auf welchem die Gedanken
Sich dehnen, strecken, wälzen, sonder Schranken;
Dich Grabstein, für Gedanken, die, noch ungeboren,
Den Platz zu ihrem Grabe sich erkoren;
Dich, Kanapee, für Männer und für Frauen,
Gedankenlos Gelesnes in Gedanken zu verdauen;
Dich, Banquo-Platz, auf dem uns jetzt nur selten
Ein Geist erscheint aus höhern Geisterwelten;
Dich, Rettungsboot, in welches man sich flüchtet,
Wenn leerer Wind das Hirnschiff uns vernichtet;
Dich, Watte der Autoren, mit der sie, uns zu täuschen,
Die spindeldürren Glieder sich besleischen;
Du Nothschuß, wenn fern von jenem Geisterlande
Der liebe Geist sitzt fest auf dürrem Sande,
Dich ruf ich an, und zum Beweis, daß ich bei Dir zu Hause,
So stehe als Beweis gleich hier die breite „—".

2.

Das Empfindungszeichen (!)

Dich ruf' ich an, Du Haupt-Empfindungsschlächter,
Du großer Spieß der dicken Herzens-Wächter,
Dich, Maibaum der romantischen Lektüre,
Dich, Glockenzug an off'ner Herzensthüre,

Dich, Kletterstang' der deutschen Dichterinnen,
Auf deren Spitz' ein Faß mit Thränen zu gewinnen;
Dich, Zeigefinger an der Hand der Versschreiber;
Dich, Schlüsselbund der Liebenden und Weiber;
Dich, Ladstock an der großen Federflinte,
Dich, Haifisch in dem schwarzen Meer der Tinte,
Dich ruf' ich an! O hilf die Leier mir erweichen,
Zu Hilf'! Zu Hilf'! Geschwind, o Du!

Die grauen und die heitern Schwestern.

Prolog.

Sechs Himmelsschwestern hat den Erdensöhnen
Der Ewige im Leben zugesellt;
Sie sollen hier sich an das Licht gewöhnen,
Das sie erwartet über'm Sternenzelt,
Sie sind gesandt, ihr Dasein zu verschönen,
Mit Duft und Blüthen einer bessern Welt;
Vergangenheit und Zukunft, Heut und Gestern
Sind reich bekränzt von diesen Himmelsschwestern.

Doch drei von diesen Schwestern sind die grauen,
Sie meiden gerne Prunk und Glanz und Licht,
Nicht in dem hellen Saal sind sie zu schauen,
Sie kleiden sich in bunte Farben nicht,
Im Dunkeln lieben sie sich einzubauen,
Ein zücht'ger Schleier birgt ihr Angesicht;
Die Andacht ist's! die Demuth und in Mitten
Sie, die Barmherzigkeit mit Engelsschritten!

Die andern Schwestern sind die heitern immer,
Sie weben in des Lichtes gold'nem Strahl,
Sie sind gehüllt in einem Feuerschimmer,
Der Farben wirft, doch mild wie der Opal,
Ihr himmlisch Leuchten ist wie Sternenschimmer,
Sie senden Strahlen sonder Maß und Zahl,
Die Liebe ist's, die Hoffnung, und mit ihnen
Die Dankbarkeit, vom Freudenlicht beschienen.

Hier zeigt sich in des Daseins enger Zelle
Die erste Schwester mit dem dunkeln Flor,
Zum Glauben, zu des Heiles Gnadenquelle
Schickt sie den Blick, den gläubigen, empor;
Ihr strahlt das Licht, das überirdisch helle,
Schon jetzt ins Herz, aus Gottes Morgenthor,
Sie kniet verklärt im stillen Heiligthume,
Die Andacht ist's! des Daseins reinste Blume.

Dann wallt mit züchtiglich gesenkten Blicken,
Im wundersamen Reiz, ein zart Gebild!
Das Haupt geneigt, wie Blumenhäupter nicken,
Wenn Ätherthau auf sie herniederquillt;
Und wo sie weilt die Herzen zu umstricken,
Ein Wunderöhl des Herzens Stürme stillt,
An ihrer Hand erscheint der Friedensengel,
Die Demuth ist's mit ihrem Lotosstengel.

Mit einem Kranz von goldgekörnten Aehren
Erscheinet nun die rührende Gestalt,
Ihr Thränenkrug ist voll von Freudenzähren,
Ihr Lächeln ist voll magischer Gewalt;
Wie in der Kranken Ohr der Klang der Sphären,
Das Wort des Trosts von ihren Lippen schallt;
Sie ist's, die Botin aus dem Götterſaale,
Barmherzigkeit mit ihrer Balsamschale.

Dem Silberschaum der süßerschreckten Wogen
Entsteigt ein Bild im höchsten Schönheitsglanz,
Hoch über ihm baut sich ein Farbenbogen,
Und um ihn schließen Blumen sich zum Kranz,
Und wo dieß Bild kömmt magisch hingezogen,
Umfassen Horen jubelnd sich zum Tanz,
Die Erde jauchzt, die Himmel tönen wieder,
Die Liebe ist's, die Königin der Lieder.

Verklärt, geschmückt mit einer Sternenkrone,
Mit Immortellen um das gold'ne Haar,
Erscheint uns aus des Aethers reinster Zone
Ein Wesen, sanft und fromm und wunderbar;
An ihrem Busen blüht die Anemone,
Aus ihrem Auge strahlt es azurklar,
Sie lächelt — und geheilt sind alle Schmerzen,
Die Hoffnung ist's, die Priesterin der Herzen.

Mit frohem Blick kömmt nun der Schwestern letzte,
Die jüngste und die reichste an Gemüth,
Die Wimper birgt die Thräne, die sie netzte,
Das Aug' ist von Empfindung angeglüht,
Und was ihr Herz in süße Wallung setzte,
Ist auch dem Antlitz rosig aufgeblüht;
Sie spricht am besten, wenn ihr Worte fehlen,
Die Dankbarkeit, die heilige der Seelen.

Und diese Schwester hat mich hergesendet,
An ihrer Statt, in diesen edlen Kreis,
Ihr ist von Zähren noch das Aug' geblendet,
Ihr Antlitz von Empfindung noch zu heiß,
Ihr volles Herz hat sie Euch zugewendet,
Und ihres Dankes Lob und Ruhm und Preis.
Doch — soll ich würdig mich der Sendung zeigen —
Erlaubet mir — zu fühlen und zu schweigen.

Die Tonleiter eines Männernamens.

Ein kontrapunktistischer Liebesschmerz.

Der Name eines Mannes, so hört man ringsum sagen,
Ist bloß ein Hauch, ein Nichts, ein leerer Schall,
Ein Zeichen, welches Diese, Jene an sich tragen,
Zu unterscheiden sie vom leeren Schwall;

Der Name hat schon gar nichts zu bedeuten,
In seinem Inhalt wehnet weder Sinn noch Sang,
Er nennt bloß Einen Euch aus tausend Leuten,
Es knüpft sich kein Gefühl an seinen Klang.
Zum Beispiel: Anton, Joseph, Ignatz, Adolph, Peter,
Gregor, August, Vincenz, Robert und Theodor,
So heißen Fürsten, Dichter, Kellner und Trompeter,
Ihr Klang berührt mechanisch nur des Hörers Ohr.
Enfin, im Namenslaut liegt weder Herz noch Seele,
Nicht Geist noch Sinn, so urtheilt herrisch der Verstand.
Respekt vor dem Verstand, der sitzt nicht in der Kehle,
Den hat die Stimme nicht gleich bei der Hand;
Verstand, der wohnt im ersten Stock, im Kopfe,
Bekümmert wenig sich um's And're in dem Haus,
Wie es zu ein'er Fre' an's Herz auch klopfe,
Zum Augenfenster schaut phlegmatisch er heraus.
Ja, der Verstand wird niemals Seele legen
In eines Namens leeren, wesenlosen Klang,
Doch das Gefühl bringt glänzend oft zuwegen,
Was dem Verstande niemals noch gelang.
So will ich denn zum Spaß, gleichsam zur Ehrenrettung
Versuchen, wie ein Name unser Ohr belohnt,
Wenn das Gefühl in Lust- und Schmerzverkettung,
In Scherz und Ernst, in Lieb' und Sehnsucht ihn betont. —
Gesetzt, ein Mädchen liebte so von ganzem Herzen
Den Mann, der meinetwegen Adolph heißt;
Sie sitzt betrübt bei ihm, voll Trennungsschmerzen,
Weil er am nächsten Morgen früh verreist.
„Ach, Adolph!" lispelt sie, und eine Zähre

Stiehlt sich in's Aug', das zärtlich nach ihm schaut;
„Mein Adolph!" Adolph tröstend spricht: „Ich kehre
In wenig Wochen wieder heim, Du süße Braut!"
„O, Adolph!" klaget sie, „in wenig Wochen?
In wenig Wochen ist zu vielen Schmerzen Raum;
Ein Augenblick hat oft das schönste Glück gebrochen,
Ein Augenblick zerstört den schönsten Lebenstraum."
Sie schweigt, und er spricht lächelnd: „Manche Treue
Bricht oft ein Augenblick, wenn man entfernet ist." —
— „Was, Adolph? was sagst Du? Den Augenblick bereue,
Jetzt Adolph, jetzt sogleich die Hand geküßt." —
Er aber will den Scherz noch weiter treiben,
Er stellt sich ernst und spricht im dumpfen Ton':
„Will man sein Mädchen treu, so muß man bei ihm bleiben,
Die Weltgeschichte liefert manches Beispiel schon." —
Sie ruft befremdet: „Adolph!" und in einem Tone,
In dem Erstaunen sich mit Vorwurf mischt;
Doch fährt er fort und sagt so recht im Hohne:
„Ein Bild im Frauensinn ist bald verwischt." —
Sie springt empor, nur „Adolph!" kann sie sagen,
Und wiederholt dieß: „Adolph! Adolph!" noch einmal;
Da fängt ihm an das Sünderherz voll Reu' zu schlagen,
Und um Vergebung fleht sein Wort, sein Augenstrahl;
Doch nicht so schnell kann sie das Wort vergeben,
Und strenge spricht sie: „Adolph, Adolph, was war Das?"
— „Mein süßes Kind," erwiedert er, „mein einzig Leben,
Es war nur so ein Scherz, ein gutgemeinter Spaß," —
Doch sie ist schwer verletzt, er soll es fühlbar büßen.
Sie zieht die Hand zurück und grollt: „Laß', Adolph, laß!" —

Er sinkt nun bittend, flehend ihr zu Füßen,
Die schöne Hand, sie wird von Thränen naß,
Und halb versöhnt, und halb in Unmuth sagt sie wieder:
„Nun, schon gut, Adolph, schon gut, Adolph, nun schon gut!“
Er aber sinkt auf's Neue vor ihr nieder,
Ihr sanfter Ton gibt ihm erneuten Muth:
„Ich wollt' Dich böse seh'n, ich sag' es unverhohlen,
Du schmeichelst so lieb, dem seh' ich gerne zu.“
Da blickt sie ihn schon freundlich an, doch halb verstohlen:
„Du böser Adolph! Du — Du, ja Du — Adolph Du!“
Er jauchzt empor, und dreht sich jubelnd durch das Zimmer,
Und fliegt dann liebevoll an ihre schöne Seit',
Sie hält sich kaum und lacht: „Adolph, ich sagt' es immer,
Wahrhaftig, Adolph, Du bist oft nicht recht gescheidt!“ —
— „Ich, nicht gescheidt? Kannst Du mir's schriftlich geben?
Das ist der wahren Liebe bestes Attestat,
Das ist der Liebe sichres Zeugniß eben,
Daß sie noch nie etwas Gescheidtes that.“
Sie sieht ihn an mit wahren, liebevollen Blicken,
„Mein Adolph!“ ruft sie aus, und zieht ihn sanft an sich.
Die schönen Arme liebreich ihn umstricken,
„Mein Adolph, Adolph! wie unendlich lieb' ich Dich!“
„Das ist der alte Ton, der Herzbezwinger!“
Ruft er, „so heiß' ich Adolph gern in Ewigkeit.“
Sie aber droht ihm schelmisch mit dem Finger:
„Adolphchen! Du, Adolphchen! mach' daß mich's nicht reu't!“
— Sie sehen also, meine Herren und Damen!

Die beste Tonkunst lehrt ein liebend' Herz,
Es legt Musik in des Geliebten Namen,
Das Dur, das Moll, das gibt die Lust, der Schmerz.
Die Namen, die der Mund der Liebe nannte,
Sie sind Musik in ihrem kleinsten Schall;
Doch nicht bei Adolph ich das nur erkannte,
Bei jedem Namen ist's derselbe Fall.
D'rum lernet nur erst lieben, dann geht später
Vom Namensklang Gefühl schon selbst hervor,
Dann tönt voll Inhalt: Moritz, Joseph, Peter,
Gregor und August, Max, Robert und Theodor!

Das Solo-Lustspiel.

Ich habe, auf des Dichters dringendes Verlangen,
Mich einer großen Aufgab' unterfangen:
Ich soll ein Lustspiel spielen, ganz allein,
Soll Theaterzettel, Personen und Publikum auch sein.
Was kümmert's mich? Gefällt der Spaß dem Publikum,
So hat mein Spiel und mein Talent Verdienst darum,
Gefällt es nicht, erringt es gar nicht Ihre Huld,
So ist es ganz allein des Herrn Verfassers Schuld!
D'rauf hin will ich das Ding sehr gern riskiren;
Zum Schlusse sollen Sie doch applaudiren,
Da hat der Dichter schon so einen Schluß gemacht,
So einen Puffer, der recht in die Ohren kracht,
So eine süße, zuckersüße Bomben-Düte,
So eine Bombe, gefüllt mit „Kunst" und „Gunst" und Güte,"

Die schleudert man zuletzt hinein in's Publikum,
Sie platzt und wirft die faulsten Applaudirer um!
Man klatscht, man ruft: bravo! bravo! bravissimo!
Man rufet mich heraus und ich erschein' citissimo.
Der Dichter aber, dem schon längst die Sohle brannte,
Er wird gerufen nicht, und bleibet — poste restante.
Zuerst also soll ich, um Sie zu orientiren,
Mich als „Theaterzettel!" präsentiren:
Wir haben die Ehre aufzuführen, heut' um halb zwei,
Ein Lustspiel, welches hat der Akte drei,
Es heißt — es heißt — wenn mich mein Gedächtniß nicht betrog:
„Guten Morgen, wie geht's? Schön Dank," oder: „Nichts als Dialog!"
„Handlung?" ja, bei den jetzigen merkantilischen Zeiten
Ist bei der Handlung nicht viel zu erbeuten!
Personen sind — doch genug, das Andere werden Sie schon sehen,
Der Akt beginnt, das Ding soll vor sich gehen.

(Klingelt.)

Erster Akt.

Bedienter kömmt, es fragt der Herr: „Wie spät?" „Gleich Zehne!"
Das ist die Handlung von der ersten Scene.
Die zweite Scene kommt ein doppelt Liebespaar,
Die lieben über's Quer, o, die Geschicht' ist rar!

Der Eine liebt die, so ihn eigentlich nicht liebt,
Wie sich das aus der dritten Scen' ergibt,
Dafür ist eine And're gegen ihn entbrannt,
Für die sein Herz gar nie etwas empfand,
Und so ergeht es auch den andern Beiden;
Sie haben über Kreuz und Quer ihr Liebesleiden,
Und beide Paare tanzen um die Wett',
Im ersten Akt die Menuet.
Sie nahen sich, bunt über Eck,
Sie schau'n sich an, als wollten sie sich beglücken,
Und kehren plötzlich sich den Rücken,
Sie tänzeln hin und her ein Stündchen so,
Bald face en face, bald dos à dos,
Der Eine seufzt: „Ach Himmel!" der And're seufzt:
„Ach Gott!"
Die Eine seufzt Sopran, die And're seufzt Fagott,
Es ist zwar alle Augenblicke Zeit, sich zu erklären,
Allein dann könnte ja das Lustspiel nicht so lange währen, —
Doch endlich will der Eine sprechen, gar nicht blöde,
Da schließt der Akt, der Vorhang fällt ihm in die Rede! —

(Zwischenakt.)

Jetzt ist der erste Zwischenakt. Ich bitt', sich gar nicht
zu geniren,
Sie können auf nun stehen, Sie können diskuriren.
Der Eine sagt: „Ich weiß es schon, was jetzund wird geschehn,
Der Eine so und so, die heirath't den und den!"
Der And're sagt: „Die Sprache ist nicht schlecht!"
Der Dritte sagt, und dünkt sich weise recht:

„Ja, ich will Ihnen sagen — man könnte glauben — allein —
Denn sehen Sie — obschon — um wahr zu sein —
Der Stoff — ich meine nur — des Lustspiels — ich —
Die Situation — die Grundidee — und Sie verstehen mich! —"
Und so geht's Witz auf Witz, da klingt das Zeichen in das Ohr;
Man setzt sich rasch, der Vorhang geht empor.

(Klingelt.)

Zweiter Akt.

Wir sind nicht um ein Haar im Ganzen weiter,
Der Dialog wird immer länger, immer breiter;
Da spielt man den Salon, da spielt man Soiree,
Da trinkt man Limonad', da trinkt man grünen Thee;
Sardellen mit Bonmots, und Butter mit Amants,
Biscuit mit Persifflage, und Käs' mit Sentiments;
Ein Whist mit Calembourgs, Tarock mit Bräutigam,
Gewinnst mit Herzensdrang, und bête mit Liebesgram;
Ein Pfänderspiel ist hier, ein Kartenspiel ist dort,
Das Lustspiel kommt darum gar niemals an das Wort;
Die beiden Paare geh'n noch eben so herum,
Sie sprechen viel und sind im Grund' doch stumm! —
Das Parterr' weiß schon Alles, schon die Gallerie,
Wir ahnen nichts und wissen weder wo noch wie?
Das was wir wollen, weiß das ganze Publikum:
Wir selbst, wir wissen's nicht, wir sind: „verliebt und dumm!"
Da endlich da — der Himmel leiht uns seine Hand! —
Und endlich legt in's Mittel sich — die span'sche Wand!

„Wo soll ich mich verbergen?" — „Ach, Gott, da hinein!" —
— „Ach Himmel, das ist nicht möglich, nein, nein, nein!" —
— „So rett' ich mich hinüber durch den großen Saal!" —
— „Ach Himmel, nein, von dort kommt mein Gemahl!" —
— „So will ich aus dem Fenster auf die Steine —"
— „Geliebtester, da brichst Du ja die Beine!" —
— „Wo denn? — Ach, welche Lage! — Ah, charmant!
Ich stelle mich hier hinter diese span'sche Wand!" —
Nun steckt er da, ihm geht kein Wort verloren,
Denn Jeder weiß es ja, die „Wände haben Ohren!"
So eine span'sche Wand ist oft des Dichters Glück,
Denn ohne solche Wand zerfiel das ganze Stück,
Man ginge noch um Zwölfe nicht nach Haus!
Da höret er, daß er im Lieben sich geirrt,
Daß er im Lieben g'rade sich verwirrt,
Daß er in großem Irrthum sich befand;
Dann schlägt er seinen Kopf verzweifelnd an die Wand, —
Sie stürzt — ein allgemeiner Schreckensschrei:
„Ha Treulose!" oder: „So, Madame? Ei, ei!"
„Hinweg, Du Falsche! — So hören Sie mich an!"
„Nein," ruft er, fängt an die Hand zu ballen,
„Mein Herr! Ja, Einer von uns muß fallen!"
Das hört der Vorhang mit und fällt nun ganz exakt,
Beschließt also allein den zweiten Akt.

(Zwischenakt.)

In diesem Zwischenakt da ist schon großes Wandern.
„Ich weiß das Ende schon," sagt Einer zu dem Andern,

„Die kriegen sich, gerade wie die meisten,
Die Lustspiel' sind jetzt über einen Leisten!"
Der Dritte sagt: „Den dritten Akt, den geb' ich d'rein,
Den spiel' ich mir zur Noth allein!"
Der Vierte sagt: „Ist das das Stück, das neue?
Das ist ja g'rade, wie in Göthe's „Menschenhaß und Reue!"
Im Winkel nur da sitzt ein loser Schwärmer bleich,
Und sagt: „Die Direktion, die ist gar blumenreich!" —

(Klingelt.)

Dritter Akt.

Und wie das Zeichen zum dritten Male schallt,
Der Vorhang wieder in die Höhe wallt,
Da steh'n die Liebespaar' noch immer, ganz nett,
Und tanzen auch noch immer ihre Menuet,
Jedoch sind sie schon etwas müd' und matt,
Sie haben das Lieben schon herzlich satt,
Und kämen schon, so wie ich glaube,
Ach, gar zu gerne unter die Haube!
Sie wissen gar nicht, meine verehrtesten Zuschauer,
Wie der Geliebten bei uns das Leben wird sauer,
Wenn sie längst schon Frau könnte sein,
Und wenn der Dichter immer noch sagt: „Nein,
Noch nicht! Noch eine Garnverwicklung,
Noch eine Knotenzerstücklung!"
Wenn die Geliebte im dritten Akt
Vom Dichter noch einmal wird angepackt,
Und wird zurückgeschleudert in den ersten Akt.

Und warum? Weil der Onkel aus Amerika
Mit seinem Geld ist immer noch nicht da.
Ich hoff', daß durch die Dampfschiff' und Eisenbahn
Kommen jetzt die Onkel im ersten Akt schon an.
Da kommt der Onkel, ein Schiffsmann, ein fetter,
Der spricht: „Top Mädchen, stürmisches Wetter?
Potz Bomben und Karthaunen! Hast hohe See?
Bramsegel aufgezogen, Fockmast in die Höh'!
Mußt kielhohlen, leewärts legen,
Mein Schiffszwieback bringt Heirathssegen!" —
Ja, so ein Schiffsonkel aus Surinam
Zerhaut den Knoten ganz stramm;
Das ist das Ende auch von meinem Stück.
Gesteh'n Sie nur, es ist ein wahres Glück,
Der Onkel, der kam eben zur rechten Zeit,
Schon hatte der Dichter einen vierten Akt bereit.
So ist das Ding schon jetzt zu End',
Die zwei Paare reichen sich zärtlich die Händ':
„Mein Karl!" — „Meine Johanne!" —
— „Mein Franz!" — „Meine Susanne!"
— „Welch Wonnegefühl!" — „Welche Seligkeit!"
Dazwischen der Onkel mit Heiterkeit:
„Da, Schiffspatron, gefällt ihm die Takelage?
Geh' er zur See mit seiner Herzbagage!"
Wir bilden eine Gruppe noch zum Beschluß,
Der Vorhang fällt und vermehrt den Genuß,
Und blieb Jemand bis an's Ende im Haus
Ruft er allein uns alle heraus!

(Nach dem Hervorrufen. Kömmt mit mehreren Journalen in der Hand.)

Geschwindeste und allerschnellste Recension,
Auf das so eben aufgeführte Lustspiel schon,
Das neu'ste Urtheil, was wir erst kriegt haben;
Und wie die schwarzen Recensentenraben
Die Luft verfinstern, schwarz und dicht,
Wie Todtenvögel flattern um's Gericht,
Eine schauderhafte Mordthat mit der Feder,
Sie ziehen jetzt schon grimmiglich vom Leder.
Der Eine zuckt ganz vornehm mit der Schulter
Und spricht gedehnt, als wie ein Eingelullter:
„Das Ganze ist so Etwas, so gewiß,
So quasi, so changeant, so „reim dich oder friß,"
Es ließe sich im Grunde gar nichts d'rüber sagen,
Es sättigt nicht, doch liegt es uns im Magen!"
Den Zweiten sieht im Parterr' man wandern,
Und hören von dem Einen und dem Andern,
Was sie so meinen, das setzt er zu Papier
Und sagt d'rum immer nur: „So meinen Wir!"
Der Dritte geht in's Gasthaus und zwischen Braten und Salat
Schreibt er zu Papier: „Das ganze Ding ist fad,
Kein Silbenmaaß, zerrissen und zersplissen,
Der Vortrag hat's herausgerissen!"
Der Vierte sagt: „Man liebt jetzt witzige Kritik,
Und Witz und Wortspiel besitz' ich ja ganz finger-
dick!"
Und schreibt: „Ein Lustspiel allein, „die Lust zu spielen
Macht nur das Spiel zur Lust allein bei vielen,

Allein wenn bei dem Lustspiel ist nur Spiel allein
So bleibt die Lust am Dichter nur Spiel und Schein!" –
Zuletzt kommt vielleicht ein Schalk und Humorist,
Der sogar selbst der Verfasser ist,
Und tadelt sich und mich und Sie noch oben d'rein,
Weil Sie gelacht bei seinen Schelmerei'n!
Was ist nun wahr? was nicht? ich frage Sie darum,
Geniren Sie sich nicht, verehrtes Publikum,
Ein Lächeln, ein Bravo, ein fröhlicher Blick,
Das ist wahrhaftig die allerbeste Kritik!

Die gute Wirthin und die sanfte Gattin.

Variationen auf das beliebte Thema:

Eheglück.

Robert.

So sei, mein Freund! mir herzlich denn willkommen,
Dir ging's wohl gut seit unsrer Trennungszeit,
Du hast indeß ein Weibchen Dir genommen?
Nun, oft ist auch der Klügste nicht gescheidt!
Sie ist jedoch, wie ich gewiß vernommen,
Die Sanftmuth selbst im ird'schen Frauenkleid,
So danke Gott, o Freund! für Dein Geschick,
Denn eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Eduard.

Dies Glück, mein Freund! läßt ziemlich sich ertragen,
Vollkommen ist ja nichts auf dieser Welt!
Du freilich, kannst vom Glücke sagen,
Und wandelst sorglos durch das Ehefeld,
Du läß'st die Ruhe weiblich Dir behagen,
Indeß das Weib auf Haus und Wirthschaft hält;
So danke Gott, o Freund! für Dein Geschick,
Denn eine gute Wirthin ist ein Glück!

Robert.

So hat mein Vater auch gesprochen:
„Nur eine gute Wirthin nimm mein Kind;"
Mein Weib braucht nun aus Wirthschaft jede Wochen
Viel mehr, als die, die keine sind.
„Wer kann," spricht sie, „so wohlfeil noch bekommen
Gemüs' und Wildpret auf dem Wochenmarkt?
D'rum hab' von allem doppelt ich genommen.
Nicht wahr, mein Kind! das heißt gekargt?"
„Ja, Schätzchen!" sage ich mit trübem Blick,
Ja, eine gute Wirthin ist ein Glück!

Eduard.

Mein Vater hat die Sanftmuth mir gepriesen:
„Nur eine Sanfte nimm' zur Frau!"
Nun macht das Weib, das ich erkiesen,
Durch pure Sanftmuth mich schon grau.
Der Koch verschenket Schmalz und Eier,
Die Kammerfrau stiehlt einen Hut,
Der Knecht hält ew'ge Sonntagsfeier,
Doch — meine Gattin ist so gut;

Sie zanket nicht, sie fordert nichts zurück,
Ja, eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Robert.

Will ich mit meiner Frau spazieren fahren,
So spricht die gute Wirthin: nein!
Den Fiaker können wir ersparen,
Die Equipage wird wohlfeiler sein!"
Will ich mit ihr zu Ball und Maskenfeier,
Spricht sie: „mein Kind, das kostet viel,
Redouten sind für uns zu theuer,
Wir geben lieber häuslich Thee und Spiel.
Was kostet gar ein Pikenik?"
Ja, eine gute Wirthin ist ein Glück!

Eduard.

Hab' ich mein Weib als Hausfrau sanft gefunden,
Ist sie als Gattin, ach! viel sanfter noch!
Wenn ich aus Aerger wüthe manche Stunden,
Ist sie so gut und lächelt doch!
Und nun als Mutter läßt sich's glauben,
Ist sie die wahre Zärtlichkeit:
Mein Kind bricht Spiegel, reißt die Hauben,
Es lärmt, tobt, und rast und schreit,
Die Gute giebt ihm noch ein Groschenstück!
Ja, eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Robert.

Will ich einmal ein großes Tuch ihr bringen,
So nimmt sie's nicht: „es schießt am Sonnenstrahl;
Verthu' das Geld ja nicht in solchen Dingen,
Die beste Wirthschaft ist — ein ächter Shawl!"

Ja öfter noch bekommt sie gar Geschenke
Und frag' ich: „Weibchen, sage doch wofür?"
Sagt sie: „ach lieber Mann, bedenke,
Ich lade sie zu Gast dafür,
Und geb' es so auf gute Art zurück."
Ja, eine gute Wirthin ist ein Glück!

Eduard.

Die Güte meines Weibes übersteigt den Glauben,
Denn sie besitzet wahren Christensinn!
Will Jemand ihr ein Küßchen rauben,
Sie reicht ihm noch die andre Wange hin;
Und sag' ich: „Weibchen! der und der ist zu verwegen,
Das streitet wider Ehr' und Pflicht!"
Sagt sie: „Ach Männchen! ich bin sehr verlegen,
Denn zanken kann ich mit den Leuten nicht!
Viel lieber dulde ich so manches Stück!"
Ja, eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Robert.

Jetzt, da mich schwere Sorgen fassen,
Für Weib und Kind in schlechter Zeit,
Hat mich die Karge ganz verlassen,
Und das aus bloßer Sparsamkeit.
„Ein guter Freund will mir die Wohnung geben,
Ich führ' die Wirthschaft ihm dafür,
So kannst wohlfeiler Du wohl leben,
Ersparest Kleidung, Wirthschaft, Kost, Quartier;
Wenn's besser wird, komm' ich zu Dir zurück."
Ja, eine gute Wirthin ist ein Glück!

Eduard.

Mein Weibchen, ach! die sanfte Seele!
Verläßt mich ganz nun, wie es scheint,
Du weißt, wie ich mit Gicht mich quäle;
Da wird geseufzt, gestöhnt, geweint,
Ihr weich Gemüth kann dieses nicht ertragen,
Sie unterläge meinem Schmerz; —
D'rum ließ sie sich zu einem Freunde tragen,
Ihr bräche sonst das sanfte Herz!
Sie schreibt mir: „ich bedaure Dein Geschick."
Ja, eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Robert.

Was wird Dein guter Vater nun wohl sagen,
Der Dir vor allen nur die sanfte Gattin pries?

Eduard.

Er wird's vermuthlich Deinem Vater klagen,
Der doch vor allen eine gute Wirthin Dir verhieß!

Robert (reicht ihm die Hand).

So laß' uns Freund! denn jetzt beisammen bleiben,
Wir sind von einem Feuer doch gebrennt.

Eduard.

Und meinem Sohne will ich's deutlich schreiben,
Als Motto in mein Testament:
„Der Frauen Sanftmuth ist oft nicht geheuer!"

Robert.

Und ich: „Was wohlfeil scheint, ist theuer.

— — — — — — — — — — —

Etymologische Menuet der Wörtchen „Kommen“ und „Gehen.“

Kommen.

Ich heiße „Kommen,“ bin von gutem Haus,
Und mein Geschlecht ist ohne Tadel,
Zwei Sylben machen meine Ahnen aus,
Von ächtem, unverfälschtem Adel,
Und will man oft noch Sylben zu mir fügen,
Dann kann verletzen ich und auch vergnügen.

Gehen.

Ich heiße „Gehen,“ bin ein gutes Blut;
Geschwind und flink stets auf den Beinen,
Dem „Kommen“ ist man oft nicht halb so gut,
Als eben mir und allen meinen,
Und will man mir noch manche Sylben schenken,
Dann mach' ich viel zu schaffen und zu denken.

Kommen.

Ja, ohne mich, auf Treue und auf Ehr',
Wär' jetzt an Unterhaltung nicht zu denken;
Denn wenn kein Mensch gekommen wär',
Was sprächen wir vor leeren Bänken?
D'rum hab' ich eine Sylbe vorgenommen,
Und trete freudig vor und heiß: „Willkommen!“

Gehen.

Auch ohne mich, auf Treue und auf Ehr'.
Wär' vom Vergnügen heute nicht die Rede;
Wenn „Kunstsinn" hier nicht gangbar wär',
Es bliebe hier wohl leer und öde,
Und würd' ich das nicht freudig eingestehen,
Dann hieße man mit Recht mich ein „Vergehen!"

Kommen.

O gehe nur, du wetterwendisch Wort,
Denn nimmer kannst du Segen spenden,
Beliebter bleib' ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Das Wörtchen unterkommen ist stets gern gesehen,
Ein schrecklich Ding jedoch ist: untergehen!

Gehen.

O komme nur, du heuchlerisches Wort,
Denn nimmer kannst du Segen spenden;
Beliebter bleib ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Wer umzugehen weiß, ist herzlich aufgenommen,
Jedoch entsetzlich ist es, umzukommen!

Kommen.

Wohl zu weit gehen können manche oft,
Doch zu weit kommen kann man nicht im Leben,
Zum Zwecke gehen heißt oft falsch gehofft,
Zum Zwecke kommen kann das Herz erheben;
Fortgehen macht uns traurig oft, beklommen;
Vergnügt jedoch macht uns ein gut Fortkommen.

Gehen.

Wie „geht's?“ das klingt zum Gruße traut und wahr,
Wie „kömmt's?“ verdrüßlich klingt's und trüb;
Jemandem nahe kommen bringt Gefahr,
Jemandem nahe gehen zeigt von Liebe,
Um etwas kommen macht uns stets nur Wehen,
Viel angenehmer ist's um etwas gehen.

Kommen.

Durchkommen ist ein Wort der Ehrlichkeit,
Durchgehen will dem Rufe nicht behagen,
Dahinterkommmen, grad' ist's und gescheidt,
Doch Hintergehen will von Bösem sagen,
Ausgeben kann beim Gelde niemals frommen,
Es ist ein Glück jedoch, damit auskommen!

Gehen.

Was nützt uns das Einkommen doch fürwahr,
Wenn das Eingehen sich nicht recht will zeigen?
Selbst niedergehen kann die Sonne klar,
Doch niederkommen? nun wir wollen schweigen;
Loskommen kann aus Kerkern nur geschehen,
Zum Jubel heißt's, nun soll es recht losgehen.

Kommen.

Ob dieser Abend heut' Sie wird ergötzen,
Gesteh'n Sie selbst: darauf kömmt's an?

Gehen.

Doch würden wir uns auch schon glücklich schätzen,
Würd' auch von Ihnen nur gesagt: 's geht an!

Kommen.

Musik und Dichtkunst klopft bei Ihrer Nachsicht an,
Sie sollen heute sie zusammenkommen sehen.

Gehen.

Wohlan, so thue denn ein Jeder, was er kann,
Dann hoffen wir, es soll auch schon zusammengehen!

Männlich und Weiblich.

Mann und Frau sitzen in zwei Winkeln des Zimmers.

Der Mann.

Was weiblich ist und Weibernamen trägt,
Ist falsch, und Falsches auch im Busen hegt;
Das ist ja klar und leicht beschreiblich:
Die Falschheit heißt's, denn sie ist weiblich.

Die Frau.

Was männlich ist, und Männernamen trägt,
Nur Arges stets im rauhen Busen hegt;
Das ist ja klar und unverkenntlich:
Der Argwohn heißt's, und der ist männlich.

Der Mann.

Ein Weib, und wenn es zehnmal schwört,
Hat immer doch den Mann bethört;
An vielen hängt sie, glaubet mir,
Die Untreu' heißt's, das spricht dafür.

Die Frau.

Ein Mann, und wenn er zehnmal flucht,
Läßt doch kein Mädchen unversucht,
Gewechselt muß es immer sein:
Der Wechsel heißt's, wer spricht hier nein?

Der Mann.

Ein Weib das bleibt sich niemals gleich,
Ist täuschend' wie das Wetterreich,
Und lacht und weint zum Zeitvertreib:
Die Laune ist wohl auch ein Weib?

Die Frau.

Verdrüßlich ist der Mann im Haus,
Und zieht die Stirne finster kraus,
Er brummt, wo er nur immer kann:
Der Unmuth ist wohl auch ein Mann?

Der Mann.

Ist ein Geheimniß wo versteckt,
Das Weibchen d'rein ihr Näschen steckt,
Sie horcht und späh't, und forschet schlau:
Die Neugier heißt's, man kennt die Frau!

Die Frau.

Zu Allem, was man spricht und denkt,
Ganz naseweis der Mann sich drängt,
Und schlägt sich oft die Stirne an:
Der Vorwitz heißt's, man kennt den Mann!

Der Mann.

Und was das Weib nicht All's verthut,
Bald einen Shawl, bald einen Hut!
Was wendet sie an Putz und Zier?
Die Mode ist ein weiblich Thier!

Die Frau.

Und was der Mann nicht All's verpraßt,
Und zecht und säuft mit seinem Gast,
Trinkt Wein und Punsch und Porterbier:
Der Trunk ist ganz ein männlich Thier!

Der Mann.

Die Flittertage sind verrauscht,
Das Weibchen nun auf Zank nur lauscht;
In Weibsgestalt sieht nun der Mann
Die Hölle in der Nähe an.

Die Frau.

Die Flittertage sind vorbei,
Das Männchen wird nun wild und scheu;
In Mannsgestalt geht dann dem Weib
Der Teufel selber auf den Leib!

Der Mann (näher rückend und einlenkend).

Zwar wird beim Weib, man muß gesteh'n,
Und weiblich oft auch das gesch'n
Was zart und hold in's Leben scheint:
Die Schönheit sagt wie ich's gemeint.

Die Frau (auch näher rückend).

Zwar stellt den Mann, ich läugne nicht,
So manches Ding in schönes Licht,
Oft spricht sich Edles männlich aus:
Der Anstand ist bei'm Mann zu Haus.

Der Mann.

Das schönste Pflänzchen in der Welt,
Das Weib es in den Händen hält,
Wie heißt das Pflänzchen zart gehegt?
Die Myrthe, die die Liebe pflegt!

Die Frau.

Das beste Reis im ganzen Land
Gedeiht nur unter Männerhand;
Wie heißt das Reis, so fruchtbeschwert?
Der Lorbeer, den der Ruhm genährt!

Der Mann (aufstehend und zu ihr hintretend).

Doch der Gefühle Hochgefühl
Dem Weiblichen zu Theile fiel,
(vor ihr hinkniend.)
Zu deinen Füßen zieht es mich:
An die Versöhnung mahn' ich dich!

Die Frau (ihn aufhebend).

Du schließest mir den Mund recht schlau,
Das letzte Wort hat doch die Frau:
Und daß der Mann es dulden muß,
(indem sie ihn küßt)
Beweiset der Versöhnungskuß.

Die Maus, die Ratte und des Nachbars Frau.

Am Weihnachtsabend saß, wie immer,
Im schön erhellten Festtagszimmer
Herr Jobst schon manche traute Stunde
Bei seinem schönen Weibchen Gunde.
Bereitet lag in allen Ehren
Was Christ dem Söhnchen will bescheeren,
Bei Scherz und Spiel, wer sollt's nicht glauben?
Auch unter manchem Küsserauben,
Beim Nüssespiel und Pfänderholen
Entfloh die Zeit auf leichten Sohlen.
Da rascheit etwas durch die Stube,
Und eine Maus schlüpft in die Grube.
„Ach, Weibchen, sieh' die Maus nur an!"
„Nein, eine Ratte, lieber Mann!"
„Nein, eine Maus, da hilft kein Sträuben!"
„O, bei der Ratte muß es bleiben!"
Und „Maus" und „Ratte" hört man schreien.
„Ha!" rief der Mann, „das soll dich reuen!"
Er nimmt den Stock und zeigt ihr klar,
Daß eine Maus im Zimmer war.
Nun der Beweis bracht' es in's Reine,
Und bald versöhnt beim Spiel und Weine,
Verlebte zärtlich dann das Pärchen
Ein bald durchküßtes Ehejährchen,
Und saß nach Jahr und Tag, wie immer,
Am Weihnachtsabend traut im Zimmer.

Daneben wohnt' ein Ehepaar,
Das kurz vorher in diesem Jahr
Von Moses Jüngern weggegangen.
Die heil'ge Taufe hat empfangen,
Und, Neuling noch mit Ceremonien,
Den heil'gen Abend will vollziehen.
Da spricht der Mann zum Weibelein:
„Beim Nachbar schau in's Fenster nein,
Und was Du siehst berichte mir treu,
Damit ich weiß, was thunlich sei."
Gesagt, gethan! und durch die Ritzen
Das Weib sieht unser Pärchen sitzen.
Und in dem Pfänderspiel, dem losen,
Sieht man sie wieder scherzen, kosen;
Und neckend fliegt von seinem Munde
Die Frage hin zum Weibchen Gunde:
„Und denkst du noch, doch denk's nicht schief,
Wie jetzt ein Jahr die Maus hier lief?"
„Was? eine Maus? da seht mir doch!
Ne Ratte war's, ich seh' sie noch."
„Nein, eine Maus, da hilft kein Sträuben!"
„Nein, bei der Ratte muß es bleiben!"
Und „Maus" und „Ratte" hört man schreien.
„Ha! rief der Mann, das soll dich reuen!"
Er nimmt den Steck, und zeigt ihr klar,
Daß eine Maus lief jetzt ein Jahr.
Und wie den Stock just auf er blaut
Des Nachbars Frau durch's Fenster schaut,
Und denkt zu ihrer Herzenspein,

Das muß wohl so Gebrauch hier sein!
Und steigt betrübt vom Fenster nieder,
Dem Manne sagt kein Wort sie wieder.
„Beim Nachbar, Weibchen! was geschieht?"
Das Weibchen stumm zur Erde sieht,
„Wie ist, mein Kind, die Cer'monie?"
Stets stumm und sprachlos bleibet sie.
„So sprich doch, Weib, was ficht dich an?
Was thut denn jetzt mein Nachbarsmann?"
Das Weibchen trüb' auf's Mieder sieht.
Er bittet, fleht, er droht, er spricht,
Doch gar nichts sie zum Reden bringt,
Bis nach dem Stock er wüthend springt,
Und wie der Nachbar es begann.
Da fragt sie endlich: „Lieber Mann!
Wenn den Gebrauch du schon gekannt,
Was hast zum Fenster mich gesandt?"

Die guten und die schlechten Freier.

Sophie.

Ach leider muß man wohl einmal
Sich einen Mann doch nehmen,
Ihr Mädchen alle hier im Saal
Braucht drob Euch nicht zu schämen;
Wer je ein Mädchen war,
Dem ist es klar.

Louise.

Doch sollt Ihr fortan nicht so blind
Mehr unter Männern wählen,
Denn wahrlich, heut zu Tage sind
Die guten leicht zu zählen:
Dem jetzt den Stab mein Liedchen bricht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Gibt meine Schwester Zeichen Euch,
Die Bösen zu vermeiden,
Lehr' ich die Guten alsogleich
Von ihnen unterscheiden;
Rühm' ich Euch einen an,
Den nehmt zum Mann.

Louise.

Sieht Euch ein Mann zum ersten Mal,
Und spricht schon von Gefühlen,
Von Himmelsluft und Höllenqual,
Von Kerk- und Brustzerwühlen:
Dem's Herz sogleich zerbricht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch kann dem Jüngling, der Euch sieht,
Kein Wort vom Munde rücken,
Wenn er voll Scheu zurück sich zieht,
Und sieht mit halben Blicken
Euch nur verstohlen an,
Den nehmt zum Mann.

Louise.

Wer immer vor dem Spiegel steht,
Den Leib zusammenschnüret,
Im schott'schen Mantel eingenäht,
Ein Schachbrett gar formiret,
Wer von Pomaden riecht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch der mit Putz die Zeit nicht füllt,
Gehüllt im simplen Rocke,
Der nicht ein alt Familienbild
Und auch nicht eine Docke,
Stets hält die Mittelbahn,
Den nehmt zum Mann.

Louise.

Wer stets des Wortes süßen Brei
Aus Kotzebue will schneiden,
Wer euch umsaust mit Schwärmerei,
Aus weiland Werthers Leiden,
Wer als Soufleur nur spricht,
Den nehmet nicht

Sophie.

Doch der Euch heute nicht citirt,
Was gestern er gelesen,
Wie er auch immer abonnirt
Auf Walter Scott gewesen,
Der schweigt und doch was kann,
Den nehmt zum Mann.

Louise.

Der bei dem Eintritt im Parquet
Gleich in den Logen suchet,
Das Schöpfchen streicht sich wundernett:
„Wie leer ist's hier!“ (an die Stirne fahrend) dann
fluchet,
Der mit Lorgnetten sicht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch wer blos auf die Bühne schaut,
Und nicht in die Coulisse,
Der an dem Inhalt sich erbaut,
Und nicht an der Actrice,
Der nie zu klatschen erst begann,
Den nehmt zum Mann.

Louise.

Wer das Concert bloß frequentirt,
Um auf und ab zu wandern,
Die Damenfronte defilirt
Von einer zu der andern,
Zu Jeder mit den Augen spricht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch wer blos singen hören will,
Nicht kommt der Säng'rin halber,
Kaum wissend, ob ihr Hut mit Tüll,
Ein lichter oder falber;
Der niemals im Applaus zerrann,
Den nehmt zum Mann!

Louise.

Der, wenn er wirbt um eure Hand,
Ganz süßlich für Euch lebet,
Und oft selbst Euren Unverstand
Zum Himmel hoch erhebet;
Der Saus und Braus verspricht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch der nicht prahlt, wenn er Euch freit,
Nicht gold'ne Berg' Euch pinselt,
Und wenn Ihr oft voll Launen seid,
Nicht duldsam vor Euch winselt,
Der Euch straft dann und wann,
Den nehmt zum Mann!

Louise.

Nun, Mädchen, könnt ihr wohl einmal
Nach diesem Lied Euch richten;
Doch alle Männer hier im Saal
Wird's schwerlich sich verpflichten,
Der nicht klatscht, weil's ihn sticht,
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch jeder Mann, der nach dem Lied
Darf kühn um Mädchen freien,
Wird ungetroffen im Gemüth
Mir seinen Beifall weihen;
Wer jetzt brav klatschen kann,
Den nehmt zum Mann!

Ehe-Whist und Liebe-Boston.

Boston.

Das ganze Leben bis zum Grab
Hat Kartenspielmanieren,
Das Schicksal hebt die Karten ab,
Der Zufall muß meliren;
Dem Glücklichen jed' Spiel geräth,
Wer Unglück hat, ist immer — blöte!

Whist.

Zum Einsatz nehmen wir die Zeit,
Und können's kaum erwarten,
An uns'rer Seite sitzt der Neid,
Und schaut uns in die Karten;
Und immerfort legt Jedermann
Die Hoffnungen als Marken an'

Boston.

Die Liebe fängt wie Boston an,
Nach meiner Ueberzeugung,
Da wählet und begleitet man
Nach bloßer Herzensneigung;
Wer uns recht nah' am Herzen ist,
Dem sind wir immer gerne Whist!

Whist.

Die Ehe ist das Whistspiel ganz.
Da kann man nicht mehr wählen:
Man muß nun schon den ganzen Tanz
Auf seinen Partner zählen;
Bestimmt auch stets ist die Parthie,
Man spielt zusamm' und passet nie!

Boston.

D'rum in der Ehe sicherlich
Viel Spiele nicht geriethen,
Doch wie bei Boston kann man sich
In Liebe überbieten;
Bei beiden giebt es keinen Scherz
Und jeder Stich geht an das Herz.

Whist.

Im Whist und in der Ehe oft
Verfolgt das Spiel der Dritte;
Ach, es entdeckt sich unverhofft
Spät eine falsch' Invite,
Man invitirt oft selbst auf Coeur,
Doch unser Aid' hat keines mehr!

Boston.

Wie Boston fängt die Liebe an,
Man muß sogleich blockiren,
Wenn vis à vis die Tour begann,
Das Spiel fein prämeliren;
Die Stiche giebt uns Cupido,
Man spielet keck — grandissimo!

Whist.

Man hat bei Whist und Ehe auch
Vom Gegenspiel zu leiden;
Die Hinterhand — so ist es Brauch —
Kann nie der Mann vermeiden,
Die Frau macht immer die à tout,
Der Mann jedoch giebt stets nur zu.

Boston.

In Lieb' und Boston wird auch fein
Nur auf den Rock gesehen,
Sind Bub' und Dame ganz allein,
So ist's um ihn geschehen;
Doch ist die Dame Singelton,
So fällt sie mit dem Asse schon.

Whist.

In Whist und auch im Ehestand
Wird's Spiel maskirt getrieben,
Man glaubt, die Dame sei zur Hand,
Und find't die — böse Sieben;
Und fordert man nach seinem Sinn,
Ist stets die Frau renonce d'rin!

Boston.

In Lieb' und Boston soll man nicht
Vergebens sich forciren,
Und wenn es uns an Trumpf gebricht,
So muß man's fein couviren;
Doch hat man die honneurs en main,
Gewinnt man seinen Souverain.

Whist.

Es ist gewiß, daß ich mit Recht
Die Ehe Whistspiel nenne;
Ja, unser jetziges Geschlecht
Das spielt es mit Cayenne,
Man weiß oft kaum noch wenn und wie,
Gewinnt, verliert man die Partie!

Boston.

In Lieb' und Boston, wie gesagt,
Muß man auf Pfiffe sinnen,
Bei Lieb' und Karten frisch gewagt,
Macht immer es gewinnen;
Doch fehlt Figur, dann ist es schwer,
Man spielt dann immer grand' misère!

Whist.

Ganz ist Cayenne Whist die Eh',
Das ist ja leicht zu fassen;
Der Frau muß man mit innerm Weh
Sein Spielchen überlassen,
Die macht dann oft sehr schlecht Couleur,
Der Mann verliert d'rob die Honneur!

Boston.

Was süß bei Lieb' und Boston ist,
Der Wechsel ist es eben.

Whist.

Die Ehe ist ein festes Whist,
Der Robber für das Leben!

Boston.

Doch bleibt, wer nie ein Herz bezwang,
Misère-général' sein Lebelang.

Whist.

Der Hagestolz, der stets allein,
Wird endlich ganz Groß schlemm doch sein.

Beide.

Wer Lieb' und Eh' vereinigt sah,
Gewinnt das Spiel: Concordia!

Nehmen und Geben.

Nehmen.

Ich heiße „Nehmen," zähle tausend Ahnen
Mehr als der größte Edelmann;
Im Paradiese wehten meine Fahnen,
Schon Eva nahm den Apfel an;
D'rum habe ich die Freiheit mir genommen,
Und bin der Erste nun hervorgekommen.

Geben.

Mich nennt man „Geben," ich bin Hochgeboren,
Mein Adel ist mein eig'nes Ich;
Der Boden Deines Stammbaums gabt verloren,
Der Meine stützt auf Herzen sich;
D'rum darf ich wohl an Deiner Seite leben,
Und habe keck mich auch hieher begeben.

Nehmen.

Du keckes Wort, wie kannst mit mir Dich messen?
Wer gibt noch, wenn er nichts mehr hat?
Wo nichts ist, wird das Geben bald vergessen,
Zu nehmen wird man niemals satt.
Wenn wir vernehmlich sind, das wird bestechen,
Doch traurig wär's, vergeblich hier zu sprechen.

Geben.

Wie könntest Nehmen Du denn existiren,
Wenn nicht vorerst das Geben wär'?
Hinnehmen kann zur Freudigkeit nicht führen,
Hingeben zeigt vom Glücke sehr.
Vernehmen, das erbittert oft das Leben,
Die schönste That jedoch ist: das „Vergeben."

Nehmen.

Vergib also, daß ich Dich böse schelte,
Und nimm es wohlgemeint so hin,
Aufgeben zeigt von Wankelmuth und Kälte,
Aufnehmen zeigt von tapf'rem Sinn;
In dem Begeben liegt oft Spott zu Tadel,
Doch im Benehmen liegt der Seelenadel.

Geben.

Nun denn: abnehmen bei den Dingen allen,
Macht angenehm das Leben nicht;
Jedoch: abgeben laß ich mir gefallen,
Weil das vom Ueberflusse spricht;
Mitnehmen will nicht immer wohl behagen,
Mitgeben wird kein Bräutigam beklagen.

Nehmen.

So schweig', Du Wort voll Trug in jedem Stücke,
Du gleißnerische Schlangenbrust!
Angeben ist ein Wort voll Heuchler-Tücke,
Annehmen schaffet Götterlust;
Eingeben wird vom Satan vorgenommen,
Doch nur von Engeln wird man eingenommen.

Geben.

So schweige Du, Du Wort voll Eigenliebe,
Du eingefleischter Egoist!
Das Herausnehmen spricht vom schlechten Triebe,
Das Herausgeben edler ist;
Nachnehmen spricht von gierigem Gemüthe,
Nachgeben spricht von Kopf und Herzensgüte.

Nehmen.

Und nun, mein Freund, zugeben muß der Schwache,
Weil er der Letzte stets im Brett,
Jedoch zunehmen, das ist meine Sache,
Dabei wird man doch dick und fett!
Ausgeben, wie fatal ist die Geschichte,
Ausnehmen, das bringt wahrlich bess're Früchte.

Geben.

O, o, mein Freund, nur nicht so aufgeblasen,
Nur ohne alle Leidenschaft!
Vornehmen können sich auch alte Vasen,
Vorgeben zeigt von Männerkraft!
Wegnehmen, das kann auch der dumme Wilde,
Weggeben ist die Frucht der Herzensmilde.

Nehmen.

Doch Freund, wir wollen lieber uns vereinen,
Wir sind ja beide nah verwandt;
Man sieht ja stets beisammen uns erscheinen,
Die rechte und die linke Hand;
Und heute g'rad will ich mich gern bequemen,
Daß Heute geben süßer ist als nehmen.

Geben.

Doch süß ist's auch, zu nehmen sonder Ende,
Wo rings das edle Mitleid spricht,
Annehmlich doppelt wird die milde Spende,
Bemüht man sich vergebens nicht;
Wo Fürst und Volk voll Mildigkeit entglommen,
Wird stets bei solchem Werk viel eingenommen.

Nehmen (zum Publikum).

D'rum nehm' ich mir ein Herz und sprech' mit Beben
Den Dank für Ihre Großmuth aus.

Geben (eben so).

Demselben Hochgefühl bin ich ergeben,
Erblicke ich das volle Haus;

Beide (indem sie sich die Hände geben).

Dann wollen wir zusamm' uns nehmen alle,
Daß, was zusamm' wir geben, auch gefalle.

„Na!“

Ein einsilbiger Roman.

Man glaubt gewöhnlich so im Leben,
Es käm' nur auf die Größe an;
Ich aber will ein Beispiel geben,
Daß oft das Kleinste groß sein kann.
Das Wörtchen „na!“ man sollte meinen,
Von keinerlei Bedeutung spricht's;
Mit einer Silbe zu erscheinen,
Das ist so gut ja wie ein Nichts,
Da kann man größ're Worte haben:
Der „Federmesser-Fabrikant,“
Der „Festungs-Mauer-Wassergraben,“
Der „Pulvermagazinen-Brand,“
Und noch mehr Worte so dergleichen,
Die wie Gebirge stehen da;
Doch sie sind gar nicht zu vergleichen
Mit dem ganz winz'gen Wörtchen „na!“
„Na!“ sagen Sie schon ungeduldig,
„Kommt aber der Beweis noch nicht?“ —
„Na! nur Geduld, ich bin nicht schuldig,
Der Dichter schrieb so dies Gedicht.“
Im Wörtchen „na“ liegt Lieb' und Schmollen,
Auch Vorwurf, Trotz und Schelmerei:
Versöhnung, Neigung, Lust und Grollen,
Koketterie und Neckerei.

Nanette und die Tante sticken,
Nanette schaut durch's Fensterglas;
„Na!" brummt die Tante, „welches Blicken!
Du Ungezog'ne! schickt sich das?" —
„Na!" sagt das Nichtchen, „welch Vergehen,
Als ob das eine Sünde wär'!"
Doch nicht umsonst hat sie gesehen,
Denn ihr Geliebter kömmt daher;
Wie kömmt er spät! das soll er büßen!
Schon wetterleuchtet ihr Gesicht,
Er stürzt herein, zu ihren Füßen;
„Na!" schmält sie, „ziere Dich nur nicht!
Wo Du geblieben, bleib auch künftig,
Ich hab' Dich wahrlich nicht vermißt!"
„Na!" fleht er, „Nettchen, sei vernünftig,
Ich weiß nicht wie Du heute bist." —
„Na!" schmollte sie, „hat sich was zu wissen,
Wenn der Patron bei Andern bleibt." —
„Na!" ruft die Tant' vom Nähekissen,
„Wer weiß, wo der herum sich treibt!" —
„Na, na!" sagt er, „herumgetrieben?
Wo sie nicht ist, hab' ich nicht Ruh;"
Sie blinzelt: „na! wo bist geblieben?
So sprich, ich höre Dir ja zu." —
— „Ich bring' Dir etwas, rath' Nanette." —
„Du? na! das wird was Nares sein;"
— „Na schau! es sind Konzert-Billette,
Ich führe morgen Dich hinein."

Dergleichen, weiß man, muß versöhnen.
Sie lächelt schlau: „na! so gib her!
Mein gutes Herz wird Dich verwöhnen,
Das Schmollen wird mir gar zu schwer.“ —
Er will versöhnt sie nun umfassen;
„Na!“ ruft sie aus und kehrt sich weg;
„Na!“ schmeichelt er, will sie nicht lassen,
„Na, na!“ grollt sie, „das ist doch keck!“ —
Er will sie dringender umfangen,
„Na! Süße!“ fleht sein heißer Mund;
„Na denn!“ spricht sie, und reicht die Wangen
Dem Glücklichen zum Liebesbund.
„Na, na! was für ein Liebgekose?!“
Ruft nun die Tante brummend aus;
„Na! Tantchen! hier ist eine Dose,
Dies Priechen ist ein wahrer Schmaus.“
Sie bitten nun um ihren Segen,
Und fleh'n: „na, liebes Tantchen, na!“
Da schmunzelt sie: „na! meinetwegen,
Da habt Ihr Euch, ich sage ja!“
„Na endlich!“ rufen sie voll Freude,
„Das ist doch noch ein Tantchen, na!“
„Schon gut!“ sagt sie, und wehret beide
Halblächelnd von sich ab: „na, na!“
Nun wend' ich mich an Euch hier Alle,
Und frage: na! hab' ich nicht Recht? —
Wenn's auch zum Besten nicht gefalle,
Heißt's doch wohl: „na! es ist nicht schlecht.“

Der Tod und ein Weib.

Ein Schwank.

Der Tod verklagte einst vor Jovis Thron,
Wie folgt, den weisen König Salomon:
„Herr! dieser weise König sprach,
Und Narren, Weise sagen's nach,
„„„Ein böses Weib ist ärger als der Tod!""
Wird irgend Jemand nun von mir bedroht,
So lacht er mich noch höhnisch aus,
Es heißet nur von Haus zu Haus:
Was droht der arme Wicht denn noch,
Ein böses Weib ist ärger doch!"
Als d'rauf der Tod voll Ingrimm schweigt,
Spricht Salomon, das Knie gebeugt:
„Befiehl, o Herr! daß er im Menschenleib
Auf Erden frei' ein Eheweib,
Und nennt er meinen Spruch noch dann bizarr,
Dann ist der König Salomon ein Narr."
Und Jupiter, dem manche Erdenmaid
In's Götterauge Sand gestreut,
Sein „fiat" spricht. Der Tod auch alsobald
Zur Erde steigt in Mannsgestalt,
Schulmeister gleich frisirt den Kopf,
Im rothen Rock und langen Zopf,
Und holte gleich im ersten Ort
Der Wand'rung eine Wittwe fort,

Die kürzlich erst in's Paradies
Den sechsten Mann spazieren ließ.
Nachdem sie ihrem Veit und Max,
Dem Hinz und Kunz, dem Pold und Star,
Die Leichenred' erbaulich hielt,
Und ihn dabei recht angeschielt,
Ging munter das verliebte Paar
Zum Pfarrer hin und zum Altar.
Doch da erkannt' der Gottesknecht
An dürrer Hand den schlauen Hecht,
Und ruft ihn nein in's Kämmerlein:
„Herr! wollt Ihr hier getraut nun sein,
Versprecht mir, daß, wenn einst mein Stündlein schlaat,
Ihr die Gestalt als Tod noch tragt,
Schulmeister gleich frisiert den Kopf,
Mit rothem Rock und langem Zopf."
Der Tod verspricht's und alsogleich
Steht unser Paar in Hymens Reich.
Da leben sie auch kurze Zeit
In Frieden und in Einigkeit;
Er würzet ihr die liebe Eh'
Mit wenig Zank und viel Kaffee;
Doch, kann ein Weib stets freundlich sein?
Die Weltgeschichte spricht hier: nein!
Bald hört er wie bei stiller Nacht
Ein sanft Gebet sein Weib vollbracht:
„O komm, Du freundlich lieber Tod,
Befreie mich von meiner Noth!"

Daß dies Gebet verdrießlich macht,
Wird keinem Manne je verdacht.
Bald stellte sich nach Sonnenschein
Ein Handgemeng', ein Plänkeln ein,
Vom Plänkeln kam's zum Faustgefecht,
Und Sieger blieb — das schwach' Geschlecht.
Schulmeisters schönen Lockenzopf
Begoß ein heißer Suppentopf,
Bald ward sein rothes Festtagskleid
Von Mehlgeschirren überschneit,
So, daß der Tod bald lendenlahm
Auf immer heilsam Reisaus nahm.
Er ließ auch dann der Jährchen zehn
Nichts hören von sich und nichts seh'n.
Da wird vom Pfarrer sie beschickt,
Den schon das Sterbestündchen drückt;
Der schwach und leise spricht zu ihr:
„Ach, gute Marthe, bleibt bei mir,
Versprecht mir, daß, bis ich erbleicht,
Ihr nimmermehr vom Bette weicht,
Dafür sollt Ihr auch ganz allein
Nach meinem Tod mein Erbe sein."
Die Marthe, willig und bereit,
Pflanzt sich an's Bett kommod' und breit,
Den Fliegenscheucher in der Hand,
Wie auf dem Posten ein Sergeant.
Da naht der Tod sich alsobald,
Wie er versprach, in Mannsgestalt,

Schulmeister gleich frisirt den Kerl,
Im rothen Rock und langen Zopf.
Und als er so in dieser Tracht
Beim Pfarrer still die Thür aufmacht,
Erkennt Frau Martha ihren Mann
Und fängt zu lärmen wüthend an,
Indem sie faßt ihn am Genick:
„Ha! hab' ich Dich Du Galgenstrick!"
Und „tausend Wetter Element'"
Begleiten dieses Kompliment.
Da huscht der Tod zur Thür hinaus
Und denkt, sie geht wohl bald nach Haus!
Und tritt nach einem Stündchen fein
Beherzt zu seinem Opfer n'ein,
Da fliegt an Kopf ihm allzumal
Der Spucknapf und die Suppenschaal'.
Der Tod entflieht zu Jovis Thron
Und ruft: „O recht sprach König Salomon,
Ich trau mich nicht an Pfarrers Leib,
Denn an dem Bette sitzt mein Weib!
Doch, daß ich bald das Ende schau,
Hol' ich als Tod erst meine Frau!" —
Wie man vernimmt, hat seit der Zeit
Der Tod auch nimmermehr gefreit;
Doch, daß er einst ein Eh'mann war,
Zeigt sein Gerippe hell und klar.

Der Frauen-Senat und das Schluß-Protokoll.

(Ein Schwank.)

Anna. Elise. Sophie. Doris. Robert.

Robert

(kommt mit einem Papier und einer Bleifeder in der Hand).

Heut also kommen wieder sie zusammen,
Bei meiner Frau hier in dem kleinen Saal,
Ich will einmal zum Horchen mich verdammen,
Notiren mir in wenig Worten jedesmal,
Was alles in dem Rath wird vorgetragen,
Wovon sie immer schwatzen ohne Rast.
Doch still! da kommen sie mit Wohlbehagen,
Nun heißt's: hübsch sachte aufgepaßt.

(Er zieht sich zurück, die Damen kommen.

Anna.

Willkommen denn, ja tausendmal willkommen,
Wir hielten lange schon nicht mehr Senat,
Indessen ist so manches vorgekommen
Von Wichtigkeit im Frauenstaat.
Da gibt's so Manches wohl zu debattiren,
Zu consuliren und zu referiren,
Woll'n Sie gefälligst sich dazu bequemen?

Sophie.

Ich bin der Chronik und der Mode Referent.

Doris.

Die Politik, die ist mein Element.

Elise.

Ich laß die Männer mir nicht nehmen.

Anna.

Die Politik schlägt auch in's Fach der Mode,
Wie Niederländer Spitzen und der Türk'sche Bund.

Sophie.

Die Politik, die hass' ich noch im Tode,
Da hören Sie doch lieber meinen Fund.

Elise.

So lassen Sie doch endlich etwas hören!

Sophie.

Die Frau Actisrätyin ist Homöopath'

Anna.

Ach, wirklich? —

Elise.

In der That —?

Doris.

Darauf wollt' ich schon längstens schwören.
Weil ihr Gespräch nicht Salz noch Pfeffer hat,
Homöopathen sind Politiker nun eben,
Beweisen, daß man Nichts mit Nichts curirt.

Anna.

Auch die Theater jetzt homöopathisch leben,
Sie nehmen ja fast gar nichts ein.

Sophie.

Doch dieses Lob, das muß man ihnen geben,
Das Pulver haben sie erfunden ganz allein!

Elise.

Die Männer sind auch schon Homöopathen,
Verschreiben ja den Frauen gar nichts mehr;
Doch über diese müssen wir berathen,
Denn sie verschlimmern jetzt sich täglich mehr.

Sophie.

Ach, Liebste, reden Sie doch nur gescheidter,
Es gibt jetzt Männer nicht mehr auf der Welt,
Nur Schwimmer gibt's und Raucher noch und Reiter,
Nicht Ritter mehr, wie's uns gefällt.

Anna.

Die Männer! früher fingen sie doch Feuer,
Sie glühten einst, jetzt rauchen sie nur noch.

Doris.

Sie schwimmen zwar jetzt ungeheuer,
In Cirkeln bleiben trocken sie jedoch.

Elise.

Ja ihr Gespräch, das kennt nur ein Vehikel,
Die Pferde, o da sind sie unerschöpflich d'rin,

Doris.

O! O! Ein Pferd ist ein anziehender Artikel,
Die gehen alle doch nach ihrem Sinn.

Sophie.

Man glaubt in ihrer Pferde-Unterhaltung,
Daß nur von einem Mädchen Rede sei:
„Der Kopf, der Hals, die edle Haltung,
Das Feu'r, der Gang, wie stolz und frei!"

Anna.

Will man die jetz'gen Männer idealisiren,
So ist das Nöthigste dabei ein Gaul.

Doris.

Man muß sie reitend, schwimmend portraitiren.

Sophie.

Mit einer Havanna-Cigarre in dem Maul.

Anna (zu Elise).

Du siehst, daß Du's zu weit getrieben
Mit Deiner Männergunst, mein Kind!

Elise.

Ach Gott! die Männer und die Lachse muß man lieben,
Wenn sie auch trocken und geräuchert sind.

Sophie.

Und ihr Betragen, so nachlässig und verächtlich,
So schlotternd, à l'anglais, wie eine Klingelschnur.

Doris.

Politik! man ist nicht mehr „äußerst rechtlich,"
Man ist jetzt immer „äußerst linkisch" nur.

Anna.

Und „Liebe, Liebe," wird nicht mehr getragen.

Sophie.

Ja die Couleur ist längst nicht mehr im Flor.

Doris.

Man trägt jetzt Changeant, Herz, Gilet und Kragen,
Französ'schen Leichtsinn und ein spanisch Rohr.

Sophie.

Sie sitzen stets an öffentlichen Plätzen,
Wenn wir auch steh'n, sie thun wie blind.

Anna.

Das ist, weil sie die „Sitzsamkeit" so schätzen:

Doris.

Politik nur, weil sie ein Feind vom „Aufstand" sind.

Elise.

Ist's besser denn, wenn sie uns sitzen lassen,
Als wenn sie uns nur lassen steh'n?

Anna.

Und eitel sind sie, eitel, kaum zu fassen,
Vor'm Spiegel kann man stets sie seh'n.

Sophie.

Doch wenn sie auch in tausend Spiegel schauen,
So schaut doch bei den meisten Nichts heraus.

Doris.

Und wenn sie suchen Bräute, Frauen,
Da sehen sie wie Zebras aus.

Elise.

Ja wenn sie frei'n, sind meist sie schon bergunter,
Verliebt, verlobet und verlebt sind sie zugleich.

Doris.

Ein kleines Wörtchen macht die Aelt'sten munter,
Es ist das winzig kleine Wörtchen „reich"

Elise.

Die Treue haben sie verrauchet und verschwommen,
Sie kennen dieses Wort kaum namentlich.

Sophie.

Und weil die Treue auf den Hund gekommen,
So führt fast jeder einen Hund bei sich

Doris.

Ja, vor der Ehe ist der Mann gebändigt,
Als ob's das Stück „die Zauberflöte" wär'!

Anna.

Doch in der Ehe ist das bald beendigt,
Da heißt das Stück „der Bassa und der Bär."
Zum Beispiel nur von meinem Mann zu sprechen,
Das ist so ein belebter Contrabaß —

Robert (für sich).

Ach jetzt ist's Zeit, sie schnell zu unterbrechen
Sonst wird zu arg für mich der Spaß.
(Er tritt hervor.)

Anna.

Wie — mein Gemahl, wie sind Sie hergekommen?

Doris (zu den Andern).

Ich weiß gar nicht, was das bedeuten soll?

Robert.

Ich hab' nur hie und da ein Wort vernommen,
Bracht' flüchtig es zu Protokoll;
Es ist nur dann und wann ein Wort gewesen,
Nur manches Mal ein halber Fang.
Ich will den Inhalt des Senats nun lesen,
Sie finden leicht darin Zusammenhang:
„Ich laß die Männer und die — Niederländer Spitzen — noch im Tode nicht — die Frau Accis'räthin — will in Salz und Pfeffer — leben. — Die Homöopathen — beweisen, daß — die Frauen sich verschlimmern täglich. — Reiter — schwimmen — in Cirkeln. — Ein Pferd ist — von einem Frauenzimmer — der Kopf. — Die Rede — von einem Gaul — muß man portraitiren. — Mit dem Maul — Liebe haben sie's zu weit getrieben. — Die Politik — trägt jetzt — Gilet und Kragen — und ein span'sches Rohr. — Die Männer suchen — Bräute, Frauen — wie die Zebra — die Aeltesten sind verraucht und — auf den Hund gekommen. — In der Ehe — ist gebändigt — der Bär — zum Beispiel (Anna's Hand ergreifend) das ist so ein Contrabaß." —

Anna.

Nun muß das tolle Zeug ich unterbrechen,
Sonst wird zu bunt uns Allen noch der Spaß.
(Hervortretend und die Andern bei der Hand fassend.)

Die Sitzung ist für jetzt beendigt und beschlossen.
Doch hat's ein Mann gehört, und hat es ihn verdrossen,
Daß wir mit manchen argen Glossen,
Von Pfeifenköpf' und Rossen,
Uns über ihn ergossen,
Mög' er sich nicht erbossen,
Bedenk'n, wie er mit den Genossen,
In Worten, Liedern und in Possen
Mit Witz auf uns geschossen.
D'rum sagen wir es offen,
Wir wollten es probiren,
In beißend spitz'gen Stoffen
Uns nur zu revangiren.
Doch wird es, wie wir hoffen,
Nicht Jeden irritiren;
Wer sich nicht fühlt getroffen,
Der wird schon applaudiren.

Ei!

Ein Sylbenspiel.

Seitenstück zu dem Gedichte
„Na!"

Die Sylbe „Na," die kann sich glücklich preisen,
Es nahm ein Dichter sich schon ihrer an,
Um ihre Wichtigkeit uns zu beweisen,
Verfaßt er: „Na" in völligem Roman.

Die Sylbe „Ei" jedoch wird kaum beachtet,
Man glaubt, sie hab' im Leben kein Gewicht.
Darum hab' ich sie näher mir betrachtet,
Und widme nun ihr dies Gedicht.
Die Sylbe „Na" ist früher zwar gekommen,
„Na" das ist nun nicht anders mehr,
Doch ob das jetzt den Muth mir hat benommen?
„Ei," das beschämte wahrlich mich zu sehr.
Das Wörtchen „Ei" spielt eine große Rolle,
Und ist bei allen Menschen engagirt;
Der Weise, wie der Narr, der Griesgram, wie der Tolle,
Von jedem wird es in dem Mund geführt.
Ein Beispiel nur: Man nennt von unserm Leben
Die Ehe als den Hauptabschnitt stets frei,
Gewiß, weil's in der Eh' uns vorkömmt eben
Als ob das Haupt uns abgeschnitten sei.
Nun, nach den ersten Flittertagen,
Die Flitterwochen ehedem genannt,
Da steht die Frau mit Mißbehagen,
Und nestelt an dem Haubenband.
Der Mann sitzt mit getheiltem Herzen,
Das zwischen Weibchen und Cigarre schwankt,
Und hat nach Hymens Fackel nichts als Kerzen
Und einen Fidibus verlangt.
Im Winkel sitzt des Ehesatans Futter,
Der Himmel steh' den jungen Frauen bei!
Im Winkel sitzt die liebe Schwiegermutter,
Die Bratsche in der Ehemelodei!

Der Hausfreund sitzt und zupft an Vatermördern,
Streicht sich das Schöpfchen wundernett,
Und um die Zeit schnell zu befördern,
Entspinnt sich folgendes Quartett:
„Ei!“ sagt der Mann, „Du wirst ja gar nicht fertig
Heut wohl mit dem vertrackten Haubenband,
Du weißt, der Wagen ist schon lang gewärtig,
Wir fahren heut' hinaus auf's Land!“ —
„Ei, nur Geduld, mein Herr und mein Tirann.“
„Ei doch zum Gukuck!“ fängt im Solobrummer
Die Schwiegermutter aus dem Winkel an.
„Ei, ei! Frau Schwiegermutter auch schon munter?
Traktiren wieder uns mit dem Geschrei?“ —
Dem Hausfreund wird das Ding stets bunter,
Er streicht das Haar und denkt im Stillen: ei!
Der Mann jedoch betroffen, und betreten
Hält länger nimmer mehr an sich;
„Ei tausend Wetter! das muß ich verbeten,
Sei nicht so schnippisch, Frau, ich warne Dich!“
Da zuckt sie hämisch mit den Augenbraunen,
Und stemmt die Hände in die Seit' dabei,
Und nahet sich, um ihm in's Aug zu schauen,
Und saget nichts als blos ein schnippisch „ei?“
Dies „ei“ scheint tiefer ihn zu treffen,
Als jedes Zank- und Stachelwort.
„So, ei!“ sagt er, um ihr bloß nachzuäffen,
„Ei!“ dreht darauf mit Hast sich von ihr fort. —
„Ei, ei!“ sagt nun der Hausfreund leise,
„Dies Ungewitter ist mir Sonnenschein. —

„Darf, gnäd'ge Frau," spricht er in zarter Weise,
„Ich bis zum Wagen ihr Begleiter sein? —
„Ei wohl! Allein nur bis zum Wagen?"
„O nein, Sie fahren heute mit uns aus."
„Ei, ei! Ei, ei! Das will mir nicht behagen!"
Läßt nun die Schwiegermutter sich heraus.
Der Freund reicht nun den Arm ihr hin behende,
Der Mann mit einem Herzen, schwer wie Blei,
Der reibt verbissen sich die Hände:
„Ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei!"
So könnt' ich Ihnen Vieles noch erzählen
Von dieser Sylbe „Ei," mir wär' nicht bang,
Doch fürcht' ich, und es kann nicht fehlen,
Sie sagen endlich: „Ei! das währet lang!"
D'rum fühl ich es mit Wohlbehagen,
Wer schweigt zur rechten Zeit, ist klug;
Ich hoff', Sie werden gütig sagen:
„Ei! für 'nen Scherz ist's gut genug.

Frauenherz und Eisenbahn.

Ein Frauenherz und eine Eisenbahn, sie gleichen
Beinahe alle beide sich auf's Haar,
Wer so mit beiden fährt, ist gar nicht mehr sein eigen,
Der Fremden Macht gehört er ganz und gar,
Den eig'nen Willen muß man ganz vergessen,
Ist man auf beiden einmal — aufgesessen.

Bevor man so ein Frauenherz befahren,
Da geht's mit seinen Aktien, Halleh!
Doch fängt man endlich an darauf zu fahren,
So fahr'n die Aktien zurück, o ho!
Trotz Passagier und allem Larifari
Steh'n doch die Herzens-Aktien niemals — pari.

Ein Frauenherz geht vorwärts, ungezügelt,
Es trotzt der Zeit, dem Elementenkampf,
Und die geheime Kraft, die seinen Lauf beflügelt,
Ist, wie bei einer Eisenbahn: — der Dampf.
Will es geschwinder noch in seinem Lauf von dannen,
Braucht's einen Hausdampf nur noch vorzuspannen.

Ja, mit dem Hausdampf ist gar nicht zu scherzen,
Er schraubt und pfeift in seine Seele tief,
Und schleppt oft sechszehn leere Frauenherzen,
Gleich fort mit sich, wie ein Lokomotiv.
Und ist das Frauenherz nicht weit gescheidter,
So kommt mit lauter Pfiff er immer weiter.

Ein Frauenherz weiß seine Fahrt schon zu belohnen,
Macht bei dem Hauptziel manchen Nebenschritt,
Es macht gar oft so — Zwischenstationen —
Und nimmt noch nebenbei so Manchen mit,
Und mit der Zeit, so will bisweilen uns gemahnen,
Baut sich das Frauenherz auch — Flügelbahnen.

Die Billetdour zur Fahrt bekömmt man durch die Kasse,
Sie spielen alle Farben: gelb und grau und grün,
Wer mehr bezahlt, bekömmt die erste Klasse,
Doch deshalb fahren sie nicht besser d'rin.
Und wollt Ihr in das Frauenherz dann schauen,
So sitzen in der dritten Klass' — die Grauen.

Hat man das Frauenherz versäumt, nur die Sekunde,
So geht es ab, da hilft kein Rasen, Schrei'n;
Doch laufe man nicht nach, man warte eine Stunde,
Dann kommt's zurück und ladet ein;
Oft sagt's: „Ich fahre ab!" und wartet doch noch häufig,
Im Technischen heißt das: „Der Zug geht so beiläufig!"

Jedoch, man muß gesteh'n, Sie werden schon erlauben,
Die Frauenherzen sind sehr frequentirt,
Man braucht sich nach der Fahrt nicht abzustauben,
Besonders wird man schnell da expedirt,
Im Gegentheil, man hat kaum Platz genommen,
So ruft man schon: „Ach Gott, wie bin ich angekommen!"

(Zum Publikum.)

Nicht wahr, jetzt lachen Sie wohl, meine Herren,
Weil es den Frauen gilt, ich selber sag'
Ich bitte Sie, zu viel sich nicht darauf zu sperren,
Wer weiß, was von dem Mann zu sagen ich vermag!
Ach! Sie erschrecken? Für jetzt lass' ich Gnad' ergehen,
Jedoch, geborgt ist nicht geschenkt — auf Wiedersehen!

(Ab.)

(Beim Hervorrufen.)

Wie? Hör ich recht? Ich soll noch einmal kommen,
Sie fürchten meine letzten Worte nicht?
Wohlan! Zuerst schön' Dank! (verneigt sich) und nun hab ich mir vorgenommen
— Und wie gerufen kömmt mir die Geschicht —
Ich rede jetzt, und drohte mir auch Köpfung,
Vom Herz des Mannes, vom Wauwau der Schöpfung.

Ein Männerherz — darauf muß ich mich spreitzen,
Ein Männerherz ist gleich der Eisenbahn,
Man muß das Männerherz beständig heitzen,
Und alle Augenblicke schnaubt es grob uns an.
Und nöthig sind ihm oft die bösen Zangen,
Denn sonst ist gleich sein — Feuer ausgegangen.

Ein Männerherz ist ein Waggon, ein breiter,
Man rückt da dutzendweise nur heran,
Wahr ist's, man kömmt damit wohl immer weiter,
Denn so ein Männerherz — das hält nicht an —!
Und mit dem Billetteur geht's zu! ich wette,
Oft hat's mehr keinen Platz, vergiebt doch noch Billette.

Ja, solch' ein Männerherz hat Vorzug unverholen,
Noch vor der Eisenbahn wohl irgendwo,
Man braucht kein Holz, braucht keine Kohlen,
Ein Männerherz, das heizt man auch mit — Streb.
Kurzum, es gleicht der Eisenbahn in allen Arten,
Denn, wenn man will, macht es auch — Extrafahrten.

(Zum Publikum.)

Ist's wahr? Hab' ich nicht recht? Was sagt mir Ihre Miene?
Ich weiß, Sie nehmen mir das Ding nicht schief!
Ich? ich kann nichts dafür, ich bin bloß die Maschine,
Da d'rin, der Dichter ja, das ist's Lokomotiv!
Sind Sie, Verehrteste, mit mir nicht gut gefahren,
Soll das Lokomotiv von mir es schon erfahren.

Splitter und Balken.

Gelegenheitsspaß zur Deklamation im halblokalen Dialekt.

Viel Richter gibt es auf der Welt,
Man nennt sie Splitterrichter,
Wenn Jemand was in's Auge fällt,
So schneiden sie Gesichter;
Und ziehen gleich den Splitter aus,
Und tragen ihn von Haus zu Haus,
Und fragt man so ein' Fledermaus:
„Was sind Splitter und was Balken?"
So stehen's da, die Talken!

Ein Eh'paar schmollt ein Bischen g'rad',
Da kommt dazu ein Dritter,
Der trägt's dann aus, so früh als spat,
Und 's war doch nur ein Splitter.
Kommt er zu Haus zu seinem Weib,
Fährt sie ihm höllisch auf den Leib,
Daß er nit hinter'm Ofen bleib',
Und sagen Sie auch zehn Mal: „Nein!"
Ich sag': „Da muß ein kleiner Balken sein!"

„Die Nachbarsleut',“ so sagt zum Mann d'Frau Mahm,
„Die leben gar nit bitter,
In Wochentagen essen's Millirahm,“
Das ist doch nur ein Splitter.
Ihr Mann, ein Wächter auf der Eisenbahn,
Beacht' gar nit des Weibes Bahn,
Und sie frißt täglich nur Fasan,
Und sagen Sie mir zehn Mal: „Nein!“
Da d'runter muß ein Balken sein.

„Mein Kind,“ so sagt das Weib zum Mann,
„Die, die da d'rüben hat an Ritter;
Denn er begleit't sie wie 'n Galan,“
Das ist doch nur ein Splitter,
Doch kommt er früh nach Haus, o weh,
Da sitzen zwo auf'm Kanapee,
Und diskuriren plötzlich nur von Wind und Schnee.
Und sagen Sie mir zehn Mal: „Nein!“
Im Kanapee da muß ein Balken sein.

„Ich hab' kein Geld,“ so sagt der Mann,
„Für lauter Band und Flitter,“
Und fährt dabei die Frau recht an;
Das ist doch nur ein Splitter.
Allein der hübschen Gouvernant,
Der schenkt er oft ein Seidenq'wand,
„Den Kindern z'Lieb',“ wie er's genannt.
Und sagen Sie mir zehn Mal: „Nein!“
In dieser Kindslieb' muß ein Balken sein

Manch' Rezensent, der führt sein Amt
So scharf als wie ein Schnitter,
Hat Manches schonungslos verdammt,
Und 's war doch nur ein Splitter.
Doch manchmal über schlechtes Zeug
Da macht er einen mürben Teig
Mit Zuckerkant und Lorberzweig,
Und sagen Sie mir zehn Mal: „Nein!"
Im Zucker muß ein Balken sein.

Durch Unglück macht ein Mann bankrott,
Dann kommt sogleich das G'witter;
„Er trank Champagner, lebte flott!"
Und 's war doch nur ein Splitter.
Doch sein Kassier, jetzt Millionär,
Ja, dem erzeugt man alle Ehr',
Und „Hochverehrter!" hin und her,
Und sagen Sie mir zehn Mal: „Nein!"
Solch' Balken gibt es allgemein.

Das Menschenleben anzuschau'n,
Aus Schmerz und Lust ein Zwitter;
Der Maibaum und der Distelzaun,
Sie haben Blüthen und auch Splitter,
Doch endlich kommt Freund Hain herauf,
Zieht alle Splitter aus in Hauf,
Und legt ein Bischen Erde d'rauf,
Und in dem kleinen, kleinen Schrein
Wird das der letzte Balken sein.

„Singe, wem Gesang gegeben."

Eine deklamatorische Gesangs-Stube.

„Singe, wem Gesang gegeben!"
Heißt ein deutsches Dichterwort,
Und so singt denn Alles eben
Auf Spektakel und auf Mord.
Denn es singen nicht nur jene,
Denen Sang gegeben war,
Nicht nur Nachtigallen, Schwäne,
Nicht allein der Lerchen Schaar.
Singen kann man Alles sehen, —
Hören aber nicht fürwahr —
Gänse, Enten, Raben, Krähen,
Wiedehopf und Kasuar.
Denn in unsern Singvereinen,
Singen Kinder schon Tenor.
Wenn Papa hat die Valuta
Auf der Börse zugesetzt,
Wird die Tochter assoluta
Auf's Theater 'naufgesetzt.
Wenn der Mann die Frau verlassen,
Weil er keine Stimm' im Haus,
Rächt er sich an allen Klassen,
Schreit sich in der Oper aus.
Ach ja! Wahr ist's! Das sind Wonnen!
Wenn man bei der Oper ist.

Ach ja! Zu den Primadonnen
Hatt' ich stets ein groß' Gelüst.
Beifall hört man nur in Opern,
Und sie stöhnen: „Ach!" — „Charmant!" —
Und die Männer schlagen Knoppern
Sich mit Jubel an der Hand;
Und die Frauen zucken, nicken,
Mit dem Köpfchen ohne Ruh',
Senken's, heben's mit Verzücken,
Wie ein kranker Kakadu.
Ist die Stimme ganz rebellisch,
Kann man singen gar kein Stück,
Reis't man fort und macht sich wällisch,
Kömmt als Prima dann zurück.
Ach, ich brächte gern ein Opfer,
Gäb' das Schauspiel gern in Kauf,
Nähmen mich die Notenstopfer
Nur in ihre Gilde auf.
Kömmt man doch durch Goeth' und Schiller
Nicht zu Geld und Renommé,
Wenn man sich für einen Triller,
Kauft ein Gut am Comer See.
Ja, ich will's jetzunt probiren,
Bin zu Haus ja, und allein.
Niemand kann mich rezensiren,
Ich versuch' jetzt mein Latein.
Was sing' ich geschwind — von Hayden?

(Sie singt etwas aus der "Schöpfung.")

Das ist klassisch? Fort damit!

Mozart? Gluck? Von diesen beiden?
(Sie singt wieder einige Noten.)
Damit macht man keinen Schnitt.
Sing' ich nun zum Pianoforte
Lieder, die kein Geist vermocht,
Man heißt's: „Lieder ohne Worte,"
Oder: „Kerzen ohne Docht."
Nein, ich will nicht viel riskiren,
Möglich, daß mich Jemand hört;
Will ein Liedchen bloß probiren,
Nicht zu seicht, nicht zu gelehrt.
— Doch — ach — Gott, es ist entsetzlich! —
Annonciren muß ich mich,
„Unwohl — heiser — bin ich — plötzlich —"
Bitt' um Nachsicht inniglich.
(Setzt sich und singt.)
Beim Herausrufen.
Wie? Sie haben mich gehört, und applaudiren?
Ach, das muß mich freuen, das muß mich rühren!
Und da Sie mich rufen, sicherlich,
Hab' ich alle Stimmen hier für mich,
Gegen mich vielleicht nur Eine,
Welche? — Meine! —

Schwimm-Lectionen auf dem Trockenen.

Das Wasser ist die Losung jetzt zur Stunde,
Nur „Wasser!“ schreit die ganze Welt,
In's Wasser schickt man Kranke und Gesunde,
Das Wasser kostet jetzt das meiste Geld;
Nicht zeitgemäß ist es, mit Wein den Durst zu löschen,
Wer Zeitgeist hat, der trinkt jetzt mit den Fröschen!
Die alte Heilkunst schießt man jetzt ganz Bresche,
Das neueste System ist pudelnaß,
Die Kranken, die traktirt man jetzt mit Wäsche,
Die Medizin, das ist das Wasserfaß;
Man wird geseift, gewalkt, gestriegelt,
Getrocknet, eingeschlagen und gebügelt.
Der Hoffnungslose stürzt sich nicht in's Wasser,
O nein, er stürzt das Wasser jetzt in sich!
Wie glücklich sind jetzt Dichter und Verfasser,
Ein Jeder sagt: „Mein Gräfenberg bin ich!“
Die Heilkunst bracht' es endlich schon zuwegen,
Die Leut' wie — Wassergurken einzulegen!
Doch wässert jetzt man nicht nur Patienten,
Auch die Gesunden müssen in das Wasser 'nein,
Wir schwimmen um die Wette mit den Enten,
Wir holen schwimmend jeden Karpfen ein;
Geht's fort so und die Menschheit wird noch älter,
So fängt man bald die Menschen aus dem Kelter.

Ja, schwimmen muß jetzt männlich, weiblich, sächlich,
Der ganzen Welt geht's Wasser schon am Mund!
Es ist kurios, man ist so oberflächlich,
Und geht trotz Allem dem so leicht — zu Grund.
Ein jeder Stand in allen Erdregionen,
Nimmt jetzt in seinem Fache — Schwimm-Lectionen.
Wenn auf die Handelsbörse wir jetzt gehen,
Zur Geisterstunde — zwischen Zwölf und Ein —
Da kann man eine große Schwimmschul' sehen,
Da schwimmt und plätschert, rudert Groß und Klein,
Und Mancher kann gar nicht auf's Trock'ne kommen,
Das kommt daher, er hat sich — restgeschwommen.
Sie machen Sprüng' in allerlei Gestalten,
Und Mancher springt so hoch fast wie ein Haus,
Sie schwimmen stark — um oben sich zu halten,
Doch Manchem geht gar bald der Athem aus,
Der springt vom Trampolin — doch, trotz der Mühen
Sinkt er hinab, wer wird heraus ihn ziehen?
Das Schauspiel auch, man sieht's all' Augenblicke,
Was wird es sonst als eine Schwimmschul' sein?
Der Herr Direktor hält die Kunst am Stricke,
Doch plumpt er selbst gar oft hinein,
Er rudert noch herum mit den Genossen,
Er kommt wohl noch heraus, doch wie begossen!
Die Liebe selbst — es klingt fast nicht geheuer
Gleicht einer Schwimmschul', das ist sonnenklar.
Doch die Lectionen, die sind etwas theuer!
Und gute Schwimmer sind unmenschlich rar!

Die Meister muß man da besonders honoriren,
Weil statt am Strick sie uns am Bandel führen!
Beim Lieben gibt es immer Schwimmerscenen,
Das liebend' Herz schwimmt erst in Trunkenheit,
Das liebend' Aug' schwimmt dann in Thränen,
Das liebend' Paar, das schwimmt in Seligkeit.
Und ist die Liebe bis zur Eh' gekommen,
Wird umgekehrt und gleich zurückgeschwommen!
Das Declamiren ist auch wie das Schwimmen,
Man frägt erst, wie viel Grad' die Dichtung hat?
In frischer Dichtung, da ist es gut schwimmen,
Doch seichte Dichtung macht den Schwimmer matt;
Und ist man fertig und betritt das Ufer —
So sind die beste Stärkung — Bravorufer. (Ab.)

Repetitions-Strophe.

Wie? Brauchen Sie denn noch Lectionen?
Sie lernen etwas hart, bei meiner Treu!
Die Männer wollt' ich heute schonen,
Allein sie rufen mit Gewalt ihr Loos herbei!
Wohlan! Verehrte Schüler! Hochgeschätzte!
Gebt Acht auf die Lection, es ist die Letzte!
Das erste Tempo heißt: „Das Knie gebogen!"
Das zweite heißt: „Gefaltet fromm die Hand!"
Das dritte heißt: „In großen Bogen
Beschreib' der Mann, was er empfand!"
Und mit dem größten Tempo wird beschlossen:
„Den Mund, den halte man stets fein geschlossen!"

Allein wie kurzathmig sind sie, die Liebesschwimmer!
Es ist, als hätte Jedermann den Dampf,
Sie schwimmen kaum in Lieb' so weit als wie ein Zimmer.
Ach, so bekommen sie sogleich den Krampf!
Die Tempi der Liebe auf der alten Amati.
Die sind bei den Männern jetzt: tempi passati.

Etuden.

„Etuden?" Ja, das Wort ist jetzt modern, zwar nicht chinesisch,
Nicht rococo, doch bei den Deutschen eingeführt,
Denn erstens ist dies deutsche Wort — französisch,
Wir haben's nicht entlehnt, gedieht, wir haben's — adoptirt.
Der Deutsche hat ein Vaterherz, ein leichtgerührtes,
Hört er wo ein unglücklich Wort, er adoptirt es.

„Etuden!" Ein Wort, das man vor Jahren noch nicht kannte,
Ein Wort, für's Affektiren recht gemacht,
Doch „Studien!" Das Wort versteht ja nicht die Gouvernante,
Da würden wir von ihr nur ausgelacht,
Studiren! Ach, das klingt so deutsch, so diesseits rheinisch,
Dann heißt es auch „geochst" auf gut Lateinisch.

Etuden ist das Steckenpferd jetzt aller „Isten,
Die fühlen sich jetzunter ganz charmirt,
Hornisten, Pianisten, Harfenisten, Geigenisten,
Und Alles, was das Hirn uns irepanirt;
Studiren ist so schwer, daß man es gar nicht könnte,
Brächt' man's zuwege nicht durch Instrumente,

Und weil es jetzt so gäng' und gebe ist im Leben
Daß man studirt im Angesicht vom Publikum,
Genire ich mich heut' auch ganz und gar nicht eben,
Und studire hier nur ein mein Künstlerthum;
Geschwind! Es ist schon Zeit! Est periculum in mora!
Wir Frauen absolviren blos die Humaniora!

Ich hab' studirt Cothurnum, der so zu sagen
Die Stelzen des hohen Stöckels Tragödie;
Ich hab' studirt den Soccum, den sie tragen,
Das heißt, die woll'nen Socken in der Komödie,
Die Bühnen sind kuriose Dikasterien,
Wer da gar nichts studirt, bekommt die längsten Ferien!

Mit deutschen Bühnen geht es, wie mit alten Burgen,
Sie fallen ein, wie immer man sie renovirt,
Tantièmen nützen nichts und Dramaturgen,
Die Dichter selbst sind schon zu strapazirt,
Sie schreiben nicht für Thalien, Melpomenen,
Sie schreiben Rollen nur für Diesen und für Jenen.

Ach, wär' ich nicht ein Frauenzimmer und rangirte
Nach Herrn Linné zum schwächlichen Geschlecht,
Ich ginge unter die Recensenten und traktirte
Die deutschen Bühnen, so wie ich's gern möcht'!
So aber, da die eine Bühne täglich nur wird schlimmer,
Probir' ich's mit „Lokal." „Es thut's halt nimmer!"

„Lokal-Studen!" Wie oft studirt nicht eine schöne Dame
So auf ein Hochdeutsch, sieben Stockwerk hoch,
Daß mit Accent, dem reinsten, sie auskrame,
Was sie aus Modebüchern in sich sog,
Doch wie so schön deutsch sie spricht, als wie aus einer
Schachtel,
Versetzt das Wienerische ihr plötzlich eine „Dachtel!"

O Frühling, schwärmet sie, ich muß hinaus nach Baden,
Es hüllt Natur sich schön in ihre Feiertracht,
Die Blüthen und die Blumenkelche laden
Mich dringend ein mit ihrer Zaubermacht,
Daß ich des Morgens munter in den Düften wandel',
Und Abends geh' ich zu der „Milli-Mariandel!"

Dann spricht sie vom Theater mit Mundverdrehen,
Ach, gestern war ich in dem Volksstück draus,
Ach, das Jargon! Man kann sie kaum verstehen,
Man hält ja diesen Dialekt kaum aus!
Mein Mann lacht über diese Sprache der Barbaren,
Ich aber sag' ihm: „Laß mi aus mit dem Schmarren!"

Am Putztisch sitzt sie, und der Freund daneben,
Sie spricht von Poesie und Literatur:
„In Schiller nur allein ist dichterisches Leben,
Da ist der Styl so klar, vom Fremden keine Spur,
Die Sprach' so rein, so zart, so klar und edel," —
Da sticht die Zofe sie, sie schreit: „Schlampele Gredel!"

Geschmeidig ist die Sprach', genannt: Die Wienerische,
Sie fügt sich gleich dem Witz und dem Gemüth,
Sie kann auch edel sein in ihres Kernes Frische,
Sie kann auch zärtlich sein in einem kleinen Lied,
Und duftig ist sie dem, der nur sie weiß zu pflegen
Wie's erste Feigerl auf den „Marzi-Regen!"

Auch zum Gesang ist sie, o lächeln Sie nicht höhnisch,
Auch im Gesange ist sie mild und sanft und weich,
Zwar nicht für den Salon, nicht italienisch,
Doch für ein Liebchen und ein Stübchen überreich,
Und sollt' es Sie, Verehrte, nicht ermüden,
Studir' ich hier noch einige Etuden.

(Hier wird ein Gesangsstück eingelegt.)

Doch stille, jetzt ist ja die Saison, die Staggione,
Auch welsche Oper, wie man lieber will,
Jetzt ist Saison für Spargel und Canzone,
Du einfach' G'sangl, Du, sei mäuschenstill,
D'rum leg' ich meine kleine Stimme jetzunt nieder,
Johanna geht, wenn man sie ruft — so kehrt sie wieder.

Tres faciunt Collegium.

oder

Das Consilium der kranken Liebe.

Ein humoral-pathologischer Scherz.

Allopathie.
Homöopathie.
Hydropathie.

Allopathie.

Verehrte Kollegen! Um ein Consil zu halten,
Beschied man heut' uns allzumal hieher,
Es ist auch darin g'rad noch so beim Alten,
Wenn man drei Aerzte ruft, so nützt's nichts mehr:
Und überflüssig sind die beiden Andern,
Der Kranke war ja so schon nah' am Wandern!

Homöopathie.

So lange Leib und Seel' zusammenhalt noch, offen,
So lang' giebt man die Hoffnung noch nicht auf;
Denn ist auch für den Kranken nichts zu hoffen,
Ist Hoffnung für den Doctor doch vollauf:
Viel' Aerzte sind ein Trost doch für die Erben,
Sie machen dem Patienten leicht das Sterben!

Hydropathie.

Drei Aerzte, so, das heißt auf Tod und Leben!
Das ist bewiesen mit Recepten-Schrift,
Denn können sie die Krankheit auch nicht heben,
So machen sie sie wenigstens verblüfft!
Sie fährt vor Schrecken in die Erd', und in Gedanken
Nimmt sie gar oft auch mit hinab den — Kranken!

Allopathie.

Die Kranke, die uns heute ruft, heißt: „Liebe,"
Es fühlt sich unf're Liebe jetzt so schwach,
Ihr fehlt der Appetit zum edlen Triebe,
Sie lüstert nur manchmal nach „O!" und „Ach!"
Sie fühlet sich so matt, so abgeschlagen,
Ich glaub', es liegt der Liebe was im Magen!

Homöopathie.

Ist Liebe krank? Daher mag es wohl kommen,
Daß man sie jetzt gar nirgends sieht.
Doch sagt, was hat sie für Arznei genommen?
Nur nicht zu viel, wie das so oft geschieht!
Für kranke Lieb' sind keine Mittel nöthig,
Man heilt am besten sie durch — Diätetik.

Hydropathie.

Was wird's viel sein? Was kann der Liebe fehlen?
Freund Hain ist ferne noch mit seiner Hipp',
Sie geht zu leicht gekleid't in unsern Sälen,
Dann kömmt sie oft in Zug — und kriegt die Gripp'!
Nur Wasser! Wasser! Wasser! Tausend Flaschen!
Mit kaltem Wasser ihr den Kopf gewaschen!

Allopathie.

Ich glaub', die kranke Liebe zu kuriren,
Ist's nöthig, daß man allopathisch bleibt;
Die schwächste Lieb' wird neue Kraft verspüren,
Wenn man recht viel ihr nur — verschreibt!
Und ist die Liebe auch schon halb verkommen,
Durch viele Mittel wird sie zu sich kommen!

Homöopathie.

Der Liebe Uebel gar zu oft entstehen
Aus einem „Nichts," wie Jeder wissen muß;
Man muß sie wieder d'rum mit Nichts versehen,
Nach dem System: „Similia similibus!"
Will d'rum ein Mann zur Lieb' ein Herz entfachen,
Kann er mit Nichts superb die Kur jetzt machen!

Hydropathie.

Der Zustand unf'rer Liebe ist gar kritisch,
Ihr Alter kömmt dann leider auch dazu,
Quia senectus ipsa! Ist arthritisch!
Da drückt die Liebe eigentlich der Schuh!
Da wird das Sturzbad wohl mit Glück genossen,
Denn alte Lieb' ist immer wie begossen!

Allopathie.

Ich glaube so nach meiner Diagnosis,
Es hat die Liebe Splitter im Gehirn,
Da ist es gleich, ob groß, ob klein die Dosis,
Da nützet gar nichts sonst als — trepanir'n!
Denn sicher ist's, bei einem off'nen Kopfe
Wird Lieb' geheilet selbst beim größten Tropfe!

Homöopathie.

Dasselbe Mittel macht gesund die Kranken,
Das krank auch die gesunden Menschen macht,
Die Lieb' macht krank schon den Gedanken,
Hat sie auf Nebenbuhler nur Verdacht,
D'rum muß man kranke Lieb' damit kuriren,
Sich zwei Liebschaften stets zu reserviren!

Hydropathie.

Daß man die Krankheit erst so recht ergründe,
Dünkt mir ein überflüssiger Versuch,
Mir ist das Alles Eins! Ich finde
Die Kranken gleichen einem Stücke Tuch;
Man wirft in's Wasser sie, so wird man sehen,
Ein Theil der Krankheit wird schon ein dann gehen!

Allopathie.

Die alte Heilart bleibt doch stets die beste,
Sie heißt: „Contraria Contrariis!"
Nicht „Gleich mit Gleich" kurirt Hygea's Gäste,
Das Gegenmittel doch kurirt gewiß!
Ich sag', daß letzte Mittel für die Liebe
Heißt: „Man behandle sie mit Gegenliebe!"

Homöopathie.

Die Liebe hat den Ausschlag uns gegeben,
Sie spricht für Homöopathie.
Man braucht nicht Unz' und Drachme ihr zu geben,
Der kleinste Skrupel wirket schon auf sie.
Noch ein Beweis, mit dem ich überrasche,
Die Liebesapothek' steckt jetzt -- in der Tasche.

Hydropathie.

Die Liebe, ihre Leiden, Qual und Sehnen,
Behandelt glücklich nur Hydropathie!
Das Wasser, das sie heilt, es sind — die Thränen,
Des Abends spät und auch des Morgens früh;
Denn Liebe lebt, das seh'n auch uns're Hasser,
Bei Tod und Trennung nur vom — Scheidewasser!

Allopathie.

Beschließen wir das „multa“ oder „multum.“
Sonst stirbt sie ohne unsre Hilfe noch!

Homöopathie.

Nun gut! Wir sagen endlich: „Est consultum!“
Und mit der Kranken bleibt's beim Alten doch!

Hydropathie.

Ja! Ja! im Hauptpunkt sind wir Alle einig;
Stirbt sie nicht langsam, nun, so stirbt sie schleunig!

Alle drei (zum Publikum).

Und nun empfehlen sich die Herr'n Doktoren,
Wenn sie heut' ihr Vertrauen nicht verloren.

Beim Herausrufen spricht die
Allopathie.

Wie, Sie verlang'n noch ein Consilium?
Fürwahr, wir kommen gern und sagen's ehrlich,
Doch unser Dank, der macht uns dennoch stumm,
Und wahrlich dieser Dank ist ungefährlich!

Kein Malheur, jedoch fatal.

Ein jeder Mensch wird oft im Leben
Geneckt von einer Zufallsschaar,
Die g'rad' kein Unglück sind, doch geben
Zu schaffen sie genug, fürwahr!

Es sind so kleine Nadelstiche,
Sie ritzen flüchtig uns die Haut,
Dabei ist das das Aergerliche,
Daß man zu schrei'n sich nicht getraut.
Es sind so winzige Schicksalhieber,
Zwar nicht aus Stahl, ja kaum aus Blech,
Die Britten nennen's „Trick," die Deutschen „Stüber,"
Jedoch die Römer nennen's „Pech."
Es thut nicht weh, man kann nicht d'ran ersticken,
Es ist ganz eigener Natur.
Poeten nennen's „Schicksalstücken,"
Der Grieche nennt's „A Sekatur."
Kurz, Jedermann passirt oftmal,
Was g'rade kein Malheur, jedoch fatal.

Ein Schnupfen, der Katarrh der Nase
Ist nicht gefährlich, thut nicht weh,
— „Gebrat'ne Zwiebel," sagt die Base,
Ein Weib ist stets ein Arzt, per se! —
Jedoch verdirbt dem Redner er die Phrase,
Wenn er hinaufgeht so in's C.
Der „Himmelsstrahl" wird zu n'm „Hibbelstahl,"
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Ein junger Geck, ganz schlank gestengelt,
Tritt Abends in den Cirkel ein,
Doch wie er nach dem Handkuß gängelt,
Tritt er dem Pintscher auf das Bein,

Und als er schnell sich seitwärts schlängelt,
Da stolpert er in Glasschrank 'nein;
Fällt im Umstürzen über einen Schemel,
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Französisch wird gespielt, und alle Väter
Geh'n en famille in's Schauspielhaus,
Es lacht der Kunz, es lacht der Peter,
Das sieht, als ob's verständen, aus.
Da sitzt ein Rezensent, kein Wort versteht er,
Zieht doch gelehrt die Stirne kraus;
Versprechen muß er's, welche Qual!
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Ein Dichter sitzt im Musenkobel,
Dort unter'm Dachstuhl hoch und schreibt,
Er träumt sich in das Reich der Zobel,
Das ihm ein Bischen Wärme treibt,
Vergnügt legt er den letzten Hebel
An sein Gedicht, und feilt und reibt;
Da sagt des Miethsherrn Prof.: „Es ist Quartal!"
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Ein Elegant macht schon seit Jahren
Der reichen Witwe da die Cour,
Entsagt dem Spiel, den göttlichen Cigarren
Verändert völlig die Natur;
Auf Bälle, in's Concert zu fahren,
Ist stets ein fertiger Merkur,

Da plötzlich tritt herein der Witwe — Ehgemahl —
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Bei einer Landpartie von zwölf Personen
Hat man superb sich amüsirt,
Man macht den Ritter hung'riger Amazonen,
Man hat im Gasthaus Alles arrangirt,
Kaffee, Melange, saure Milch, Melonen;
Zuletzt, als er die Kosten repartirt;
Heißt es: „Bezahlen Sie, wir rechnen dann zumal!"
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Ein Seladon sinkt zärtlich girrend
Vor der Geliebten auf die Knie,
Er spricht so süß, so hirnverwirrend
Von der Gefühle Sympathie;
Sie ist gerührt, und tändelnd, kirrend,
Fährt in sein üppig Haupthaar sie
Die Täuschung flieht, die Wahrheit zeigt sich kahl,
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Bei dem Diner sitzt man oft dritthalb Stunden,
Doch essen kann man kaum etwas,
Die Dame rechts hält uns gebunden,
Die Dame links will das und das,
Indessen ist der Teller stets verschwunden,
Die Diener sind schnell auf der Paß,
Mit Ruh' genießt man nur die Mundwasserschal',
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Im Prunksalon, im großen Kreise,
Ließ't man ein Trauerspiel uns vor;
Doch Einer, — ich glaub', er that weise —
Den fernen Winkel sich erkor,
Entschläft, fängt an zu schnarchen leise,
Dann immer lauter im Tenor,
Zuletzt schnarcht er im Brustbaß durch den Saal.
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Ein saures Brot ist's Deklamiren,
Jetzt leider fast das täglich' Brot,
Wenn Sie es einmal nur probiren,
Erbarmen Sie sich unsr'er Noth.
Ach, welche Angst' Wenn Sie nicht applaudiren,
Dann ist der Dichter Schuld an meinem Tod:
Er selber schrieb nichts mehr ein ander Mal,
Für Sie zwar kein Malheur, für ihn jedoch fatal.

Beim Hervorruf.

Ich komme schnell, um Ihnen zu berichten,
Daß, weil Sie gar so gütig richten,
Beschließt der Dichter, ferner noch zu dichten,
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal.
Ich auch, wenn Sie so mild regieren,
Und mich citissime citiren,
Ich werde ferner deklamiren,
Doch wär's für mich Malheur, wenn's Ihnen wär' fatal.

Das ist da gewesen, und das ist noch nicht da gewesen.

Launiges Duo.

Er.

Der Winter kömmt, Lawinen gehen nieder,
Im schweren Schlummer liegt Natur wie Blei,
„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder"
Nur die Concerte blühen immer frisch und neu.
Die Akademien sind unsre Winterrosen,
Es schneit Artisten, es regnet Virtuosen,
Und Wunderkinder wiegen sich in unsern Ohren,
Von denen werden jetzt nur Drillinge geboren;
Man geht gelangweilt fort von all' dem Klimperwesen,
Und sagt verdrüßlich: „Das ist da gewesen."

Sie.

Doch gibt's im Leben noch kuriose Dinge,
Die funkelnagelneu und noch nicht da gewesen sind,
Daß ich ein Beispiel nur geschwind jetzt bringe:
Die Wasserheildoktoren, hochgesinnt,
Sind im Vereine jetzt zusamm'gekommen,
Ein Jeder hat ein Faß voll Wasser mitgenommen,
Ganz Deutschland horchte hin auf das Ereigniß;
Ich aber, ich, ich hab' das große Weinverzeichniß,
Das sie zum Wassertrinken durchgelesen,
Und muß gestehen: „Das ist noch nicht da gewesen"

Er.

Ein neues Stück erscheint doch endlich noch in Jahren,
Die Künstler geben sich die größte Müh',
Das Publikum, das strömt herbei in ganzen Schaaren,
Gefüllt sind Logen wohl, Parterr' und Gallerie;
Man lacht, man hört nicht auf zu applaudiren,
Man glaubt, es müßt' die Leute amüsiren,
Der Rezensent geht fort zu Bier und Schweizerkäsen,
Und sagt nichts weiter, als: „Das ist schon da gewesen."

Sie.

Ein Stück fällt durch, und allgemeiner Tadel
Spricht laut sich aus im Bühnenpublikum;
Die Sprache matt, der Inhalt ohne Adel,
Die Charaktere flach, die Lösung dumm;
Glaubt Ihr, dem Dichter gingen auf die Augen?
Er sagt vielleicht: „Das Ding mag doch so viel nicht taugen."
Und: „der Rezensent sagt's nicht aus bloßem Bösen,"
Glaubt Ihr das? „O nein, das ist noch nicht da gewesen!"

Er.

Mathilde sitzt, wie eine Rose blühend,
Im Abendkreis auf einem vis à vis,
Und ihr zur Seit' Emil, ganz liebeglühend,
Und schwört, er lieb' allein nur sie,
Und spricht: „O, wenn Sie wüßten, welch' ein süß' Behagen
Es ist, ein liebend Bild im Herzen tragen."
Und sie erwiedert mit naivem Wesen:
„Ach! das ist Alles längst schon da gewesen."

Sie.

Sabine schmollt, er liegt zu ihren Füßen,
Ein Körbchen voll Geschenke bringt er ihr;
„Vergieb, mein Herz, ich will ja gerne büßen,
Aus diesem wähl' das Allerschönste Dir.
Denn solche Lieb', wie die zu Dir entbronnen,
War noch nicht da im Lauf der Weltensonnen."
„Ich glaub's, sagt sie, und wählt das Schönste der Pretiosen,
„Ja, mein Geliebter, das ist noch nicht da gewesen."

Er.

Wenn man die Rose einmal hat gerochen,
Wenn einmal uns entflammt die Glut,
Wenn ein Gedicht man einmal hat gesprochen,
Wann nur einmal man aufgehabt den Hut,
Wenn man nur einmal uns vergöttert,
Wird man auf einmal auch entblättert,
Da heißt's sogleich von Wien bis zu den Irokesen,
Mit einer Stimme nur: „Schon Alles da gewesen."

Sie.

Zwar Vieles war schon da, zum Beispiel Sängerinnen,
Die ohne Stimme machten schrecklich viel Metall;
Zwar Vieles war schon da, zum Beispiel Tänzerinnen,
An deren Wagen zog ein edler Menschenstall;
Jedoch, daß je ein Denker, ein Gelehrter,
Ein Dichter, ein Autor, ein vielbewährter,
Wär' ausgezeichnet wie die leeren Flitterwesen,
Beim Himmel! „Das ist noch nicht da gewesen."

Er.

Es bildet, um was Großes zu vollführen,
Sich ein Verein mit edler Müh' und Fleiß,
Die Sammelbögen alle cirkuliren,
Ein Jeder sendet sie in seinen Kreis.
Da sitzt ein Filz, versteht sich, ein Reicher,
Gefüllt mit Armenschweiß sind seine Speicher,
Er nimmt den Bogen, und nachdem er ihn gelesen,
Sagt er nichts, als: „Das ist schon da gewesen."

Sie.

Man ist jetzt wie verrückt fast mit den Todten,
Auf Mozart und auf Haydn trinkt man Meere aus,
Von ihren Werken kauft man keine Noten,
Man kauft nur Lanner oder höchstens Strauß.
Wir haben Steine nur für Monumente;
Daß man jedoch das kleinste Steinchen gönnte
Zu einem Haus für den, der noch nicht ist verwesen,
Für Einen, der da lebt — „das ist noch nicht da gewesen."

Er.

In einer Kunstausstellung auf und ab zu wandern,
Ist ein Genuß, das heißt, man thut, als ob es einer wär',
Nur „Genrestück!" O Ochs und Kuh und Flandern!
Und Besenbinder, Bettlerkarren sammt der Mähr'!
O! die Natur ist hier natürlicher noch als natürlich,
So ungenirt, so sans façon, so geistreich unmanierlich:
Man schaut es an, das Mauvais genre-Wesen,
Und denkt: „Natur, Du bist zu oft schon da gewesen."

Ein Kranker liegt im Bett und weiß sich nicht zu rathen,
Der Extrapoſten gibt's jetzt viel in's — Unterland,
Gevatter Tod hat jetzund viele Pathen,
Homöopathen, Hydropathen, Pathen allerhand;
Ein Konſilium war beſtimmt, ſchon kömmt der Eine,
Und fragt: „War's Konſilium da um Neune?"
Der Kranke ſchöpft nun Hoffnung, zu geneſen,
Und ſagt: „Nein, Gottlob! das iſt noch nicht da geweſen."

Er.

Die Sonnenfinſterniß, die machte viel Gerede,
Mir ſchien es ſo ein großes Wunder nicht,
Was war's? Um Sechſe war die Welt noch öde,
Ein Schleier wehte um die Erde dicht;
Und aus der Stadt begann hinaus zu gehen,
Um gut zu ſehen, wie man nichts wird ſehen,
Was macht man da für großes Federleſen?
Die Sonn' verfinſtert? „Nein! das iſt noch niemals da geweſen."

(Beim Herausrufen.)

Sie ſind zufrieden, Sie ſchlagen in die Hände,
Sag' ich: „Sie ſind zu mild." — Das iſt ja eben da geweſen.
Sie rufen uns heraus, wir kommen auch behende,
Und ſo mit Herzensluſt, als wären wir noch gar nicht da geweſen.

Man macht dann einen Knix, und das ja nicht zu vermeiden,
Man legt die Hand auf's Herz: Das ist schon da gewesen.
Und ist der Dichter da, zeigt man auf ihn bescheiden,
Doch daß man's auch so meint, das ist noch niemals da gewesen.
Dann geben wir noch Zuwag ein'ge Zeilen,
Wie diese hier, und das ist auch schon da gewesen.
Dann geh'n wir ab, doch eh wir aus dem Haus so eilen,
Nicht noch einmal zu kommen? Das ist noch nicht da gewesen.

Das alte Liedlein von der neuen Zeit.

Eine Bagatelle.

Mit einem Lied der Zeit soll ich die Worte würzen!
Die Zeit ist gar kurios! Mir wird ganz bang!
Wenn ich versuch', sie jetzt hier zu verkürzen,
Wird sie dadurch vielleicht erst grad' recht lang:
Jedoch, ich mach' es so wie alle Leut',
Wenn's nicht geräth, so that's der „Geist der Zeit."

Der „Geist der Zeit!" ja, wer den Geist erfunden,
Der war gewiß ein grundgelehrter Mann:
Geht Alles schief, zu allen Lebensstunden,
Man hängt die Schuld dem Geist der Zeit nur an:
Wenn Jemand eine Dummheit macht, vier Finger breit,
Wer hat die Dummheit dann gemacht? Der Geist der Zeit.

Der Geist der Zeit? Ei was! Es gibt gar keinen;
O, glauben Sie es mir, es ist nicht wahr;
Die Zeit läßt keinen Geist erscheinen,
Und dann der Geist hat keine Zeit fürwahr.
Ein Jeder denket: „Du bist dumm und ich gescheidt,"
Und nennet den Gedanken: „Geist der Zeit."

Der Geist der Zeit, der ist ein gar kurioser,
Sie malen ihn verschieden, die Genies;
Im blauen Igel schildert ihn der Moser,
Und Veranger beschreibt ihn in Paris;
Der Holzhau'r selbst, er spaltet seinen Scheit,
Und schimpft: „So spaltet sich der Geist der Zeit!"

Der Zeitgeist wirft in Zeitenstrom die Kiesel,
Und glaubt, er hält den Strom der Zeit nun auf!
Allein dadurch wird laut nur sein Geriesel,
Er murmelt lauter nur in seinem Lauf;
Man ruft dem Strome zu: „Halt? Woher? Wie weit?"
Der Strom geht über, das ist auch der Geist der Zeit.

Der Geist der Zeit hat lange still gegohren,
Er lag in Schmerz, in Qual zusammgekufft,
Er krümmte lange sich, und hat geboren
Ein Zwillingspaar, sie heißen: „Dampf und Luft,"
Der Geist der Zeit, das heißt: „Der Mensch im Kampf
Mit Aktien auf Luft und Aktien auf Dampf."

„Die Zeit wird mir zu kurz," sagt bald wohl Einer,
Doch Niemand sagt: „Zu kurz wird mir der Geist:"
„Der Geist bringt Rosen," also sagt wohl Keiner,
„Die Zeit bringt Rosen," sagen Alle meist,
Und wo der Zeit ein Geist die Rosen knickt,
Da hat der Geist der Zeit an ihnen sich erquickt.

Der einz'ge Geist der Zeit, das ist die Mode,
Der Zeitgeist ist nur das, was jeder g'rade trägt,
Die Zeit allein macht Alles zur Methode,
Und Geist hat der, der sich in ihr bewegt;
Der Zeitgeist sagt: „Man fährt bei Jemand vor,
Und schickt statt sich die Karte mit dem — Ohr."

Der Geist verlangt, den Menschen zu gefallen,
Die alten Häuser einzureißen dort und hie,
Die Zeit sagt: „Wartet bis von selbst sie fallen,
Allein dazu schickt auf die Börse sie;"
Der Hausherr nebenan wird's wahrlich nicht verweigern,
Denn dann kann mit dem Zeitgeist er den Zins auch steigern.

Geht in das Gasthaus man, zum Mittagessen,
So ist der Zeitgeist da als Homöopath;
Begehrt man Wein, so läuft der Zeitgeist unterdessen
Zum Keller schnell hinab als Hydropath,
Und wenn der Kellner dann die Rechnung zieht,
So ist's der Zeitgeist auch, der Alles doppelt sieht.

„Die ganze Welt soll schwimmen, auch die Frauen,"
So will's der Zeitgeist, oder das Geschick;
Und o, wie oft kann man sie schwimmend schauen,
Sie kommen oftmals gar nicht los von ihrem — Strick.
Der Zeitgeist spricht zum Mann: „Cigarren raucht,"
Weil zu Cigarren keinen Kopf man braucht.

Der Zeitgeist sagt wohl auch: „Man deklamire,"
Allein mit Maß und rasch und dann gleich fort,
Denn dauert's wiederum bis halber Viere,
So bleibt kein Hung'riger auf seinem Ort;
So spricht der Zeitgeist, und Sie schweigen? gar kein Wort?
Verstehe schon, das heißt: „Du schreite mit dem Zeitgeist fort!"

Gehorsamer Diener, das ist ein Wiener!

Eine häusliche Naturbeschreibung.

„Ein Wiener oder kein Wiener?" Das sind die Fragen,
Sobald ein Wiener einen fremden Menschen sieht,
Denn da hilft kein Reden, hilft kein Sagen,
Man kennt's am Nasenspitzchen und am Augenlied',
Ob das ein Wiener ist, oder nicht,
Es ist Etwas, das sicher zu uns spricht:
„Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!"

Erwacht Jemand zeitlich, früh am Morgen,
Und ist sein erst' Geschäft in aller Früh,
Daß er das Wetter prüft voll Sorgen,
Und spricht: „Ach, heut' ist's nichts mit unsrer Landpartie"
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Ein schönes Weib erhebt sich aus dem Bette,
Sie schellt, es muß schon halber Zehne sein,
Und ruft dem Stubenmädchen schnell: „Nanette,
Bring' die Theaterzettel und mein Kind herein."
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

Es steiget Jemand ab; — im Gasthof' angekommen,
Bevor man ihm noch seine Zimmer wies,
Noch auf dem Wagentritt, läßt er den Kellner kommen,
„He! Sie! Was steckt für Braten denn am Spieß?"
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Ein Mädchen sitzt auf weichem Sopha, auf dem Kissen
Ist nur französische Lektür' zu seh'n!
Und ihr Galan versuchte, die Stirne ihr zu küssen;
Sie schreit: „Monsieur! Ob Sie mir weiter geh'n!"
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

Im Kaffeehauf' greift Jemand nach der Zeitung schnelle,
Als wollte er sie fressen mitsammt dem Griff und Holz,
Er lies't nicht Aufsatz, nicht Gedicht und nicht Novelle,
Er suchet bloß: „Was sagt der Kerl von Scholz?"
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Bei Herrn Mechetti suchet eine schöne Dame
Durch die Lorgnette sich viel Musikalien aus;
Beethoven, Mozart wirft sie fort zum alten Krame,
„O, haben Sie nichts Neues denn von Strauß?"
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

Ein Buch erscheint, voll Dummheit und voll Lügen,
Es liest in Deutschland schon kein Mensch den Mist;
Da kömmt ein Mann, der kauft's mit gier'gen Zügen,
Warum? Weil's dumme Buch — verboten ist.
Gehorsamer Diener,
Das ist ein Wiener!

Ein Taschenspieler wirft hinüber und herüber
Die Sträußchen aus, wohin er traf;
Die Ein', die kein's erwischt, steht auf, und wie im Fieber
Streckt sie die Hand, arbeitet wie ein Telegraph,
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

„Heut' geh' ich in's Theater! Da ist eine Feier!
Höchst interessant und geistreich auch zumal!
Denn denken Sie sich nur! den „Zauberschleier,"
Den giebt man heut' zum zweihundertesten Mal!"
Gehorsame Dienerin,
Das ist eine Wienerin!

Ein junger Mann hat eine Redensart nur angenommen,
Er sagt das ganze Jahr nichts, als: „Ich küss' die Hand!"
Für Dank, für Bitte, für Abschied und für Willkommen,
Sagt dieser Redner gar nichts, als: „Ich küss' die Hand!"
Gehorsamer Diener,
Ist das vielleicht ein Wiener!

Auf's Land geht ländlich eine Schöne,
Das Haar gescheitelt ohne Schlupf,
Im Nixikül, da stecken die romant'schen Pläne.
Ein Tubus und ein Gugelhupf —
Gehorsame Dienerin,
Ist das eine Wienerin?

Es ist Concert, wie tausende schon waren,
Hineinzugeh'n hat Niemand ein Gelüst,
Doch geben Sie hinein zu Schaaren,
Ein Jeder sagt: „Weil's für die Armen ist."
Gehorsamer Diener,
So ist der Wiener.

Viel Frauen sparen heimlich und im Stillen,
Sich manchen Gulden für die spätern Jahr;
Da kömmt ein Aufruf: „Um des Himmels willen!"
Da bringen sie ihr Spargeld fröhlich dar! —
Gehorsame Dienerin,
So ist die Wienerin.

Wer applaudiren kann mit Händen und mit Füßen,
Mit Beifall füllen kann das ganze Haus,
Wer im Vergnügen völlig kann zerfließen,
Und „Bravo!" rufen und „Heraus!" —
Gehorsamer Diener,
Das ist ein lieber Wiener!

(Beim Hervorrufen.)

„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden!"
So spricht das Fräulein Johanna d'Arc;
Sie ward gerufen, und kam von ihren Heerden,
Und neigte sich wohl drei Mal noch so stark.
Gehorsame Dienerin,
Vielleicht war's eine Wienerin!

(Beim zweiten Hervorrufen.)

„Ist man irgendwo gut aufgenommen,"
So sagt Preciosa wiederum,
„So soll man ja nicht zwei Mal kommen!"
Ich aber wüßte nicht warum?
Gehorsame Dienerin,
Das war keine Wienerin.

Kalenderweisheit und Aprilnarren.

Der Lenz ist da, der Lenz mit seinen ersten Blüthen,
Die Veilchen blüh'n im März, die Narren im April,
O, im Aprile sind die Narren gut zu miethen,
Da schickt man sie, wohin man selbst nur will.
Doch nur der Erste ist bestimmt zum Narrenfeste,
Denn nur bei Narren heißt's: „Der Erste ist der Beste!"

Ach! dem Kalender ist jetzunder nicht mehr zu trauen!
Die Zeit läuft rasch, Kalender hat den Fuß verstaucht.
Neujahr! — Da kann man jetzt an jeder Thüre schauen,
Daß keinem Menschen man was Gut's zu wünschen braucht!
Ja, im Kalender, steht wohl stets die alte Leier,
Doch, wenn sie „Frühling" schreib'n, dann wird das Holz erst theuer!

Und was für Aberglauben sie verbreiten
Im Volk, das wird mit Worten kaum gemalt!
Im Februar heißt's: „Lichtmeß ist!" und gleich zur Seiten:
„Vom ersten Viertel wird der Zins bezahlt."
Die Zeit ist nie jetzt an der Zeit, wenn Sie erlauben,
Allein es gibt schon Hausherrn, die so was noch glauben.

Dann heißt es: „Faschings-Ende," und dann wieder:
„Fasten!"
Ja, im Kalender steht es so, doch anders auf dem Tisch!
Wir essen mit Parteigeist und dem Geist der Kasten! —
Wir nehmen Theil mehr an dem Ochsen, als am Fisch!
Und daß man für den Hausball seinen Schmuck verpfände,
Die Zeit fängt g'rade an am „Faschings-Ende!"

Im März, so heißt's, erwacht der Lenz und seine Sänger,
Erwacht Natur aus ihrem Schlaf, wie Blei,
Allein jetzt schlummert die Natur schon etwas länger,
Und Herr von Lenz, der schnarcht oft noch im Mai.
Des Lenzes Sänger sind, wie Alle jetzt — dramatisch,
Ganz fest auf'm Blatt, der Gesang ist problematisch.

Schön's Wetter gibt es, wenn an diesem, jenem Tage
Der Bär ein wenig aus der Höhle geht,
Allein, auch das ist mir Kalendersage,
Wie jede Eh'frau das von selbst versteht,
Da geht der Bär aus seiner Höhl' tagtäglich,
Und doch gibt's Donnerwetter stets nachträglich.

Und weil der März vergeht mit Hoffen und mit Harren
Auf einen Frühling, der nicht kommen will,
Und Hoffen, Harren gar so Manchen macht zum Narren,
D'rum sind die Narren zeitig im April.
Man kann sie foppen, necken, schicken da am schlimmsten,
Denn die geschickten Narr'n, die sind auch stets die dümmsten.

„Die Frauen sind April," so sagen doch die Männer,
„Bald trüb', bald heiter, kühl jetzunt, und gleich d'rauf heiß!"
Und weil sie sind April, so schicken ihre Gönner
Am Ersten sie ein Bischen auf das Eis.
Aprilgeschickt sind stets die Hochgeschätzten,
Vom ersten Jänner bis December dann den letzten.

Der Jüngling fragt, und fragt es zehnmal wieder:
Ob er gewiß auch unsre erste Liebe sei?
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!"
Erwiedert sie und senkt das nasse Aug' dabei.
Auf diese Art kann man mit Wort und Blicken
Am lichten Mai in den April sie schicken.

Nur keinen Narren soll man sich zum Ehmann wählen,
Die sitzen über'm Hals und stets zu Haus,
Man muß mit ihnen stets zu Haus sich quälen,
Denn Narren gehen nur das ganze Jahr nicht aus!
Schickt man sie nicht in den April zuweilen,
Sind sie so ungeschickt, uns lanzuweilen.

Kein Mensch kann ja dem Weltenloos entgehen,
In den April wird jeder Mensch geschickt,
Er mag nun fahren, reiten, kriechen, gehen,
Das kümmert den nicht, der ihn schickt,
Doch wunderbar! Ein Narr, der kriecht, kömmt immer weiter
Als sonst ein Kluger kommt, und wär' er auch ein Reiter

Am allermeisten doch, am allermehrsten,
Schickt selber sich der Mensch in den April,
In dieser Hinsicht zählt er stets den Ersten,
Da steht ihm der Kalendertag stets still.
Von einer Hoffnung schickt er sich zur andern,
Um bis zum Grabe stets April zu wandern

Und — die Concerte jetzt und Akademien,
Die schicken gar in den April bei Nacht.
Da sieht man, was die Künst' für Lichter ziehen,
Wenn man die Kunst so recht beim Licht betracht'.
Doch still! Viel Lichter seh' ich hier, an allen Ecken,
Da muß sich so ein kleines Lichtlein gleich verstecken!
(Ab.)

(Beim Herausrufen.)

Wie? Ich soll kommen? Denken Sie vielleicht, ich bitte,
Mich auch April zu schicken? Hab' ich recht?
Bedenken zweierlei Sie: Heut' ist schon der Dritte,
Und dann geschickt wird nur 's studierende Geschlecht.
Allein, wenn Sie nur lächeln und mir Beifall sagen,
So will ich mein Geschick mit wahrer Lust ertragen!

Weinen und Lachen.

Weinen.

Das Weinen ist in diesem Erdenzelt
Des Herzens und des Menschen einz'ge Gabe,
Begrüßt von Thränen tritt er in die Welt
Und so begleitet wandert er zum Grabe.
Und auch das Kind, das kaum am Licht erscheint,
Es ahnt des Lebens langen Schmerz und — weint'

Lachen.

Das Lachen ist der Menschheit höchstes Gut,
Denn weinen, weinen kann auch die Hyäne;
Das Lachen zeigt von rosenrothem Blut,
Von schwarz gestocktem Blute zeigt die Thräne.
Die Weiner und die Nießer werden niemals flott,
Zu Beiden sagt die Menschheit: „Helf euch Gott!"

Weinen.

Kennst du die kleinen Wunderperlen nicht,
Die aus des Herzens Grund und Tiefen,
Aus unsrer Augen unbegrenztem Licht
Die innigsten Gefühle riefen?
Kennst du die Wunderperle, Thräne, nicht,
So weißt du nicht, wie Herz zum Herzen spricht.

Lachen.

Dem Weinen ist die Schöpfung nicht geweiht,
Die Engel lächelten, als auf das „Werde!"
In ihrem rosenvollen Hochzeitskleid
Dem Nichts entsprang die junge Erde,
Und nach des öden Chaos ew'ger Nacht
Hat freundlich ihr der erste Tag gelacht.

Weinen.

Und als erwachend aus dem ersten Schlaf
Die erste Frau nun vor dem Menschen stand,
Als nie gekannte Lieb' sein Wesen traf,
Als nie gekannte Glut sein Herz entbrannt,
Da brach aus seinem Aug', was ihm der Mund verneint,
Die erste Thräne war es, die der Mensch geweint.

Lachen.

Und darum weint noch jetzo mancher Mann,
Wenn seine Frau er schauet beim Erwachen.
Zu lieben fängt der Mann mit Weinen an,
Zu lieben aber hört er auf mit Lachen;
Mit Thränen nicht gewinnt man Frauenherz,
Sie reißt ein Einfall hin, ein Witz, ein Scherz.

Weinen.

Das Lachen und des Lebens tolle Lust,
Sie sind wie Gäste, die vorüber schweben,
Der Schmerz allein, das Weh' in uns'rer Brust,
Sie siedeln an sich für das ganze Leben;
Die Menschen sind zur Freude nicht gemacht,
D'rum weint das Auge, wenn das Herz uns lacht.

Lachen.

Das Weinen kommt nicht stets aus reinem Quell,
Und falsche Thränen fließen falschen Schmerzen,
Das Lachen, das erkennt am Klang man hell,
Ob uns das Lachen wirklich geht vom Herzen;
Die fühllos sind, die weinen g'rad recht viel,
Auch im Theater bei dem Trauerspiel.

Weinen.

Wenn sich des Abends trennen Tag und Nacht,
Und wenn sie sich am Morgen sehen wieder,
Dann weinen sie aus süßer Liebe Macht,
Die Tropfen fallen dann zur Erde nieder;
Doch Thränen sind's, vom Himmelsauge blau,
Der Mensch nennt diese Tropfen: Morgenthau.

Lachen.

Dann lacht der Westwind, scherzt die Thräne fort,
Küßt sie hinweg von zarten Rosenwangen;
Denn Weinen ist ein wahrer Schönheitsmord,
Das Thränenwasser bleicht die Rosenwangen;
Der heit're Himmel sprach: „es werde Licht!"
Da ward ein lachend Frauenangesicht.

Weinen.

Das Lachen ist nicht immer edler Herzen Brauch,
Gebrauch davon kann auch der Böse machen;
Die Bosheit lacht, die Schadenfreude auch;
Die Dummheit und die Einfalt, sie auch lachen;
Die Thräne aber hat der Erdensohn
Allein für Liebe, Mitleid, Religion.

Lachen.

Den Weinenden, den hört man einmal an,
Den Lachenden wird man nicht satt zu hören,
Das Lustspiel wird besucht, so oft man kann,
Die Posse wird uns froh stets neu bethören;
Ein Trauerspiel hält Niemand zweimal aus,
Man sagt: „Ein Trauerspiel? das hab' ich schon zu Haus!"

Weinen.

Wer lacht, wenn er mit sich ist ganz allein,
Wer einsam ist, kann Lachen den ergötzen?
Hingegen Weinen stellt voll Trost sich ein,
Einsame Augen liebevoll zu netzen.
Wer sich in öder Nacht hat einsam satt geweint,
Dem ist der Freund, die Thräne nicht verneint.

Lachen.

Für Thränen gibt es nicht Erinnerung,
Vergang'ner Schmerz bleibt im Gedächtniß nimmer,
Das Lachen wird, d'ran denkend, wieder jung,
Die Freude lebt in der Erinn'rung immer;
Das Weinen wird im Lethe gern versenkt,
An's Lachen man das ganze Leben denkt.

Weinen.

Die Thränen sind die Boten an das Herz,
Die Boten bitten rührend um Erhörung,
Sie finden freien Einlaß allerwärts,
Und ihrem frommen Flehen wird Gewährung;
Die Thräne, die dem Mitleid wird geweint,
Sie ehrt viel edle Herzen hier vereint.

Lachen.

Vor solchen Thränen tret' ich gern zurück,
Nicht herzlos soll man stets das Lachen wähnen,
Auch ich trag' gerne bei ein kleines Stück,
Man lächelt oftmals gerne zwischen Thränen;
Wenn solchen Anklang findet fremder Schmerz,
So lacht dem Weinenden wohl selbst das Herz!

Weinen (zum Lachen).
So reiche freundlich mir die Schwesterhand,
Und laß uns freundlich jetzt zusammenstreben!

Lachen (zum Weinen).
Das Leben ist ein buntgewirktes Band,
In welches Lust und Schmerz den Faden weben;

Beide (zum Publikum).
Wo Weinen, Lachen sinnig sich vermischt,
Da wird das Herz gekräftigt und erfrischt!

O, o! Ho, ho! So, so! Rococo!

Eine zwanglose Drolerie.

Fragt man die Welt: was ist modern? was ist antik?
So weiß es Jeder bald und sagt mit weisem Blick: „O, o!"
Hört man jedoch, wie sie's erklären, an,
So sagt ein Jeder von dem Andern dann: „Ho, ho!"
Ein Jeder weiß das besser auf ein Haar,
Beweist es auch dem Andern licht und klar: „So, so!"
Doch findet sich ein Ding, das so ist von Gestalt,
Nicht häßlich und nicht schön, nicht neu und auch nicht alt,
Ein Ding, das man auch leicht zum Unding zählt,
Ein Ding, dem eigentlich der Name fehlt,
So ist's modern und schön, und heißt, wie heißt's? „O, o!"
Ho, ho! So, so! Es heißet — Rococo!

Das „Alter soll man ehren!“ das ist schön, „O, o!“
Man thut's jetzt allgemein, bei Porzellän, „Ho, ho!“
Die alten Männer aber ehrt man nicht,
Die jungen lachen ihnen in's Gesicht, „So, so!“
Und kömmt ein Mädchen in die Zwanzig tief,
Gab's keinen Enthusiasten noch, der rief:
Die muß ich haben, die, „O, o!“
Ho, ho! Die ist modern, denn sie ist „Rococo!“

Das „Alter soll man ehren!“ wir thun's auch fein, „O, o!“
Wir ehr'ns alle Tag, das heißt — beim Wein, „Ho, ho!“
Jedoch Gesetz und Glaube, Regiment der Welt,
Sind alt auch; wie ist's mit der Ehrfurcht da bestellt?
„So, so!“
Die Liebestreu ist wie die Welt so alt,
Doch findet sich kein Mann so bald,
Der sagt: treu muß ich sein, „O, o!
Ho, ho! Denn Treue ist ja Rococo!“

Die alten Deutschen waren fromm und mild und treu,
„O, o!“
Wird dieses Alterthum als Mode neu? „Ho, ho!“
Das alte Deutsche, das wird nicht modern,
Das alt Chinesische, das hat man gern, „So, so!“
Ich rath' es jedem Gatten jetzunt an,
Er ziehe stets sich als Pagode an,
Dann liebt ihn seine Frau und sagt: „O, o!
Ho, ho! Mein Mann ist lieb wie Rococo!“

Sein Kind erzieh'n ist ein alter Brauch, „O, o!"
Wird dies vielleicht modern jetzt auch? „Ho, ho!"
Man nimmt nun sechs Erzieher sich geschwind,
Und die erziehen per procura dann das Kind, „So, so!"
Nur wenig Müttern fällt es einmal ein,
Sie wollen auch modern jetzt sein,
Und von sich sagen: „O, o!
Ho, ho! Bin selbst die Mutter à la Rococo!"

„Der Mann soll dein Gebieter sein!" ein altes Lied, „O, o!"
Jedoch was sagt die Frau im Herrschgebiet? „Ho, ho!"
„Daß du gebieten sollst, das saget man von dir,
Allein, daß ich dir folgen soll, wo steht das hier?"
„So, so!"
Der Mann regier', das ist ein alter Spruch,
Doch ist jetzt eine Frau modern genug,
Und sagt: Mein Mann ist Herr, „O, o!
Ho, ho! Mein Mann regiert mich Rococo!?"

Blos für die Dichter ist es jetzt ein Glück, „O, o!"
Zwar sind sie weder klassisch noch antik, „Ho, ho!"
Zusammen scharrt aus alt und neu
Ihr Pegasus sich Gras und Heu, „So, so!"
Sie plündern alle Alten aus,
Und kommt sodann was Guts heraus,
So kann man sagen wohl: „O, o!
Ho, ho! Das ist sehr neu — und — Rococo!"

Am schwersten wird dem Dichter wohl das End', „O, o!"
Gewöhnlich wird's ein süßes Kompliment „Ho, ho!"
An's Publikum, von „Kunst und Gunst und Huld" — gerührt —
Das Publikum gerührt, das applaudirt „So, so!"
„Wo Alles liebt, haßt Karlos nicht!"
D'rum schließt auch unser Dichter dies Gedicht
Jetzt damit nun: „Verehrtes Publikum, „O, o!"
Es handelt sich um Kränze nicht; „Ho, ho!"
Wenn sie nur freundlich sagen: „Es ist — so, so!"
So ist's genug für „Rococo!"

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

PT
2461
S6F5
Bd.1

Saphir, Moritz Gottlieb
Fliegendes Album für Ernst

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 06 01 005 7